Jahrgang 10.—Vol. X. Januar 1910. No. 1.—Heft 1.



Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter.

„Die Vergangenheit ist die Mutter der Gegenwart.
Wir säen für unsere Nachkommen.“

Vierteljahrsschrift.

Herausgegeben von der

Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois.

Preis per Jahr $3.00. — Einzelhefte $1.00.

Die Deutsch-Amerikanische Historische Gesellschaft von Illinois.

No. 1401 Schiller Building, 109 Randolph Str.

Chicago, Ill.

Entered as Second Class Matter January 7, 1901, at the Post-Office of Chicago, Ill., under Act of July 16, 1894

Deutsch-Amerikanische Historische Gesellschaft
von Illinois.

Organized April 6, 1900.

Verwaltungsrath:

Für ein Jahr:

H. Bornmann,
Otto Kieselbach,
Dr. E. P. Raab,
H. v. Wackerbarth,
F. E. Habicht.

Für zwei Jahre:

F. J. Dewes,
Max Eberhardt,
E. W. Kalb,
Dr. O. L. Schmidt,
Otto C. Schneider,
Rudolf Seifert.

Beamte:

Otto C. Schneider, Präsident.
Dr. O. L. Schmidt, 1. Vize-Präs.
F. J. Dewes, 2. Vize-Präs.
Consul A. Holinger, Schatzmeister.
Emil Mannhardt, Sekretär.

Comites:

Finanz-Comite. — Dr. O. L. Schmidt, F. J. Dewes, Otto C. Schneider, A. Holinger.

Archiv-Comite. — Max Eberhardt, H. v. Wackerbarth, der Sekretär.

Comite für Historische Forschung.— H. v. Wackerbarth, Otto C. Schneider, Rudolf Seifert, Dr. O. L. Schmidt, Dr. Phil. H. Matthei, Fritz Glogauer, Dr. O. J. Roskoten, Peoria, Ill. H. Bornmann, Quincy; Wm. A. Meese, Moline; Otto Kieselbach, Mendota; der Sekretär.

Comite für Literarische Leitung.— Der Sekretär, der Präsident, H. Bornmann.

Druck-Comite. — Dr. Otto L. Schmidt; E. W. Kalb, A. Holinger.

C. M. Staiger Printing Co., 438 N. Clark Str., Chicago.

Entered as Second Class Matter January 7, 1901, at the Post-Office of Chicago, Ill., under Act of July 16, 1894.

Jahrgang 10. Januar 1910. Heft 1.



„Die Vergangenheit ist die Mutter der Gegenwart.
Wir säen für unsere Nachkommen.“

Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter.

Zehnter Jahrgang.

Mit dem vorliegenden Hefte beginnen die „Deutsch-Amerikanischen Geschichtsblätter“ ihren zehnten Jahrgang. Ein Theil derselben wird, wie in den letzten Jahren, der Fortsetzung der „Geschichte der Deutschen und deutschen Nachkommen in Illinois und den östlichen Nord-Centralstaaten,“ der Rest einzelnen Episoden aus der deutsch-amerikanischen Geschichte gewidmet sein.

Indem die Deutsch-Amerikanische Historische Gesellschaft von Illinois ihren Mitgliedern und Allen, welche sie in ihrer Arbeit bisher unterstützt haben, ihren Dank ausspricht, ersucht sie dieselben, ihr auch ferner zur Erreichung des vorgesteckten Zieles beizustehen.

Achtungsvoll,

Der Verwaltungsrath.

Geschichte der Deutschen Gesellschaft von Maryland.

Zusammengestellt von Louis P. Hennighausen.

(Schluß.)

Die eigentliche Geschichte der Deutschen Gesellschaft von Maryland im Buche des Herrn Hennighausen beginnt mit der Erklärung, daß die Protokolle und Akten der Gesellschaft von vor dem Jahre 1817 verloren gegangen sind, und es deshalb nicht möglich ist, das wirkliche Datum des Beginnes der Gesellschaft festzustellen. Jedenfalls ist sie spätestens im Jahre 1783 entstanden.

Ueber die Zustände unter den deutschen Bewohnern Maryland's und besonders Baltimore's, macht das Buch folgende interessante Mittheilungen:

In der Kirchengeschichte von Dr. E. J. Wolf und L. Beard findet sich folgende Stelle:

„Im Jahre 1710 ließen sich mehrere Pfälzer in Frederick County nieder und bauten um ungefähr 1720 die erste Kirche in diesem County in ihrer Jerusalem benannten Ansiedlung. Die Missionare, Prediger Melchior Mühlenberg und Prediger Michael Schlatter, berichten in den Jahren 1747—1748 nach Deutschland, daß im Monocacy-Thal über 1000 deutsche Ansiedler lebten. William Eddis, ein Beamter des Marylander Gouverneurs Eden von 1769 bis 1776, schreibt in seinen Briefen an einen Freund in England, die 1792 unter dem Titel „Letters from America“ in London veröffentlicht wurden, daß es die Einwanderung von Deutschen gewesen sei, die vornehmlich zur Vermehrung der Bevölkerung und durch deren Fleiß zum Aufschwung der Kolonie beigetragen habe.

Von 1732 bis 1776 ließen sich die Deutschen meist im westlichen Maryland, von Baltimore bis an die westliche Grenze der Kolonie, nieder. Sie wählten 1771 und wieder 1773 Jonathan Hager zum Mitglied der Gesetzgebung von Maryland. Da dieser von Deutschland eingewandert war und die englischen Gesetze verboten, daß irgend Jemand, der nicht als englischer Unterthan geboren war, Mitglied einer gesetzgebenden Körperschaft werde, erließ die Gesetzgebung von Maryland ein besonderes Ausnahme-Gesetz zu seinen Gunsten, das vom Lord Baltimore, dem Eigenthümer der Provinz, bestätigt werden mußte.

In der Correspondenz, die Gouverneur Eden über diese Angelegenheit mit Lord Dartmouth in England führte, heißt es (Brief vom 23. Januar 1773):

„„Es würde mir außerordentlich leid thun, wenn die Erklärung, die ich Ew. Herrlichkeit über die Beweggründe gebe, die zur Annahme des Erlasses führten, nicht als zufriedenstellend angesehen werden sollte; denn ich wage, Ew. Herrlichkeit zu versichern, daß dieser Erlaß nicht die Absicht hatte, dem bestehenden Gesetze entgegen zu wirken, und daß die Leute, zu deren Gunsten er angenommen wurde, das Verdienst haben, höchst nützliche Unterthanen zu sein. In Folge der durch das Gesetz gegebenen Ermuthigung, haben sich eine große Zahl deutscher Einwanderer in Nord-Amerika, namentlich in Pennsylvanien und den Grenz-Counties von Maryland niedergelassen. Sie sind durchweg ein gewerbfleißiges und arbeitsames Volk. Dadurch, daß sie eine Wildniß in gut ausgestattete Plantagen verwandelt haben, und durch ihr Beispiel und die wohlthätigen Wirkungen ihres außergewöhnlichen Gewerbfleißes haben sie in nicht geringem Grade unter den anderen Bewohnern den Geist der Nacheiferung geweckt. Daß sie ein höchst brauchbares Volk sind und die öffentliche Beach-

tung verdienen, wird von Allen anerkannt, die mit ihnen bekannt sind.""

Schon unter den ersten Ansiedlern in Baltimore befanden sich Deutsche. Am 2. Mai 1754 erwähnt Gouverneur Sharp von Maryland in seinem Bericht an Lord Baltimore die Deutschen und nennt sie das beste Element unter den Bewohnern Baltimore's. Im Jahre 1750, als „Baltimore Town" nur 25 Häuser und weniger als 200 Bewohner zählte, wurde dort die erste deutsch-reformirte Gemeinde gegründet, die noch besteht. Sie baute ihre erste Kirche ungefähr ums Jahr 1756 in Nord-Charles, nahe Saratogastraße. Die deutschen Lutheraner hatten bis 1756 ihre Gottesdienste in demselben Gebäude wie die Reformirten abgehalten, trennten sich dann aber und kauften ein Grundstück an Saratogastraße, damals Fishstraße genannt. Da ihr Geld zum Bau einer Kirche nicht langte, bauten sie ein Schulhaus, in welchem sie ihre Gottesdienste abhielten, bis sie eine genügende Summe zusammengebracht hatten, um an Gaystraße ein Gotteshaus, jetzt die Zions-Kirche, zu errichten. Ihr Schulmeister hieß Moritz Wörschler. Er findet sich in den Kirchenbüchern von 1758 bis 1773 erwähnt. Im Jahre 1774 gründete der Prediger Philipp Wilhelm Otterbein an der Conway nahe Sharpstraße die sogenannte „Otterbein-Kirche", eine deutsch-lutherische Gemeinde mit großer Mitgliederzahl, aus welcher sich die große Sekte entwickelte, die sich „Die in Christo vereinigten Brüder" nennt. Deutsche von gelehrten Berufen, deutsche Kaufleute und Handwerker kamen während des achtzehnten Jahrhunderts in großer Zahl nach Baltimore, — meist von Deutschland direkt, viele auch von York County und anderen Theilen Pennsylvaniens. Im Jahre 1764 kam der Drucker und Papiermacher Nikolaus Hasselbach von Philadelphia, wo er im August 1749 gelandet war und wo er ein Papier- und Druck- und Verlagsgeschäft betrieben hatte, und ließ sich mit seiner Familie in Baltimore nieder. Er war ein unternehmender und erfolgreicher Geschäftsmann, hatte ein beträchtliches Vermögen durch Verlag von deutschen Almanachs und Erbauungsbüchern erworben und war seit 1762 mit Anton Armbruster in Partnerschaft gewesen. Er brachte nach Baltimore eine Druckerpresse und eine vollständige Ausrüstung englischer und deutscher Typen mit, und gab hier Schul- und andere Bücher in deutscher und englischer Sprache heraus, trug sich auch mit dem Plane der Herausgabe einer deutschen Bibel. — Hasselbach war der erste Drucker in Baltimore. Im Jahre 1769 ging er in Geschäften nach Europa und verschwand auf der Ueberfahrt. Das von ihm hinterlassene Vermögen wurde auf $50,000 geschätzt. Seine Druckerei wurde von der Wittwe im Jahre 1773 an William Goddard verkauft, der am 20. August jenes Jahres die erste Nummer der ersten in Baltimore veröffentlichten Zeitung, „The Maryland Journal and Baltimore Advertiser" herausgab.

Im Jahre 1779 wurde im Senat der Marylander Gesetzgebung ein Beschluß eingebracht, daß die Herren Hanson, Beale und Fischer gewisse Gesetze in's Deutsche übersetzen sollten, und im Jahre 1787 beauftragte das Haus den Drucker in Fredericktown, die Verhandlungen des Comites für die Bundesverfassung und die Beschlüsse der Gesetzgebung darüber in die deutsche Sprache zu übertragen, zu drucken und in 300 Exemplaren in den Counties Frederick, Washington und Baltimore zu vertheilen.

Daß die Deutsche Gesellschaft von Maryland im Jahre 1783 gegründet wurde, schließt Herr Hennighausen aus folgender Notiz in Griffith's „Annals of Baltimore":

„1783, gleich nach dem Frieden, ließen sich mehrere Kaufleute aus anderen Staaten und aus anderen Theilen dieses Staates hier nieder, darunter die Herren Stubey, Dall, Staufer, Stark, Kimmel, Isaac Salomon und Johannot, und eine Anzahl europäischer Herren, worunter Grundy, Coopman, Schroeder, Seekamp, Koneke,

Zollikoffer, Nolke. Die „Minerva", Capt. Bels, die „Harmony" und andere Schiffe brachten eine große Zahl irischer und deutscher Redemptioner, und eine Gesellschaft zur Hülfe für die Deutschen, welche die Sprache des Landes nicht sprechen, wurde gebildet.

Im Jahre 1784 erscheint in Quinlan's „Medical Annals of Baltimore" Dr. Chas. F. Wiesenthal als Arzt der Deutschen Gesellschaft, und im Maryland Journal vom 10. August 1784 wird ein im Auftrage der Deutschen Gesellschaft geschriebener und von John Conrad Zollikoffer, Sekretär, unterzeichneter Brief an den Kapitän Klaus Kulkens von der Brigg „Lavater" veröffentlicht, worin diesem dafür gedankt wird, daß er seine Passagiere gut behandelt habe.

Der erste Präsident der Gesellschaft war Dr. Karl Friedrich Wiesenthal, der, 1726 in Preußen geboren, nach gründlichen medizinischen Studien auf deutschen Universitäten, im Jahre 1755 nach Baltimore gekommen war, wo er bis zu seinem 1789 erfolgten Tode als Arzt wirkte. Er war ein hervorragendes Mitglied des Vorstandes der Zions-Gemeinde, wurde im Januar 1775 zum Mitglied des Beobachtungs-Comites für Baltimore County, im Dezember desselben Jahres zum Superintendenten der Fabrikation von Salpeter für den Staat ernannt, am 2. März 1776 zum Oberstabsarzt des von Oberst Smallwood befehligten Ersten Marylander Bataillons ernannt und mit der Prüfung der sich zum Dienst meldenden Aerzte betraut, und 1777 zum Generalarzt sämmtlicher Marylander Truppen befördert. Nach dem Kriege richtete Dr. Wiesenthal eine medizinische und anatomische Schule ein, die nach seinem Tode von seinem Sohne, Dr. Andrew Wiesenthal, fortgeführt wurde.

Es ist höchst wahrscheinlich, daß Dr. Karl Wiesenthal der eigentliche Begründer der Deutschen Gesellschaft war; aber außer denen von John Conrad Zollikoffer und Dr. Wilhelm Zollikoffer lassen sich die Namen der ersten Mitglieder nicht feststellen. Sicher gehörten wohl die deutschen Aerzte Dr. Henry Keerl und Dr. John Peter Ahl dazu, die damals in Baltimore waren; Christian Mayer aus Ulm wurde nach den von seinem Nachkommen Brantz Mayer veröffentlichten Memoiren am 3. Januar 1785 ein Mitglied der Gesellschaft. Auch die Offiziere der deutschen Compagnie und der deutschen Schützen-Compagnie, soweit sie den Krieg überlebten, werden dazu gehört haben. Die Namen der Offiziere der erstgenannten Compagnie aus dem Jahre 1776 sind in Griffith's Annalen enthalten. Es waren Peter Mackenheiner, Geo. P. Keeport (Kuhbord), John Lohre, Christ. Myers, Samuel Gerock, John Lindenberger, John Mackenheimer, John Ritter und George Cole.

„Vor dem Unabhängigkeitskriege hatte England das Monopol des auswärtigen Handels gehabt. Während des Krieges hatte aller Handel mit dem Auslande aufgehört, aber nach dem Friedensschluß gründeten Hamburger und Bremer Kaufleute Filialen in Baltimore und schickten Schiffe mit Leinwand und anderen deutschen Erzeugnissen und besonders mit Einwanderern. Die Rückfracht bestand meistens aus Taback. Baltimore wurde mehr und mehr ein beliebter Landungshafen, namentlich für deutsche Einwanderer. Zu den allerersten Deutschen, die nach Abschluß des Friedens kamen, gehörte Johann Jacob Astor, der später nach New York ging. Im Jahre 1784 kam Joh. Friedrich L. Amelung mit einer Anzahl von Glasbläsern und errichtete am Monocacy in Frederick County eine große Glasfabrik; eine weitere erbaute er mit seinem Sohne F. L. F. Amelung im Jahre 1796 auf der Südseite von Baltimore. Zu gleicher Zeit, im Jahre 1784, kam Friedrich Leypold und errichtete in Süd-Baltimore eine Zucker-Raffinerie. Heinrich Schröder, Louis Brantz, Samuel Etting, Michael Kimmel, Wilhelm Lorman, Dr. Heinrich Keerl, John H. Friese, F. W. Brune, die später Beamte der Deutschen

Gesellschaft wurden, kamen fast alle in jener Zeit. Durch die französische Revolution und die napoleonischen Kriege wurde bis 1815 der Handel mit Deutschland und die Einwanderung von dorther unterbrochen, und in Folge davon hatte die Deutsche Gesellschaft wenig zu thun. Die deutsche Bevölkerung Baltimore's aber, worunter viele in Baltimore geborene Söhne und Enkel Eingewanderter waren, erhielt sich in jenen Jahren auch ohne Einwanderung, was daraus hervorgeht, daß dort eine große reformirte, zwei lutherische, eine calvinistische, eine Baptisten- und eine Tunker-Gemeinde mit Gemeindeschulen bestanden, in denen deutsch gepredigt und unterrichtet wurde. Auch wurde eine deutsche Zeitung herausgegeben, und der Buchhändler, Drucker und Typengießer Samuel Sauer druckte von 1795 bis 1801 zehn verschiedene Werke in deutscher Sprache.

Und daß die Deutschen von damals Antheil an den städtischen Angelegenheiten nahmen, beweist die Thatsache, daß im Jahre 1797 Adam Fonerden, Baltzer Schäffer und Peter Frick, im Jahre 1806 George Decker, Henry Stauffer, Jacob Small, Wm. Lorman, George P. Keeport, Balzer Schaeffer, John Brinn, John Miller, Ludwig Hering und Frederick Schaeffer Mitglieder des Stadtraths waren; im letzteren Falle hatten die Deutschen sogar die Mehrheit, 10 aus 16. Zahlreiche Deutsche finden sich unter den Mitgliedern des Stadtraths von 1807 bis 1814.

Ein Kapitel des Hennighausen'schen Werkes ist den bereits erwähnten deutschen Gemeinden gewidmet. Von ihnen besteht nur noch die Zions-Gemeinde als (blühende) deutsche Gemeinde, und blickt auf einen Bestand von 160 Jahren zurück.

Sehr interessant ist der Abschnitt, der dem Kriege von 1812—1814 gewidmet ist. Herr Hennighausen schreibt darüber:

Im Jahre 1814, als der Krieg zwischen Großbritannien und unserem Lande über ein Jahr gedauert hatte, und die Engländer von den vielen in unserm Hafen ausgerüsteten Kapern schlimm gelitten hatten, erklärte der britische Admiral Warren: „Baltimore ist zur Vernichtung verdammt."

Die Engländer kamen mit einer Flotte von über siebzig Schiffen, um Baltimore zu zerstören, gingen am Sonntag, 11. September 1814, bei North Point, zwölf Meilen von der Stadt, vor Anker, und landeten am nächsten Tage ungefähr 7000 Mann Infanterie, Artillerie, Marinesoldaten und Matrosen in voller Schlachtausrüstung, die sich auf die Stadt zu in Bewegung setzten.

Ihre Kriegsschiffe fuhren den Patapsco hinauf, um die Stadt vom Fluß aus zu bombardiren und die Armee bei deren Einnahme und Zerstörung zu unterstützen.

Die Stadt hatte von der Drohung gehört und hatte sich zu heldenhaftem Widerstande gerüstet. Im August 1814 war ein Sicherheits-Ausschuß von 30 Mitgliedern, mit dem Bürgermeister an der Spitze, ernannt worden, in welchem folgende Deutsche oder deutsche Nachkommen saßen: Henry Stauffer, Solomon Etting, William Lorman, Adam Fonerden, Frederick Schaeffer, George Woelpper, Hermann Alrichs und Georg Warner. Unter den Superintendenten, welche die Errichtung von Schanzen überwachten, waren Philipp Cronmiller, Ludwig Hering, Frederick Leypold, Henry Schröder, Peter Gold und John Decker. Mitglieder des Unterstützungs-Comites waren Peter Diffenderfer, Wm. Brown und Daniel Diffenderfer; Mitglieder der Ward-Ausschüsse Hy. Schroeder, Balthasar Schaeffer und Jacob Miller.

Und nicht weniger bezeugten diese deutschen Bürger ihre Vaterlandsliebe und ihren Muth bei der Vertheidigung der Stadt. General John Stricker befehligte die Brigade, welche den Hauptansturm des Feindes in der Schlacht von North Point am 12. September auszuhalten hatte. Auf amerikanischer Seite gab's keine reguläre Armee, sondern nur Bürger-Milizen und Freiwillige, darunter die „First Baltimore

Light Infantry", die von Hauptmann Mackenheimer (Offizier im Unabhängigkeitskriege und später zum Oberst befördert) gegründet war, und jetzt von Hauptmann John Schirm befehligt wurde; die Independent Company, von Capt. John Stricker in's Leben gerufen; die Baltimore Jagers, unter Commando von Philipp S. Sadtler; die Union Jagers, befehligt von Capt. Dominick Bader; die Grey Jagers, eine Cavallerie-Compagnie, befehligt von Rittmeister Jacob Baer, und das 51ste Regiment der Marylander Miliz, unter Commando von Oberst Henry Amey, der seine Befehle mit Amich unterzeichnete und Mitglied der deutschen Zions-Gemeinde war. Die Hauptleute Haubert, Michel Peters, Andrew Smith, J. Matthews, Daniel Schwarzauer, George Stoever, John D. Miller, Thomas Warner, Andrew E. Warner und Henry Meyer, deren Namen später unter den Mitgliedern der Deutschen Gesellschaft zu finden sind, befehligten Compagnien in verschiedenen Regimentern.

Und nun erst beginnt im Hennighausen'schen Buche die eigentliche, aktenmäßig beglaubigte Geschichte der Deutschen Gesellschaft von Maryland. Derselben wurde, nachdem sie aus den angeführten Gründen lange Zeit so gut wie brach gelegen hatte, am 13. Februar 1817 neues Leben eingeflößt. Den Anstoß dazu hatte die Ankunft des holländischen Schiffes „Juffrow Johanna", Capitän H. H. Bleeker, gegeben, das nach fünfzehnwöchentlicher stürmischer Reise über den Ocean von Amsterdam her, mit seinen über 300 deutschen Einwanderern in Folge des für jene Gegend unerhört kalten Wetters in der Chesapeake Bai gegenüber von Annapolis eingefroren war, und nicht nur Mangel an Lebensmitteln und Heizmaterial litt, sondern auch an Betten, da dieselben, weil sie zu unrein geworden, bei der Einfahrt in die Bai fortgeworfen waren.

Die große Noth, in welcher diese Leute sich befanden, wurde durch den „Baltimore American" bekannt, und am 13. Februar wurde nach Kaminski's Hotel eine Versammlung berufen, an welcher die meisten angesehenen Deutschen theilnahmen, und die am 18. Februar zur Annahme einer neuen Verfassung und am 3. März zur Wahl der neuen Beamten führte. Der erste Präsident war Herr Christian Mayer, Vicepräsidenten wurden Dr. A. J. Schwartz, B. J. von Kapf, Heinrich Schröder und General John Stricker; Sekretäre Louis Mayer und Lorenz Thomsen; Schatzmeister Friedrich Waesche; Rechtsberather David Hoffmann und Wm. Frick; Aerzte Joh. George Wolf und Jacob Baer; Direktoren: Justus Hoppe, Louis Brantz, Conrad Schultz, Jacob Small (Schmal), F. L. E. Amelung, William Krebs, John F. Frick, Sam Keerl, John F. Friese, Peter Sauerwein, Michael Kimmel und Jesse Eichelberger. — Die Verfassung, die als den Zweck der Gesellschaft den Schutz und die Unterstützung armer Einwanderer aus Deutschland und der Schweiz oder deren Nachkommen hinstellt, die im Staat Maryland wohnen oder zeitweilig darin sich aufhalten, wurde von 169 geborenen Deutschen und Schweizern und Nachkommen von solchen unterzeichnet.

Die Gesellschaft machte sich sofort an die Arbeit. Die Direktoren Conrad Schultz, L. E. Amelung und Peter Sauerwein wurden am 8. März angewiesen, sofort nach Ankunft der „Juffrow Johanna" im Hafen von Baltimore eine erschöpfende Untersuchung über folgende gegen den Kapitän Bleeker erhobenen Anklagen anzustellen:

1. Daß von Beginn der Reise an die Passagiere die im Contrakt vereinbarten Lebensmittel weder in genügender Menge noch Güte erhalten hätten; 2. daß der Kapitän dem Contrakt entgegen von mehreren Passagieren ein größeres Ueberfahrtsgeld gefordert habe, als vereinbart gewesen sei; und 3. daß der Kapitän sich die Kleider und

Effekten der an Bord gestorbenen Passagiere angeeignet habe.

Am 31. März erhielt der Advokat Wm. Frick Auftrag, gegen den Kapitän Bleeker gerichtlich vorzugehen, der auch noch die weitere Uebertretung des Contraktes sich hatte zu Schulden kommen lassen, von Annapolis aus eine Anzahl der Passagiere nach Virginien und dem Distrikt von Columbia zu verkaufen, statt sie nach Baltimore zu bringen, wie er contraktlich verpflichtet war. — Herr Hennighausen berichtet nicht, wie dieser Fall geendet hat, und ob der Kapitän bestraft wurde, aber aus den Mittheilungen geht hervor, daß den Passagieren jenes Schiffes wirksame Hülfe zu theil wurde. Die Kranken darunter wurden in's Hospital gesandt, aber es konnte unter den bestehenden Gesetzen nicht verhindert werden, daß dieselben als Redemptioner verkauft, und daß Familien getrennt wurden, — die Eltern hierher, die Kinder dorthin kamen, ohne daß, weil die Verkäufe nicht registrirt wurden, die einen von den andern wußten, wohin sie gekommen.

Die Gesellschaft richtete sofort ihr Bemühen dahin, nicht nur in individuellen Fällen einzutreten, die zu ihrer Kenntniß gelangten, und in denen die Redemptioner grausame Behandlung erlitten hatten, oder der Versuch gemacht worden war, sie zu übervortheilen und über die stipulirte Zeit hinaus in Dienstbarkeit zu halten, sondern ein Gesetz zu erlangen, das den bestehenden Uebeln ein Ende mache.

Um der Gesellschaft Mitglieder zuzuführen, wurde am 26. Dezember 1817 in Kaminski's Hotel ein großes Bankett gegeben, bei welchem nicht weniger als dreizehn vorgesehene und fünfundzwanzig unvorhergesehene Trinksprüche ausgebracht wurden. Am 3. Februar 1818 erhielt die Gesellschaft von der Legislatur Körperschaftsrechte und am 16. Februar 1818 erfolgte die Annahme eines Gesetzes, das damit begründet war, daß deutsche und schweizer Einwanderer zur Abzahlung ihres Ueberfahrtgeldes sich oft gezwungen sähen, sich grausamer Uebervortheilung seitens der Kapitäne der Schiffe, in denen sie ankommen, und gleichfalls seitens derer, deren Dienstleute sie werden, zu unterwerfen, und worin zunächst der Gouverneur beauftragt wird, einen in deutscher und englischer Sprache gut geübten Mann zu ernennen, der alle diese Contrakte von Deutschen und Schweizern registriren solle; diese Contrakte müssen, um Rechtsgültigkeit zu haben, von dem Registrar aufgesetzt und von ihm unterzeichnet sein, und in einem ordentlichen Gerichtshof zu Protokoll genommen werden; jeder Dienstherr muß jeden Minderjährigen bis zum 21. Jahre wenigstens zwei Monate jährlich zur Schule schicken, und Niemand darf unter irgend welchen Umständen auf länger als vier Jahre in Dienst verkauft werden; kein deutscher oder schweizer Einwanderer soll länger als 30 Tage nach Ankunft an Bord des Schiffes zurückgehalten werden, und während der Zeit gute und genügende Lebensmittel erhalten, ohne daß dadurch die Zeit seiner Dienstbarkeit verlängert werden soll; dem Registrar wird es zur Pflicht gemacht, kranke oder von den Schiffsoffizieren grausam behandelte Passagiere sofort auf Kosten des Schiffes an's Land zu schaffen und zu verpflegen; für wen davon sich in sechzig Tagen nach Ankunft kein Käufer gefunden hat, auf den haben die Eigenthümer des Schiffes keinen Anspruch mehr. Kinder sollen nicht für das Ueberfahrtsgeld ihrer lebenden oder todten Eltern, noch Eltern für das ihrer gestorbenen Kinder, noch ein Ehemann für das seiner gestorbenen Frau, noch eine Frau für das ihres gestorbenen Mannes verantwortlich sein, einerlei was die über See gemachte Uebereinkunft gewesen; und endlich sollen die Kapitäne ankommender Schiffe, in Zeit von zehn Tagen nach Ankunft dem Registrar ein genaues Verzeichniß des Nachlasses aller an Bord gestorbenen deutschen und schweizer Emigranten liefern; der Registrar soll denselben verkaufen und dem Kapitän das Fahrgeld be-

zahlen, — außer wenn der Tod vor Vollendung der halben Reise erfolgt war, in welchem Falle kein Ueberfahrtsgeld zu bezahlen sein soll. Der Rest des Erlöses soll an die rechtmäßigen Erben, oder falls solche in Frist von drei Jahren nicht aufzufinden sind, an die Deutsche Gesellschaft von Maryland gehen.

Mit Hülfe dieses Gesetzes gelang es der Gesellschaft, auf deren Empfehlung Herr Lorenz Thomsen zum Registrar ernannt wurde, der gleich gut deutsch und englisch sprach und in allgemeiner Achtung stand, leider aber schon 1819 starb, allmählich eine Besserung in den Ueberfahrtsbedingungen zu erzielen, und in vielen individuellen Fällen Ungerechtigkeiten vorzubeugen, und die Bestrafung von Dienstherren zu erlangen, die ihre Dienstleute grausam behandelt hatten.

Viel Trubel erwuchs der Gesellschaft durch das schwedische Schiff „Prima", Kapitän Marwold, das nach einer sehr langen und stürmischen Reise Anfangs Januar 1819 von Bergen in Norwegen in Baltimore eintraf. Es hatte über 250 deutsche und schweizer Einwanderer an Bord, die durch dem Verfasser unbekannte Ursachen (Schiffbruch oder andere) nach Bergen verschlagen worden waren. Wie aus den feurigen Dankbeschlüssen hervorgeht, welche die Deutsche Gesellschaft für die Stadtbehörden von Bergen und mehrere andere dortige Beamte, sowie für den hanseatischen Consul in Christiania, Herrn A. Grüning, wegen der diesen Auswanderern erwiesenen „beispiellosen Menschlichkeit und Freigebigkeit" annahm, scheinen die Leute gut behandelt worden zu sein. Aber bei Ankunft des Schiffes besaß der Kapitän nicht die nöthigen Mittel, um die vorgeschriebene Tonnensteuer zu zahlen, und es wurde deshalb an der Landung verhindert. Die Deutsche Gesellschaft streckte das Geld vor, und machte es den Passagieren möglich, an Land zu kommen, von denen mehrere auch größere Unterstützungen erhielten.

Aber das war nichts gegen die Unannehmlichkeiten, welche der Gesellschaft durch nachstehenden Fall erwuchsen. Unter den Eingewanderten befand sich eine aus vier Personen, Vater, Mutter und zwei kleinen Söhnen bestehende Familie Breuning. Während der Staatsregistrar Thomsen dabei war, die Mieth-Contrakte für die Redemptioner auszufertigen, sah ein Farmer Denny aus Queen Anne County die beiden kleinen Breuning, kaufte sie ohne Herrn Thomsen's Wissen und Zustimmung dem Kapitän für eine ziemlich hohe Summe ab und nahm sie in seinem Boot fort. Die Mutter schlug, als sie dies sah, Alarm und Thomsen befahl Denny, die Kinder zurückzubringen; doch kehrte dieser sich nicht daran. Der Gesellschaft blieb nichts übrig, als im Gericht von Queen Anne County ein Habeas-Corpus-Gesuch einzureichen, das schließlich auch bewilligt wurde. Aber hierüber und über den Fall eines Gärtners Stoffel, der auf Grund eines in Holland eingegangenen Contrakts bei einem Herrn Carrere in Baltimore in Dienst stand und gerechte Beschwerden über seine Behandlung erhoben hatte, war ein Zerwürfniß zwischen den beiden Anwälten der Gesellschaft und deren Präsidenten, Herrn Chr. Mayer, entstanden, das zu der Resignation der beiden Ersteren führte.

Beide dieser Herren nahmen in ihrem Beruf und als Bürger eine sehr geachtete Stellung ein. Herr William Frick, Sohn von Peter Frick, der 1773 als einer der Vorsteher der Zions-Gemeinde in den Gemeinde-Akten verzeichnet steht, 1796 Mitglied des (ersten) Stadtraths und mehrere Jahre lang Präsident des Oberhauses desselben war, wurde 1836 vom Präsidenten Jackson zum Hafen-Collektor ernannt, und behielt diese einflußreiche Stellung unter dem Präsidenten van Buren. Nachher war er Staatssenator und 1848 wurde er von Gouverneur Thomas zum Oberrichter von Baltimore County ernannt, und dadurch Mitglied des Appellationsgerichts von Maryland, welche Stellung er bis 1851

innehielt, wo er auf Grund einer neuen Verfassung zum obersten Richter des Superior-Gerichts der Stadt Baltimore erwählt wurde. Als solcher starb er am 25. Juli 1855. Er war ein ausgezeichneter Redner und hat mehrere juristische Werke verfaßt.

Sein College, Dr. jur. David Hoffmann, war im Jahre 1784 in Baltimore von deutschen Eltern geboren worden. Er war von 1817 bis 1836 Professor der Jurisprudenz an der Universität von Maryland und hat mehrere juristische und andere Werke geschrieben, von denen „A Course of Legal Studies" und „Legal Outlines" lange Zeit großen Ruf genossen.

Große und nützliche Thätigkeit entfaltete die Gesellschaft im Sommer 1819, als in der Vorstadt Fell's Point das Gelbfieber ausbrach, durch Errichtung von Volksküchen und anderweitige Unterstützung der Armen.

Im Jahre 1832 erhielt die Gesellschaft von der Marylander Legislatur ein schönes Weihnachtsgeschenk, in Gestalt eines Gesetzes, das ihr von jedem deutschen und schweizer Einwanderer eine, von dem Schiff, das sie brachte, zu zahlende Kopfsteuer von 60 Cents sicherte. Diese Kopfsteuer wurde bis zum Jahre 1876, von wo an nach der Entscheidung des Bundesgerichts dieselbe nicht länger erhoben werden konnte, für 272,218 Personen bezahlt, von denen gekommen waren:

1833—1840	44,584
1841—1850	50,660
1851—1860	73,722
1861—1869	49,513
1869—1876	53,375

Diese Einnahme, die schon im Durchschnitt des ersten Jahrzehnts mehr als $2500 und im Durchschnitt der 44 Jahre über $3600 jährlich betrug, setzte die Gesellschaft in den Stand, ihrer humanen Thätigkeit noch erfolgreicher als bisher obzuliegen. Aus dieser sind besonders hervorzuheben die Aussendung einer Adresse im Jahre 1834 nach Deutschland, worin Auswanderungslustigen, um Enttäuschungen vorzubeugen, eine wahrhaftige Beschreibung der Zustände und Arbeitsgelegenheiten gegeben wurde, die sie beim Herüberkommen zu erwarten hätten, verbunden mit Rathschlägen für ihre Ausrüstung für die Ueberfahrt und ihr Verhalten auf der Reise und bei der Ankunft. Auch wurden auf den ankommenden Auswandererschiffen Warnungen in englischer und deutscher Sprache vor den Schleppern der Emigrantenhäuser vertheilt. Ein ständiges Comite der Gesellschaft sorgte dafür, die Einwanderer vor Uebervortheilung zu schützen. Vielen unbemittelten Einwanderern wurden die Mittel gewährt, an den Ohio zu gelangen, indem sie mit Fuhrwerken und Geld ausgerüstet wurden. Kräftige Schritte wurden in den Jahren 1837 und 1838 gegen die Verschiffung von Verbrechern und Paupers an unsere Gestade gethan; im Jahre 1841 wurde die Anstellung eines deutschen Dolmetschers in den Gerichten durchgesetzt; im Jahre 1845 wurde ein Arbeitsnachweisungsbureau eingerichtet, durch dessen Vermittelung viele Tausende Arbeit erhielten; im Jahre 1846 wurde eine Frei-Apotheke eingerichtet, der 1849 in Folge der Zunahme der Einwanderung zwei weitere hinzugefügt und die im Jahre 1853 auf sieben vermehrt wurden.

Groß waren die Anforderungen an die Hülfsbereitschaft der Gesellschaft bei Ausbruch des Bürgerkrieges. An 4158 würdige Personen wurden im Jahre 1861 Unterstützungen gezahlt, an 4608 unentgeltlich Arznei verabfolgt, so daß, da auch die Einwanderung und damit das Kopfgeld abnahm, die Gesellschaft sich gezwungen sah, für $4000 6prozentige Baltimore City Bonds zu verkaufen, die nur $3,422.50 einbrachten. Glücklicher Weise besserten sich die Zustände bald. Im Jahre 1870 hintertrieb die Gesellschaft die Annahme einer in der Legislatur schwebenden Vorlage, welche die Erhöhung der Einwanderer-Kopfsteuer bezweckte; im Jahre 1871 erhielt die Gesell-

schaft $10,000 als ein Vermächtniß des Herrn Albert Schumacher, der über 30 Jahre lang ihr Präsident gewesen.

Der Wegfall der Kopfsteuer im Jahre 1876 brachte der Gesellschaft in jenem Jahre ein Defizit, das durch Verkauf von Bonds, im nächsten Jahre durch Erhöhung des Jahresbeitrages von $3 auf $5, und durch freiwillige Beiträge im Betrage von $548 gedeckt wurde. In den nachfolgenden Jahren bis 1889, wo eine bedeutende Vermehrung der Mitglieder (um 225 gegen 1887) erzielt wurde, war es trotz äußerster Sparsamkeit nicht möglich, Unterschüsse zu vermeiden, weil in Folge der schlechten Löhne, namentlich der Frauen, und es waren meist Frauen (Wittwen mit Kindern), welche Unterstützung bedurften und erhielten, die Anforderungen an die Mittel der Gesellschaft außergewöhnliche waren.

(Wie Herr Hennighausen mittheilt, wurden damals für das Nähen eines Dutzend schwerer Hemden 30 Cents, für das eines Dutzend Unterhosen 28 Cents bezahlt, und bei allem Fleiße konnte eine Frau, die ihr Nähen ihrer kleinen Kinder halber zu Hause thun mußte, in 16stündiger täglicher Arbeit nicht mehr als zwei bis drei Dollars in der Woche verdienen.)

Das Vermögen der Gesellschaft hatte von 1881 bis 1889 um über $10,000 abgenommen, und es bestand die Gefahr, daß es bei gleicher Abnahme in 25 Jahren aufgezehrt sein werde.

Dazu kam, daß an die Gesellschaft eine neue wichtige aber kostspielige Aufgabe herangetreten war, der Schutz der deutschen Austernschiffer. Wir geben über diese Angelegenheit Herrn Hennighausen's eigene Worte:

Austernfischer

d. h. Männer, die sich auf Fahrzeuge in den Gewässern der Chesapeake Bai verdingt hatten, um im Winter Austern zu fischen. Diese sehr schwere Arbeit wurde auf kleinen, Pungies oder Buckeyes benannten Schoonern verrichtet, die mit sechs bis zehn Mann, Capitän, Steuermann und Koch bemannt waren. Die Saison läuft von Oktober bis April, ein schwerer eiserner Bagger wird mit einer Winde herabgelassen und bei gutem Winde schrapt der Bagger den Boden ab und faßt die Austern in sich, und wird dann heraufgewunden und auf Deck entleert. Dort werden sie ausgesucht und die verkaufbaren in den Schiffsraum geworfen. Man schätzte, daß in jenen Jahren 20,000 Mann bei dieser Fischerei in der Chesapeake Bai beschäftigt waren. Der Boden war noch voller Austern, und wenn der Wind gut und das Wasser eisfrei war, so wurde Tag und Nacht gefischt, und in paar Wochen eine volle Ladung für den Markt gewonnen. Eine harte, aber oft sehr einträgliche Arbeit. Die Bewohner der an der Küste gelegenen Counties arbeiteten gewöhnlich auf Gewinnantheil mit den Eigenthümern und Kapitänen der Böte, dasselbe thaten Baltimorer Böte, und standen sich gut dabei; falls sie auf Lohn arbeiteten, so wurden keine Klagen laut.

Aber von Schiffen, welche nach den marylander und virginischen Counties gehörten, die an den niederen oder südlichen Theil der Bai grenzten, und mit Leuten arbeiteten, die in Philadelphia, Pittsburg, New York etc. geheuert waren, gelangten Berichte über schreckliche Leiden, grausame Behandlung und furchtbare Morde nach Baltimore. Die Neger in Baltimore weigerten sich, nachdem sie ein paar Winter auf diesen Austernschiffen durchgemacht, sich noch wieder anwerben zu lassen. Es kam dann ein paar Male vor, daß Neger gewaltsam auf die Schiffe geschleppt wurden, aber die Veröffentlichung dieser Verbrechen in den Zeitungen und das Einschreiten der Polizei machten dem schnell ein Ende. Da durch die Kenntniß der grausamen Behandlung der Leute der Heimathsmarkt verschlossen war, wandten sich die Stellenvermittler nach den Städten im Norden und versprachen nebst guter Verpflegung, gutem Logis und an-

ständiger Behandlung zwölf bis fünfzehn Dollars Monatslohn für mäßige Arbeit. In den großen Städten giebt es im Winter stets ehrliche, arbeitswillige Leute außer Arbeit und ohne Mittel. Der Agent oder Schlepper erhielt vom Kapitän des Austernbootes $2 für jeden Mann, den er zur Unterzeichnung eines Contrakts bewegen konnte, für guten Lohn u. s. w. als Austernfischer zu arbeiten. Den Leuten wurde nicht gesagt, daß die Commission von $2 und die Eisenbahnfahrt nach Baltimore ihnen vom ersten Monatslohn abgezogen werden würde; auch wurde ihnen über die Art und den Charakter der Arbeit nichts mitgetheilt. Sie waren nur zu froh, Arbeit und guten Lohn zu erhalten. Amerikaner, Irländer, Deutsche, Italiener etc. wurden dann in Haufen unter Führung eines Agenten von New York etc. nach Baltimore, und dort, wo sie gewöhnlich bei Nacht anlangten, an Bord eines Schiffes gebracht, das sie nach der unteren Bai nahm und an die Austernschiffe vertheilte. Vor jedem Verkehr mit Anderen sperrte man sie unterwegs sorgfältig ab. Ihre Arbeit begann gewöhnlich um 5 Uhr Morgens und währte bis zur völligen Dunkelheit; sie erhielten die gröbste Nahrung und hatten, ohne Betten, in dem kleinen Vordertheil des Bootes zu schlafen. Es war ein trauriges Sammelsurium von Unglücklichen, die so an eine Arbeit gestellt wurden, von der sie auch nicht die geringste Kenntniß und Erfahrung hatten, — Clerks, Lehrer, Studenten, Buchhalter, Handwerker, Künstler, Farmer, Arbeiter etc., Fremde im Land, fremd der Arbeit und fremd einander. Die an das harte Leben gewöhnten Kapitäne waren in der Heimath, stark bewaffnet, hatten die gesetzliche Autorität hinter sich und waren darauf aus, aus der schweren Arbeit der Leute so viel zu gewinnen als möglich. Den Leuten wurde während der Baggerzeit nicht gestattet, an Land zu gehen; war ein Boot mit Austern gefüllt, so wurden diese auf ein Dampfschiff oder größeres Boot übertragen und nach Baltimore oder Philadelphia gebracht. Die Leute wurden wie Gefangene gehalten und behandelt; die von schwachem Körper brachen unter den Strapazen und dem strengen Wetter bald zusammen, ihre Hände sprangen auf und entzündeten sich furchtbar, sie bekamen die sogenannte „Austernhand", die furchtbar schmerzhaft war und Wochen ärztlicher Behandlung bedurfte. Wenn nach grausamem Durchpeitschen die Leute sich noch als unfähig zur Arbeit erwiesen, wurden sie, ohne daß ihnen ihr Lohn gezahlt wurde, irgendwo, viele Meilen von einer Stadt, an's Land gesetzt, von wo sie, so gut es ging, mitten im Winter ihren Weg nach den fernen Hospitälern in Baltimore machen mußten, die sie jeden Winter in großer Zahl anfüllten. Die Farmer und die Dampfer-Kapitäne waren in der Regel gütig gegen diese armen Teufel und halfen ihnen nach der Stadt. Das waren die gewöhnlichen Leiden der Austernfischer, aber als im Laufe der Zeit die Fischerei weniger einträglich wurde und die Kapitäne, denen die Grausamkeit gegen ihre auswärtige Mannschaft zur Gewohnheit geworden, weil sie straflos blieb, kam es in diesen Gewässern zu furchtbaren Verbrechen finsterster Art. Die Bai erstreckt sich 180 Meilen lang bis zu den Kaps und hat tausende von Meilen von Ufern, kleinen Buchten und Flußmündungen. Diese Ufer sind nur dünn bevölkert, und obgleich wir eine Austern-Flotte hatten, um die ungesetzliche Plünderung von Austernbetten zu verhindern, hatten wir keinen polizeilichen Schutz für den unglücklichen, der Gnade eines brutalen, bewaffneten Kapitäns wehrlos anheimgegebenen Fischer, trotzdem es durch die Zeitungen bekannt war, daß in diesen Gewässern zahlreiche schauderhafte Verbrechen verübt wurden. Bei einer großen Zahl der Kapitäne wurde es geradezu zur Gewohnheit am Ende der Saison, oder wenn die Bai so mit Eis bedeckt war, daß das Baggern unmöglich wurde, ihre fremde Mannschaft, die oft schwer an Frostbeulen litt, ohne ihr den

schwer verdienten Lohn zu zahlen, an einer einsamen Stelle an der unteren Bai auszusetzen. Es kamen Berichte, daß Kapitäne auf den leichtesten Widerspruch oder die leiseste Drohung der doch waffenlosen Leute hin diese niedergeschossen hätten, unter der fadenscheinigen Entschuldigung, daß sie eine Meuterei befürchteten. Untersuchungen fanden nicht statt. Auf Beschwerde bei den Bundesgerichten erfolgte die Antwort, daß dieselben kein Schiff und kein Geld zur Verfügung hätten, um den Verbrecher auf der Bai aufsuchen und zur Haft bringen zu können. Die städtischen Behörden verwiesen die Sache an die Counties. Einige der schlimmsten Fälle ereigneten sich in virginischen Gewässern, außerhalb der Gerichtsbarkeit von Maryland. Das schlimmste Hinderniß war, daß die Zeugen kein Geld hatten und auch in Baltimore keine Arbeit fanden, so daß sie bleiben und die Verhaftung und Prozessirung des Verbrechers abwarten konnten. Da sie hier fremd waren, suchten sie nach ihrer Heimath und ihren Freunden zurückzukommen. Im Dezember 1884 erhielt die Deutsche Gesellschaft Kenntniß von dem schrecklichen Morde eines kurz vorher eingewanderten jungen Deutschen, und das gab den Anstoß zu ihrem jahrelangen Kampfe, die Austernfischer gegen die barbarische Behandlung auf den Booten in der Chesapeake Bai zu schützen. Es war nur einer von vielen ähnlichen Fällen, und wir erzählen ihn eingehend auf Grund des darin beschworenen Zeugnisses.

Otto Mayher war ungefähr 20 Jahre alt, ein kräftiger und gesunder, rothwangiger, frischer Bursche, der Sohn eines Landmessers in Stuttgart, von guter Schulung und gutem Benehmen. In seinem Gepäck befanden sich hübsch gravirte Visitenkarten und gute Kleider. Da er mehrere Wochen nach seiner Ankunft hier noch keine Anstellung oder Arbeit gefunden hatte, ließ er sich am 22. Oktober 1884 zusammen mit Fritz Boye und Ferdinand Haase, zwei jungen Deutschen, die innerhalb des Jahres in diesem Lande und Baltimore angekommen waren, von dem Kapitän Williams zu zweimonatlichem Dienste auf dem Pungy „Eva" als Austernfischer anwerben. Die Papiere wurden in einem von einem Deutschen geführten Stellenbureau unterzeichnet. Keiner der Drei konnte englisch sprechen oder kannte die Leiden, die ihnen bevorstanden. Eine Zeitlang ging alles gut. Sie arbeiteten hart und wurden ziemlich gut behandelt. Mit ihnen an Bord waren außer dem Kapitän ein Mann Namens Wm. Lankford und ein gewisser Rufus aus Somerset County. Ungefähr eine Woche vor seinem Tode klagte Mayher über Unwohlsein. Er sagte seinen Kameraden, er habe heftige Schmerzen in der Seite und sei nicht im Stande zu arbeiten. Sie glaubten, er habe sich erkältet, und ein paar Tage Ruhe würden ihn wiederherstellen. Der Kapitän aber weigerte sich, ihn ruhen zu lassen, stellte ihn an die gewöhnliche Arbeit, und als er schließlich zusammenbrach, schlug er ihn nieder und verabfolgte ihm eine brutale Tracht Prügel. Von da an wurde er in schrecklichster Weise gemartert, mit einer Speiche niedergeschlagen, mit den Füßen gestoßen, bis er das Bewußtsein verlor, oder mit dem Tau geschlagen, bis er die furchtbarsten Schreie ausstieß. Diese zum Schweigen zu bringen, pflanzte der Kapitän seine Hacke auf die Kehle des Opfers, bis dieses ohnmächtig war. Ein andermal wurde dem Unglücklichen ein Tau unter die Arme gelegt, und er an einem Mast in die Höhe gezogen, worauf seine untere Hälfte entkleidet und diese mit eiskaltem Wasser begossen wurde. Am Tage vor seinem Tode wurde er in den Kielraum gebracht und an den Daumen aufgehängt, sieben Fuß in die Höhe gezogen, und um seine Qualen zu verstärken, sein Körper hin und her geschwungen. Und das waren nur einige der Grausamkeiten, denen er ausgesetzt wurde. Er war schließlich so schwach geworden, daß er kaum noch gehen konnte. Das Boot war damals bei Lower Fairmount, wo das Aus-

laden begann. Mayher war unten, als er nach oben beordert wurde. Da er nicht englisch sprechen konnte, gab er durch Zeichen zu verstehen, daß er nicht arbeiten könne. Der Kapitän gerieth darüber in Wuth, warf sich auf sein wehrloses Opfer, schlug unbarmherzig mit einer Stange auf ihn ein, und versetzte ihm schließlich einen furchtbaren Schlag auf den Unterleib. Der arme Junge wälzte sich in grimmigem Schmerze auf dem Boden und schrie, so gut er's vermochte, um Erbarmen. Um seine Schreie zu ersticken, pflanzte der Kapitän seinen Fuß auf des Darniederliegenden Kehle, bis Ohnmacht dessen Stimme erstickte. Das Ausladen wurde fortgesetzt; bei Anbruch der Nacht, als alles ruhig war, befahl der Kapitän Boye und Haake, ihren Kameraden auf Deck zu bringen. Sie kamen dem Befehl nach, und Mayher wurde, mehr todt als lebendig, nach oben gebracht. Die andern wurden dann wieder nach unten beordert, wo sie bleiben sollten, bis sie gerufen würden. Die Luken wurden über ihnen geschlossen. Sie hörten das Klirren von Ketten, Stapfen auf Deck, das Anschlagen der Zolle gegen die Schiffsseite, und fürchteten das Aergste. Plötzlich hörte das Laufen auf Deck auf und Todtenstille trat ein. Sobald sie es für sicher erachteten, stiegen die beiden Leute die Treppe hinauf und hoben die Luke in die Höhe, soweit sie's vermochten. Sie sahen am Ufer eine Laterne sich bewegen und den leblosen Körper Mayer's auf dem Boden ausgestreckt. Mayher war vom Kapitän an's Land gebracht worden, um seiner los zu werden. Er war entweder aus Schwäche gestolpert, oder niedergeschlagen, und auf's Gesicht gefallen, und der Kapitän stampfte auf sein Genick und brach es. Am nächsten Morgen, 29. November, benachrichtigte der Kapitän den Coroner des County, am Ufer des Manokinflusses, in Nieder-Fairmounts, sei die Leiche eines Deutschen, Namens Otto Mayher, gefunden worden. Eine Jury wurde berufen, deren Mitglied Kapitän Williams war, der zugleich als Hauptzeuge erschien. Er sagte aus, Mayher sei am Tage vorher in den Kielraum gestürzt und habe sich schwer verletzt, und müsse in der Nacht an Land und an die Stelle gegangen sein, wo er gefunden war. Rufus und Lankford bestätigten das, Haake und Boye wurden überhaupt nicht gerufen. Und die Jury befand, daß Mayher an natürlichen Ursachen gestorben sei. Er wurde in einer ungefähr zwei Fuß tiefen Rinne verscharrt, und der Vorfall war, wie die Gräber so vieler armer fremder Austernfischer, die ihr Leben auf dem Chesapeake verloren hatten, bald vergessen. Kapitän Williams hatte noch vor Morgen sein Fahrzeug auf den Fluß hinaus verlegt und ließ Niemanden an Bord. Sobald der Inquest vorüber, fuhr er davon. Während der nächsten vier Wochen behandelte er die beiden anderen Deutschen viel besser, aber erlaubte ihnen nicht, mit irgend Jemand zu sprechen, der nicht zum Boot gehörte. War eine Ladung zu löschen, so wurden sie stets nach unten geschickt und sorgfältig überwacht.

Da sie ihr Leben in Gefahr erachteten, beschlossen sie ihre Entlassung abzuwarten, ehe sie diesen schändlichen und schrecklichen Mord anzeigten. Ihr Abschied erfolgte in Crisfield; sie kamen ungefähr am 24. Dezember in Baltimore an und zeigten dem deutschen Consul das Verbrechen an. Dieser ließ durch seinen Anwalt, Herrn L. P. Henninghausen, die Baltimorer Polizei davon in Kenntniß setzen, die sofort mit dem Staatsanwalt von Somerset County in Verbindung trat.. Kapitän Williams wurde verhaftet und wegen Mordes im ersten Grade unter Anklage gestellt. Mayher's Leiche wurde ausgegraben und anständig beerdigt.

Als der Präsident Claas Vocke von dem Morde Kenntniß erhielt, wies er sofort den jüngeren Rechtsbeistand der Gesellschaft, Herrn F. W. Brune, an, beim Staatsanwalt von Somerset County nähere Erkundigungen einzuziehen, und nachdem er dessen Antwort erhalten, traf er Anstalten, um für

die beiden Zeugen, Haase und Boye, die keine Arbeit hatten finden können, Kost und Logis zu beschaffen, um sie bis zum Beginn der Verhandlung gegen Williams, die für den April angesetzt war, festzuhalten. Ein Ausschuß wurde ernannt und erhielt Vollmacht, die Mittel der Gesellschaft zu verwenden, um Mayher's Mord zu sühnen. Ein Geheimpolizist wurde angestellt, um bei der Untersuchung zu helfen. Der Rechtsbeistand der Gesellschaft, Herr F. W. Brune, war bei dem Prozeß zugegen und leistete dem Staatsanwalt werthvollen Beistand. Der Agent Julius Conrad geleitete die Zeugen nach Somerset County und blieb bis zum Ende des Prozesses bei ihnen. Kapitän Williams wurde des Mordes im zweiten Grade schuldig befunden und zu 18 Jahren Zuchthaus verurtheilt, und dies Urtheil wurde vom Marylander Appellationsgericht bestätigt.

Mit diesem Erfolge gab sich die Gesellschaft aber nicht zufrieden. Im Januar 1886 entsandte die Gesellschaft ein Comite nach Annapolis und legte der Legislatur eine Anzahl von Herrn L. P. Hennighausen ausgearbeiteter Gesetze zu besserem Schutz der Mannschaften auf Küstenschiffen vor, konnte aber den Widerstand der niederen Counties und der Austern-Industriellen nicht überwinden. Erst im Jahre 1888, nachdem ein neues Comite von fünfundzwanzig der Legislatur Vorstellungen gemacht hatte, kam ein Gesetz zu Stande, das seit 1. Januar 1890 in Kraft steht, eine genaue Registrirung der Mannschaften der Austernschiffe und ihrer Contrakte vorschreibt, und die Kapitäne für jeden nicht zurückkehrenden Mann verantwortlich macht.

Im Winter von 1886—87 erhielt die Gesellschaft wieder Kunde von einem neuen Falle grausamer Behandlung eines deutschen Austernfischers, und sandte auf ihre Kosten ein Boot mit einem Bundesmarschall aus, um den schuldigen Kapitän zu verhaften. Der entkam zwar zur Zeit, wurde aber später an Land gefaßt, prozessirt und bestraft.

Obgleich die Gesellschaft das Mögliche that, um Deutsche vor der ihnen auf Austerschiffen drohenden Behandlung zu warnen, indem sie sich an die Deutschen Gesellschaften in Philadelphia und Baltimore wandte, und diese aufforderte, die deutschen Einwanderer mit derselben bekannt zu machen, auch den Bürgermeister von New York, Abram S. Hewitt veranlaßte die dortigen Stellenvermittler vor sich kommen zu lassen, und ihnen mit Entziehung ihrer Licenz zu drohen, falls sie fortführen, Leute als Austernfischer nach der Unteren Bai zu schicken, so war das Geschäft doch zu einträglich und die Untere Bai zu weit von polizeilicher und gerichtlicher Controlle entfernt, als daß erwartet werden konnte, durch ein paar Bestrafungen dem Uebel ein Ende zu machen. Immer neue Unglückliche wurden an die Austernkapitäne verkauft, und bei Beginn der Saison 1889 bis 1890 wurde ein neuer Fall großer Grausamkeit berichtet. Der Anwalt der Gesellschaft, Herr Heinrich C. Tieck, machte sich mit einem Haftbefehl und einem Bundesmarschall sofort nach der unteren Bai auf, verhaftete den Kapitän und den Steuermann des Austernboots „Ella Agnes" und brachte sie nach Baltimore, wo sie verurtheilt, und der Kapitän mit 6 Monaten Gefängniß und $100 Geldbuße, der Steuermann mit 3 Monaten Gefängniß bestraft wurden. Die Gesellschaft hatte die fünf Zeugen, lauter junge Deutsche, bis zum März, wo der Prozeß stattfand, beköstigt. Im Dezember 1889 war ein erst eben eingewanderter Deutscher, der kein Wort Englisch verstand, nach einmonatlicher Arbeit auf einem Austernschiff in Dorchester County an's Land gesetzt worden, ohne daß ihm auch nur ein Cent Lohn gezahlt worden wäre. Da er total fremd und nicht im Stande war, sich verständlich zu machen, schlief er im Walde, wurde als Vagabund verhaftet und auf drei Monate in's Arbeitshaus geschickt. Die Gesellschaft hörte davon

und befreite ihn. Er war ein Handwerker, der in einem Kosthause in Baltimore eine Kiste voll Kleidern, Werkzeugen u. s. w. stehen hatte, und erwies sich als ein fleißiger und tüchtiger Mann.

In der Legislatur von 1890 machten die Austernschiffs-Kapitäne, die Stellenvermittler und ihre Geschäftsfreunde große Anstrengungen, einen Widerruf des Gesetzes von 1888 zu erlangen. Doch wurden dieselben durch die Gesellschaft, welche von der Maryland Prisoners Aid Society und der Hibernian, der St. Andrew und der St. George Gesellschaft von Baltimore thatkräftig unterstützt wurde, vereitelt. Desgleichen ein Versuch, die Begnadigung des Capt. Williams zu erlangen.

Im Februar 1891 erhielt die Gesellschaft durch einen Neger Nachricht, daß drei dem Anschein nach deutsche Männer auf dem Schooner „Bertha May“ über die Zeit hinaus, für die sie sich verdingt hatten, festgehalten und schlecht behandelt würden. Präsident Hennighausen wandte sich an den Gouverneur, der ein Austern-Polizei-Boot aussandte, und den Kapitän verhaften ließ. Ihm wurden $50 Geldstrafe und die Kosten auferlegt; die Leute wurden in Freiheit gesetzt.

Im Dezember 1892 meldete ein entkommener Fischer, Namens Witzigmann, daß auf der unteren Bai auf mehreren Austern-Baggern eine Anzahl Deutscher gefangen gehalten würden. Präsident Hennighausen bewog den Gouverneur, einen der Staats-Polizei-Dampfer auszuschicken; denselben begleiteten der Rechtsanwalt der Gesellschaft, Oberst Heinrich C. Tieck, und der Hülfs-Bundesanwalt Biddleman. Oberst Tieck hatte vom Bundesgericht in Baltimore neun Habeas-Corpus- und dreizehn Haftbefehle erlangt. Wie der Gesellschaft mitgetheilt worden war, war einer der Kapitäne am 13. Oktober nach New York gekommen und hatte zweiunddreißig eben angekommene Einwanderer geheuert, denen er leichte Arbeit, gute Behandlung, Kost, Logis und $14 monatlichen Lohn versprochen hatte. Vierzehn davon waren Deutsche, und vier davon ganz junge Männer, die erst am 13. Oktober in New York angekommen waren. Am 14. befanden sie sich bereits in Baltimore an Bord eines Austernschiffes. Sie waren bis zum 1. April 1893 gemiethet, jedoch mit dem Einverständniß, daß sie am 1. November fortgehen könnten, wenn ihnen die Arbeit nicht gefiele. Wohl gemerkt, der Kapitän hatte es unterlassen, die Mieths-Contrakte von einem Commissär dem Gesetze gemäß registriren zu lassen. Am 1. November wollten alle fort, wurden aber an Bord der verschiedenen Schiffe gefangen gehalten. Strenger Winter war eingetreten, die Bai voller Eis, die Flüsse waren übergefroren. Am 29. Dezember, drei Tage nach der Abfahrt, telegraphirte Oberst Tieck, er habe 15 Mann befreit und vier Verhaftungen vorgenommen. Am nächsten Tage kamen neunzehn von Tieck befreite und auf Kosten der Gesellschaft nach Baltimore geschickte Austernfischer auf die Office der Gesellschaft in Baltimore. Ihr Aussehen zeigte, daß sie Schweres hatten erdulden müssen. Ihre Hände gewährten einen schrecklichen Anblick. Sie brachten von Oberst Tieck folgenden Bericht:

Dampfer Geo. R. McLane, bei Ragged Point, am Potomac-Fluß, 29. Dezember 1892.

Lieber Herr Hennighausen! Wir haben vier Mann verhaftet und zwölf befreit, die, wenn der Hafen dort nicht durch Eis geschlossen ist, in Crisfield den Dampfer nehmen, oder nach Drum Point am Patuxent gehen werden, wenn wir dort landen können. Wir hatten harte Arbeit in Leonardtown in St. Mary's County, wo wir auf eine ganze Flotte von Austernschiffen stießen. Dort verhafteten wir den Kapitän, nach dem wir hauptsächlich suchten, und brachten ihn in's Gefängniß in Leonardtown, um die Schritte des Bundesbezirksgerichts abzuwarten, Wir legten Beschlag auf den Schooner „Partnership“, der vom Vater

des Gefangenen befehligt wurde. Ich ging an Bord des Schiffes und hörte von einem der Mannschaft, einer von ihnen, ein junger Mann von 20 Jahren, Namens Kleber, aus Frankfurt a. M., sei vom Kapitän mit einem Hammer auf die Hand geschlagen, so daß das Blut herausspritzte, und er sei so schwer verletzt worden, daß er in der folgenden Nacht über Bord gesprungen und verloren gegangen sei. Ich bin überzeugt, daß er auf dem Boden des Potomac liegt, denn kein menschliches Wesen hätte in dem eiskalten Wasser fünf Minuten lang leben können. Dieser Kapitän wurde von Capt. Turner vom Dampfer „Governor McLane" wegen Uebertretung der Staatsgesetze verhaftet, und von einem Friedensrichter in Leonardtown um $50 und die Kosten gestraft. Wir befreiten sechs von der Mannschaft und sandten sie an Bord des McLane. Diese Sache kostete dem Kapitän $200, und er war gezwungen, eines seiner Boote im Besitz seines Anwalts in Leonardtown als Sicherheit für die Kosten und Gebühren zu lassen, sonst hätte er in's Gefängniß wandern und seinem Sohn Gesellschaft leisten müssen. Uebrigens bin ich mit ihm noch nicht fertig, und werde seinen Fall vor Bundes-Commissär Bond weiter führen. Er ist mit seinem Steuermann und Koch und dem Steuermann des Bootes seines Sohnes nach Baltimore abgefahren. Die Steuerleute und der Koch sind Farbige. Sie wurden hier zugleich mit dem Kapitän verhaftet, konnten aber auf Grund der Staatsgesetze nicht festgehalten werden. Ich werde deshalb vom Bundes-Commissär Haftbefehle erwirken. Ich habe den Zeugen (die Mannschaften beider Schiffe) die Adresse Ihrer Office gegeben, und es ist rathsam, sie vor einen Bundes-Commissär zu bringen, um Haftbefehle für den Steuermann Walter Sykes, farbig, vom Lugage M. E. Dennis No. 155, für den Steuermann Joseph Sanders, einen Mulatten, von der „Lucy Gallagher" No. 154; für den Farbigen Andrew Cooper, Steuermann desselben Schiffes, zu erlangen, die alle sich an Bord des M. E. Dennis befinden, der auf dem Wege nach Baltimore ist. Sie sollten gleichzeitig mit ihrer Ankunft im Hafen verhaftet werden, denn gelangen sie vorher an's Land, so können diese drei Teufel in Menschengestalt entwischen. (Es folgen dann die Namen von 14 Zeugen, von denen neun oder mehr Deutsche sind.) Wir schauen jetzt nach dem Schooner „Viola" aus und sind an der Mündung des Potomac. Es ist sehr kalt und viele Schiffe sind eingefroren.

Als wir den armen Austernfischern mittheilten, sie seien frei und wir würden uns ihrer annehmen, gab es eine unbeschreibliche Scene. Sie waren wild vor Freude, Thränen stürzten ihnen über die Wangen, sie umarmten und küßten sich, und als wir sie frugen, wie ihnen zu Muthe, riefen sie: Glücklich, glücklich!"

Wir marschirten geschlossen nach dem Courthouse in Leonardtown, die drei Farbigen, denen Handschellen angelegt waren, vorne an. Die Sache erregte großes Aufsehen. Die bessere Klasse der Bewohner hatte Mitleid mit den armen Fischern und ich hörte manches Wort des Lobes für unsere Gesellschaft.

Heinrich C. Tieck.

In einem späteren Briefe vom gleichen Tage meldet Herr Tieck, er habe drei Minderjährige in Freiheit gesetzt, und: „Wir sind seit heute Morgen der „Viola" begegnet und haben fünf Leute, vier Deutsche und einen Irländer, erlöst, die als Zeugen gegen den Kapitän auftreten werden, der mit seinem Steuermann das von Eis eingeschlossene Boot verließ, als die Mannschaft weder Lebensmittel noch Wasser an Bord hatte. Die Mannschaft würde verdurstet und verhungert sein, wären wir nicht rechtzeitig angekommen, da es ihr unmöglich war, das eine Meile entfernte Ufer über die eisbedeckte Bai zu erreichen. Ungefähr 150 Schiffe sind eingefroren. Ich habe noch viele Beweise in anderen Fällen in Händen; leider können wir in Crisfield nichts gegen

die grausamen Kapitäne thun, sondern müssen uns an das Bundesgericht in Baltimore wenden."

Als am 5. Januar vor dem Bundes-Commissär Bond die Klage gegen den Capt. Evans vom Schooner „Mary E. Dennis" zur Verhandlung kam, lautete das Zeugniß auf grausame und brutale Behandlung und ungenügende und verdorbene Nahrung. So hatte der Kapitän, wie dem jungen Kleber, der über Bord sprang, auf die Hand, einem Ignatz Grandaz mit dem Hammer auf die Nase geschlagen, und ihm zu einer anderen Zeit, anscheinend ohne jede Ursache, einen Eimer eiskalten Wassers über den Kopf gestürzt. Alle Zeugen hatten schlimme Stellen aufzuweisen, wo sie von dem Kapitän oder den Steuerleuten geschlagen waren. Der Kapitän wurde grausamer Behandlung schuldig befunden und zu Geld- und Gefängnißstrafe verurtheilt.

Den Austerngeschäften war diese Thätigkeit der Gesellschaft ein großer Dorn im Auge. Die Canton Austernbörse (Canton ist die Hafenvorstadt von Baltimore) nahm am 2. Januar 1893 sogar Beschlüsse an, worin dagegen protestirt wurde, daß das Austern-Polizeiboot des Staates gebraucht werde, um Austernfischer aus der Sklaverei zu befreien. Die Deutsche Gesellschaft aber verfolgte ihren Weg ruhig weiter. Jeder Kapitän und Steuermann, den sie in diesen Jahren verhaften ließ, wurde verurtheilt, und die darunter, welche ihren Leuten den hart erworbenen Lohn abnahmen, indem sie unverschämte Preise für Zündhölzer, Taback, Schuhe, Strümpfe, Oeltuch, Kleider u. s. w. berechneten, wurden gezwungen, durch Beschlagnahmeklagen gegen ihre Schiffe, die Preise auf ein vernünftiges Maß zu vermindern, und mußten überdieß die sehr schweren Kosten der Klagen tragen.

Im Januar 1893 kamen wieder eine Reihe Klagen über grausame Behandlung und schreckliche Leiden. Karl Springer erhob am 1. Januar Beschwerde über das Boot Marsella. Dessen Mannschaft bestand aus sechs Leuten; es war sehr kalt, dickes Eis hatte sich auf dem Wasser gebildet; da fuhr der Kapitän mit dem Steuermann an's Land, und ließ die Mannschaft fünf Tage lang ohne Holz zum Heizen und ohne einen Tropfen Wasser. Als das Eis dick genug geworden war, um Menschen zu tragen, gingen sie an Land, wurden aber, als sie an's Ufer kamen, verfolgt und mußten flüchten, um ihr Leben zu retten. Dies ereignete sich in virginischen Gewässern, außerhalb der Marylander Gerichtsbarkeit.

Am 6. Januar entkam Fritz Bauer von dem Boot „Josephine". Er erzählte eine noch schrecklichere Geschichte.

Der 24jährige Hy. French, Sohn eines Holz-Exporteurs von New Orleans, war betrunken gemacht und in Dienst gepreßt worden; er entkam, nachdem er fünfzehn Tage an Bord zugebracht, indem er eines Sonntags Abends an Land schwamm. Fünf Deutsche, die von dem Schooner „Sumner", Kapitän Charles Light, von Accomac County in Virginien, entwischt waren, klagten über ganz besonders schauderhafte und grausame Behandlung, und berichteten, daß auf dem neben ihrem Schiffe vor Anker liegenden Schooner „Boggs" ein Deutscher vom Kapitän und Steuermann zu Tode getreten und am Lande begraben sei.

Die Berichte von Grausamkeiten und Morden wurden im Jahre 1893 so häufig, daß die andern Wohlthätigkeitsgesellschaften der Stadt, die Charity Organisation, die St. Andrew's Society, die Hibernian, die St. George und eine französische Gesellschaft sich mit der deutschen zur Bildung eines Bureaus vereinigten, welches große Plakate drucken und in den Schiffsstellen-Vermittelungs-Officen aufhängen und kleinere auf den Baggern vertheilen ließ, worin die Zwecke des Bureaus erklärt und die Fischer aufgefordert wurden, irgend welche gerechten Beschwerden an dasselbe zu richten.

Das hatte guten Erfolg, und weniger Fälle von grausamer Behandlung und nicht

bezahlten Löhnen wurden gemeldet und kamen vor die Gerichte.

Die Austern-Kapitäne und die Austern-Kaufleute machten erneute Anstrengungen, das Gesetz von 1888 widerrufen zu bekommen, und es gelang ihnen auch insoweit, als am 29. April 1894 die Gesetzgebung ein Gesetz erließ, welches das von 1888, soweit es sich auf den Schutz der Austernfischer bezog, aufhob. Das war ganz heimlich geschehen, so heimlich, daß die Gesellschaft erst ein Jahr nachher davon erfuhr. Die Zeitungen hatten nicht ein Wort davon veröffentlicht.

Da sie daran verzweifelten, vom Staate Abhülfe der Uebelstände zu erlangen, wandten sich die vier Baltimorer Gesellschaften zusammen mit der American Seaman's Friend Society und der Local Seaman's Society von New York, der Virginia Mariner's Friend Society von Newport News, der Legal Aid Society von New York, der Protestant-Episcopal Society, der Seaman's Christian Association und der Legal Aid Society von Philadelphia an den Congreß, und es gelang von diesem Gesetze zu erlangen, welche, soweit Gesetze es können, dem Arbeiter auf Austernschiffen vollen Schutz gewähren. Sie bedrohen mit Freiheitsstrafe bis zu zehn Jahren alle zur Mannschaft von Austernschiffen gehörigen Personen, die trunkene oder unter falschen Eindrücken befindliche Leute als Arbeiter auf's Schiff bringen und sie dort gewaltsam festhalten und zu unfreiwilliger Arbeit zwingen.

Zu diesem erfreulichen Ergebniß den Anstoß gegeben und das Meiste beigetragen zu haben, darf die Deutsche Gesellschaft von Maryland sich rühmen.

Ueber der Linderung der Noth der Austernfischer wurde indessen die der Nothleidenden in Baltimore nicht vergessen. Während der Finanzkrisis von 1893—94 vertheilte die Gesellschaft $12,911.25 in baaren Unterstützungen. In den Stand gesetzt wurde sie dazu, indem viele Mitglieder ihre Jahresbeiträge erhöhten, so Fred. W. Gail auf $300, Frau Nannie Ax auf $132, durch große einmalige Geschenke und durch Vermächtnisse. In dieser Beziehung ist die Marylander Deutsche Gesellschaft vor ihren Schwester-Gesellschaften besonders glücklich gewesen. Sie hat außer ihren Jahresbeiträgen nahezu vierzigtausend Dollars an Geschenken und Vermächtnissen erhalten. Unter den letzteren waren die größeren die von Albert Schumacher, $10,000; Frau Anna Katharine Denhardt, $1093.15; Friedrich Schepeler $1000; Geo. W. Gail $2000; Eberhard Niemann $2500, und Hy. Lauts $1000.

Das ist nicht nur ein schönes Zeichen von der Opferwilligkeit der deutschen Bürger Baltimore's, sondern spricht auch für das Ansehen, welches in Folge ihrer Leistungen ihre Beamten genossen haben und genießen.

Abraham Lincoln nicht deutscher Abkunft! Diesen Beweis hat in seinem kürzlich erschienenen Buche „Abraham Lincoln, an American Migration" der bekannte deutsch-amerikanische Geschichts- und Sprachforscher, Professor Marion Dexter Learned, von der Universität von Pennsylvanien, geliefert. Seine auf Anregung von Dr. Gustav Langmann unternommene höchst sorgfältige Untersuchung stellt fast bis zur absoluten Gewißheit fest, daß die Lincoln's aus Hingham in England kamen und seit 1635 sich in Hingham in Massachusetts niederließen, und sich von dort aus nach New Jersey, Pennsylvanien, Maryland, Virginien etc. ausbreiteten. Wir werden in einer der nächsten Nummern auf den Inhalt zurückkommen.

Geschichte der Deutschen Quincy's.

Von Heinrich Bornmann.

XXXV.

Anfangs der Dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts kam der im Jahre 1800 in Hannover geborene August Garbrecht nach diesem Lande, zunächst nach Baltimore, wo er mit Katharine Wittekind in die Ehe trat. Das Paar kam nach Quincy, wo Garbrecht an der 6. und State Straße als Gerber thätig war. Im Jahre 1840 erhielt er im hiesigen Kreisgericht seine Bürgerpapiere, die noch vorhanden sind. Da die Arbeit in der Gerberei seiner Gesundheit nicht zuträglich war, so gab Garbrecht dieselbe auf und widmete sich der Landwirthschaft. Im Jahre 1859 starb der Mann, die Frau schied im Jahre 1877 aus dem Leben. Zwei Töchter wohnen in dieser Stadt, Frau Caroline Dickhut, die Wittwe von Wilhelm Dickhut, und Frau Elisabeth Ellebrecht, die Wittwe von Carl Ellebrecht.

Der im Jahre 1778 in Dieburg, Großherzogthum Hessen, geborene Johann Georg Neumann, und dessen Ehefrau Katharine, welche im Jahre 1790 ebenfalls in Dieburg geboren war, kamen im Jahre 1830 per Segelschiff nach den Ver. Staaten, in Baltimore, landend, von wo sie nach Wheeling, Virginia, weiter reisten. Dann fuhren sie per Flachboot den Ohio-Fluß herab nach Cincinnati, wo sie den Winter über blieben. Im Frühjahr 1831 zog die Familie nach der Ortschaft Trenton in Ohio, an der Hauptstraße zwischen Dayton und Hamilton, wo Neumann sein Handwerk als Schuhmacher betrieb. Die Söhne des Paares waren: Johann, Franz, Adam, Xavier, Jacob und Georg; dieselben arbeiteten bei Landwirthen und erlernten den Ackerbau.

Im Jahre 1841 kam die Familie nach Illinois, und ließ sich an der Mill Creek in diesem County nieder, wo sie Ackerbau trieben. Johann, der älteste der Söhne, blieb in Ohio, wo er sich der Landwirthschaft widmete und in 1844 starb; im nämlichen Jahre starb auch der Vater, Johann Georg Neumann; die Mutter, Katharine Neumann, schied im Jahre 1856 aus dem Leben. Der am 11. Februar 1820 zu Dieburg geborene Adam Neumann, ein Sohn des vorgenannten Ehepaares, lebt noch in dieser Stadt, und ist trotz seines hohen Alters von 90 Jahren noch recht rüstig, sodaß er oft längere Touren zu Fuß unternimmt; derselbe trieb 16 Jahre lang Ackerbau an der Mill Creek, und zog im Jahre 1857 in die Stadt. Seine Frau Elisabeth, geborene Werner, war aus dem Odenwald im Großherzogthum Hessen gebürtig, und starb am 1. Juni 1888. Jacob Neumann, ein Bruder des Vorgenannten, betreibt ein Hotel zu Camp Point in diesem County. Die beiden hier Genannten sind die einzigen noch lebenden Söhne des Ehepaares Georg Neumann und Frau.

Friedrich Pape, geboren am 24. August 1820 zu Söhlde in Hannover, begann im Alter von 16 Jahren in der alten Heimath mit der Erlernung des Mühlengeschäfts. Im Jahre 1847 kam er nach den Ver. Staaten und arbeitete als Müller in Dubuque in Iowa. Zwei Jahre später, 1849, kam er nach diesem County, und betrieb zu Payson eine Windmühle. Später erwarb er die von Gilead Bartholomew betriebene Mühle an der Mill Creek, welche bis dahin durch Wasserkraft betrieben worden war und führte in derselben die Dampfkraft ein. Im Jahre 1851 war Friedrich Pape mit Margarethe Eaton in die Ehe getreten; die Frau war aus Schottland gebürtig und starb am 14. Juli 1862. Im Jahre 1868 trat er zum zweiten Male in die Ehe, und zwar mit der Wittwe Jean-

nett Palmer, einer Schwester seiner ersten Frau. Am 21. Oktober 1895 starb Friedrich Pape. Der einzige noch lebende Sohn, Wilhelm Pape, betreibt zusammen mit Karl F. Loos die Acme Mühle in dieser Stadt. Die Wittwe Heinrich Meier in Quincy, und die Wittwe Christian Kramm in Ursa sind Schwestern von Friedrich Pape.

Vor 60 Jahren kam der am 23. April 1826 zu Oberbergen in Baden geborene Joseph Granacher nach Quincy. Zunächst trat er in die Dienste des alten Pioniers und Küfereibesitzers Pantaleon Sohm, für den er die Hickorystangen spaltete, die zu Reifen verwendet wurden. Dann trat er in die Dienste der Eisenwaarenhändler L. und C. H. Bull, und später in die Eisenwaarenhandlung der Firma Bertschinger und Steinwedell. Im Jahre 1887 eröffnete er ein Grocerygeschäft unter dem Occidental Hotel. Joseph Granacher war hier mit Magdalene Burkhardt in die Ehe getreten. Die Frau war am 17. August 1832 zu Oberbergen, Baden, geboren und vor 58 Jahren hiehergekommen. Am 30. Juli 1906 starb die Frau, am 2. November 1909 schied der Mann aus dem Leben. Zwei Söhne, Georg und Joseph, und zwei Töchter, Frau Marie Weltin und Frau Wm. H. Sohm, leben hier.

Theodor Granacher, ein Bruder des Vorgenannten, war am 21. November 1829 zu Oberbergen in Baden geboren, und mit seinem Bruder hieher gekommen. In die Dienste des Küfereibesitzers Martin Kaltenbach tretend, wurde er von diesem nach Ward's Island, südlich von Quincy, im Mississippi liegend, gesandt, um Hickorystangen zu hauen, welche zu Reifen verwandt wurden. Später stand er viele Jahre in Diensten der Eisenwaarenhändler Abraham Jonas und Bro. Theodor Granacher trat hier mit Rosina Burkhardt in die Ehe. Die Frau war eine Schwester von Magdalene Burkhardt und im Jahre 1834 zu Oberbergen geboren; am 3. März 1877 schied sie aus dem Leben; am 11. April 1904 starb der Mann. Hier leben noch die Söhne Sebastian, Eduard, der Apotheker ist und Ferdinand, sowie eine Tochter, Frau Anna Menke, die Frau des Groceristen A. F. C. Menke.

Der im Jahre 1830 in Westfalen geborene Joseph Ellebrecht, kam zu Anfang der Fünfziger Jahre nach Quincy. Derselbe war Möbelschreiner und arbeitete Jahre lang in der Werkstatt des alten Pioniers und Möbelfabrikanten Friedrich Wilhelm Jansen. In den sechziger Jahren betrieb er zusammen mit Wilhelm Abel ein Dry Goods- und Grocery-Geschäft. Im Juli des Jahres 1875 starb er. Joseph Ellebrecht war im Jahre 1854 mit Julie Wedig in die Ehe getreten. Die Frau war am 2. November 1832 in Grünstadt, Königreich Bayern, geboren, und im Jahre 1837 mit ihren Eltern, Georg Wedig und Frau hiehergekommen; am 6. Januar 1909 starb sie. Noch lebende Söhne sind: Karl in Quincy, Heinrich in St. Louis, Wilhelm in Nevada, und Walter im Westen.

Karl Ellebrecht, ein Bruder des Obengenannten, geboren am 3. Juli 1837 in Westfalen, kam im Jahre 1854 nach Quincy, erlernte hier in der Werkstatt des Möbelfabrikanten Friedrich Wilhelm Janson das Holzdrechseln, und arbeitete viele Jahre dort. Später arbeitete er in der Fabrik der Quincy Show Case Co., und in der Fabrik der Geo. Ertel Hay Preß Co. Im Jahre 1861 trat er mit Elisabeth Garbrecht in die Ehe, welche am 23. April 1839 in diesem County geboren war. Am 13. April 1909 starb Karl Ellebrecht. Die Frau lebt noch hier, sowie zwei Töchter, Louise, die Frau von Robert Kiefer, Abteilungs-Vormann in den Gardner Governor Works, und Linda, welche ledig ist.

Der am 9. Februar 1802 zu Eilshausen Gemeinde Hiddenhausen, Grafschaft Ravensberg, Westfalen, geborene Cord Heinrich Stork, betrieb in der alten Heimath die Fabrikation von Spinnrädern. Dort trat er mit Anna Maria Schäfer in die

Ehe. Im Frühjahr 1854 kam die Familie nach diesem Lande, über New Orleans, den Mississippi herauf, und landete am 17. Juni in Quincy; drei Tage später, am 20. Juni, starb Cord Heinrich Stork an der Cholera. Mit den Eltern kamen die Söhne Franz Ludwig, geboren am 9. November 1830; Friedrich Wilhelm, geboren am 15. November 1844; und Hermann, geboren am 15. März 1847.

Albert Heinrich Stork, der älteste Sohn, geboren am 30 Dezember 1827, war schon im Jahre 1852 hiehergekommen; derselbe hatte gleich senem Vater, in der alten Heimath Spinnräder fabrizirt. Hier trat er in die Dienste des Möbelfabrikanten Friedrich Wilhelm Jansen. Später widmete er sich dem Baufache und wurde Baukontraktor. Dann ging er wieder zur Möbelschreinerei über und betrieb Jahre lang eine Möbelfabrik. Im Jahre 1853 war er mit Anna Friederike Thenhausen in die Ehe getreten. Die Frau war am 8. Juni 1831 zu Laar in Westfalen geboren. Am 31. März 1891 starb der Mann; die Frau lebt noch. Der einzige noch lebende Sohn, August Stork, ist als Möbelschreiner in dieser Stadt thätig.

Franz Ludwig Stork, der zweite Sohn, trat hier im Jahre 1858 mit Margarethe Ilsabine Wiedemann in die Ehe; die Frau war am 2. Juni 1830 zu Hiddenhausen geboren und im Jahre 1857 mit dem Segelschiffe „Edmund" über's Meer nach New Orleans gekommen; die Reise hatte 9 Wochen gedauert; in Quincy kamen sie im Oktober an. Franz Ludwig Stork diente während des Krieges im 43. Illinois Infanterie-Regiment; am 30. April 1875 starb er. Die Frau lebt noch hier, sowie ein Sohn, Hermann Stork, und drei Töchter, Friederike, Frau von Heinrich Holtmann, Louise, Frau von Wilhelm Fleer, und Wilhelmine, Frau von August Bahle.

Friedrich Wilhelm Stork erlernte hier die Bauschreinerei, und war viele Jahre als Baukontraktor thätig. Während des Krieges diente er im 119. Illinois Infanterie Regiment; am 25. August 1899 starb er. Der Genannte war zweimal verheirathet. Seine erste Frau war Anna Pellmann; dieselbe starb vor vielen Jahren. Dann trat er mit Wilhelmine Drögen in die Ehe; die Frau war am 1. April 1853 zu Imshausen, Kurhessen, geboren; am 23. März 1909 starb sie. Noch lebende Söhne sind: Eduard, Friedrich, Louis und August Stork.

Hermann Stork erlernte hier ebenfalls die Bauschreinerei. Während des Krieges diente er im 148. Illinois Infanterie Regiment; am 5. März 1903 starb er. Seine Frau Louise, eine geb. Lütkenhölter, lebt noch hier. Zwei Söhne, Wilhelm und Heinrich, leben in Butte, Montana.

Etwa um die Mitte der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts kam Georg Langguth nach Quincy. Derselbe war am 12. Juli 1829 zu Hildburghausen, Sachsen-Meiningen, geboren. Seine Frau Marie, geb. Hülsmann, hatte am 3. Oktober 1828 das Licht der Welt erblickt. Georg Langguth war hier viele Jahre als Drechsler in Horn und Knochen sowohl, wie in Holz thätig; auch war er im Schleifen von Scheeren und Rasirmessern wohl bewandert, überhaupt ein Genie in seinem Fach. Die Frau starb am 27. Juli 1882; der Mann schied am 25. Januar 1891 infolge eines Schlaganfalls aus dem Leben. Zwei Söhne, Bernhard und Andreas leben in Texas.

Georg Horbelt, geboren am 30. Dezember 1816 zu Wegford, bei Bischofsheim, Unterfranken, Bayern, trat dort am 8. April 1844 mit der ebendaselbst am 22. Februar 1842 geborenen Katharina Fries in die Ehe. Im Herbst des Jahres 1854 wanderten sie aus und landeten in Baltimore, von wo sie über Land nach Cincinnati reisten und dort bis zum Frühjahr 1855 blieben, worauf sie per Dampfboot den Ohio hinab und den Mississippi hinauf nach St. Louis, und von dort nach Quincy weiter

fuhren. Hier angekommen, zogen sie auf's Land, wo Georg Horbelt etliche Jahre bei Jacob Herlemann in Melrose arbeitete, dann ein Landstück pachtete und selbst Ackerbau betrieb. Zu jener Zeit gab es noch Hirsche in diesem County, denn es erschienen einmal, während Horbelt auf Herlemann's Land mit Holzhacken beschäftigt war, nicht weniger denn sieben Hirsche in der Lichtung des Waldes und schauten ihm bei der Arbeit zu; dann wandten sie sich und verschwanden wieder im Walde. Im Jahre 1868 kaufte Georg Horbelt in Payson Township ein Landstück und bebaute dasselbe bis 1881, worauf er in die Stadt zog. Am 19. Februar 1893 starb der Mann; am 7. März 1893 schied die Frau aus dem Leben.

Der am 13. Dezember 1845 zu Wegford geborene Jacob Horbelt, ein Sohn des vorgenannten Paares, kam mit den Eltern hieher, erlernte hier das Schreinerhandwerk, und war später als Baukontraktor thätig, bis er am 10. April 1905 starb.

Lucy, die Zwillingsschwester des Vorgenanten, trat hier mit dem Landmann Franz Wellmann in Melrose in die Ehe, und lebt gegenwärtig dort.

Johann A. Horbelt, geboren am 10. November 1857 in Melrose, widmete sich, nachdem die Eltern in die Stadt gezogen waren, zwei Jahre lang in Pike County, Ill., dem Ackerbau. Dann kam er zur Stadt und arbeitete hier vier Jahre als Bauschreiner. Am 13. Juni 1885 trat er in die Polizei ein und wurde im Jahre 1888 erster Sergeant derselben, als welcher er 9½ Jahre diente, worauf er seinen Abschied nahm. Drei Mal wurde er in den Stadtrath gewählt, in welchem er 5 Jahre diente.

Der im Jahre 1805 zu Oberbergen, Baden geborene Wendelin Wellenreiter, trat in der alten Heimath mit der im Jahre 1808 ebenfalls zu Oberbergen geborenen Maria Anna Kaltenbach in die Ehe. Vordem hatte Wellenreiter in einem badischen Dragoner Regiment gedient. Im Jahre 1856 kam das Paar nach Quincy, wo der Mann im Jahre 1878, die Frau im Jahre 1879 starb. Der älteste Sohn, der im Jahre 1836 geborene August Wellenreiter, ist in Pike County, Ill., als Landwirth thätig. Der andere Sohn, Louis Wellenreiter, geboren im Jahre 1838, erlernte hier die Wagenmacherei. Im Jahre 1862 zog er über Land nach California; die Reise war eine sehr beschwerliche, mit Mühseligkeiten jeder Art verknüpft, beim Durchgang durch einen Fluß gerieth das Pferd, auf welchem Wellenreiter saß, in den Flugsand, und Alles schien verloren, bis er dem Thiere die Sporen gab und dieses sich mit etlichen gewaltigen Sätzen herausarbeitete. Im Jahre 1865 kehrte er von California zurück und trat im Oktober genannten Jahres mit Maria Roth in die Ehe, der Tochter des alten Pioniers Franz Roth, der im Jahre 1842 nach Quincy gekommen war. Söhne des Paares sind: Karl, in einer Tabaksfabrik in St. Louis thätig; Benjamin, in einem Commissionsgeschäft in Jacksonville, Florida; und Otto, Arzt und Apotheker in Perry, Pike County, Illinois.

Johann Michael Cull, geboren am 26. Dezember 1824 zu Heßlar, Kurfürstenthum Hessen, widmete sich dem Lehrerberufe, war als Lehrer im Gymnasium zu Kassel thätig und war auch Dirigent eines Orchesters, das oft vor dem damaligen Kurfürsten erscheinen mußte und von diesem hoch geschätzt wurde. Auch zu Steinau war er etliche Jahre als Lehrer thätig, und wurde ihm am 28. Juli 1846 von der Inspektion der dortigen Stadtschule ein noch in der Familie vorhandenes, vorzügliches Zeugniß ausgestellt, daß er tüchtig in seinem Fach und treu in seinem Amte als Lehrer und Organist gewesen sei.

Im Jahre 1847 kam Johann Michael Cull nach diesem Lande, in New Orleans landend, von wo er nach St. Louis weiter

reiste und dort mit Gertrude Ulm in die Ehe trat; die Frau war am 1. August 1825 zu Rotenburg an der Fulda, Kurfürstenthum Hessen, geboren. Das Paar begab sich zunächst nach Belleville, Ill., und von dort nach Jacksonville, Ill., wo Cull als Musiklehrer im Mädchen-Seminar eine Stelle fand und zwei Jahre als solcher thätig war. Um jene Zeit gab es in Jacksonville etwa 20 deutsche Familien, die sich zur Methodisten Kirche hielten und bisher die englische Kirche besucht hatten. Da sie einen deutschen Prediger wünschten, so baten sie Johann Michael Cull, er möge ihnen in deutscher Sprache predigen. Dem Gesuche willfahrend, wurde er von Bischof Scott als Prediger ordinirt und der Gottesdienst fand im Schulhause statt. Ein Jahr später sicherte er einen Bauplatz für die Gemeinde, auf welchem mit der Zeit eine hübsche Kirche errichtet wurde. Dort nannten sie ihn den Vater der Deutschen Methodisten Kirche.

Im Jahre 1857 kam Johann Michael Cull nach Quincy und wurde an dem hiesigen College an der Spring Straße als Lehrer des Deutschen und Lateinischen angestellt. Diesen Posten versah er zwei Jahre lang, worauf er sich dem Geschäftsleben zuwandte, und 25 Jahre lang ein Versicherungsgeschäft betrieb. Am 10. November 1887 starb der Mann, am 26. November 1893 schied die Frau aus dem Leben. Noch lebende Kinder sind: Frau Linda Ellebrecht, Gattin von Carl Ellebrecht; Walter Cull, welcher in Colorado ein Ranch betreibt; Franz Cull, Handlungsreisender; Wilhelm Cull, der des Vaters Versicherungsgeschäft weiter führt; und Friedrich Cull, Geschäftsführer der Scarritt-Comstock Furniture Co. in St. Louis.

Der am 9. Dez. 1836 in Berne, in Oldenburg geborene **Friedrich Wilhelm Meyer**, kam im Jahre 1850 nach diesem Lande, sich zuerst in Milwaukee niederlassend. Zwei Jahre später siedelte er nach St. Louis über. Im Jahre 1859 eröffnete er zusammen mit Louis Budde in Quincy eine Großhandlung in Groceries. Die Sorgen des Geschäftes aber waren so groß, daß er sich im Jahre 1867 zeitweilig von demselben zurückzog und eine Reise nach Europa unternahm. Von dort zurückgekehrt, widmete er sich mit neuem Eifer dem Geschäft. Etliche Jahre später zog sich Louis Budde von der Firma zurück und Meyer verband sich mit W. S. Warfield. Bis zum Jahre 1890 blieb diese Firma im Felde, worauf sich Meyer von derselben zurückzog, um seine ganze Aufmerksamkeit der Ersten Nationalbank von Quincy zu widmen, deren Kassirer er wurde. Schließlich legte er auch diese Stelle nieder, um in California Erholung zu suchen. Doch war seine Wiederherstellung keine nachhaltige und am 12. August 1899 starb er. Friedrich Wilhelm Meyer war hier mit Eleonore Reyland in die Ehe getreten, einer Tochter des alten Pioniers Philip Reyland. Die Wittwe lebt in Pasadena, Cal.; außerdem weilen 3 Töchter unter den Lebenden.

Wie wichtig es war, daß das Werk der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois in Angriff genommen wurde, zu der Zeit da dieses geschah, das lehren die Lücken, die durch den Tod auch in den Reihen der Mitglieder dieser Gesellschaft in Quincy gerissen wurden. Mancher Zeuge ist in den letzten zehn Jahren vom Schauplatze des Lebens getreten, der Auskunft geben konnte über die Herkunft, das Leben und Wirken der alten Pioniere. Ja, es wäre dem Schreiber dieser Geschichte rein unmöglich, das zu leisten, was er in verflossenen zehn Jahren in dieser Richtung gethan, wollte er **heute** damit beginnen, denn die Augen, die das mit erlebt, sind zum ewigen Schlummer geschlossen, der Mund, der es mittheilen konnte, ist im Tode verstummt.

† Joseph Bürkin — Quincy. †

Am 4. Oktober 1909 starb Joseph Bürkin, von der Gründung dieser Gesellschaft an ein treues Mitglied derselben. Geboren am 16. März 1843 zu Bahlingen, Amt Em-

mendingen, Großherzogthum Baden, erlernte er in der alten Heimath die Möbelschreinerei. Im Jahre 1867 kam er mit seinen Eltern nach diesem Lande, zunächst nach New York, und im Jahre 1870 siedelte die Familie nach Quincy über. Hier widmete er sich dem Bauhandwerk, wurde mit der Zeit Bauunternehmer, und gründete die Firma Bürkin u. Kämpen, eine der erfolgreichen und unternehmendsten Firmen dieser Art in unserer Stadt. Eine große Zahl mächtiger Bauten, die von genannter Firma im Laufe der Jahre ausgeführt wurden, geben Zeugniß von dem Unternehmungsgeist derselben.

Mit Joseph Bürkin ist ein Mann aus unserer Mitte geschieden, der sein ordentliches Theil zum Wachsthum und Gedeihen dieser Stadt beigetragen; er war was der Amerikaner mit dem Ausdruck bezeichnet, „ein selbstgemachter Mann". Wie Postmeister David Wilcox sich dem Schreiber dieser Geschichte gegenüber äußerte: „Joseph Bürkin war ein Mann, dazu veranlagt, großartige Unternehmungen im Baufach durchzuführen; darum ist sein Tod ein Verlust für die Stadt Quincy."

Im Jahre 1872 war Joseph Bürkin mit Frl. Augusta Lerp in die Ehe getreten. Außer der Wittwe hinterläßt er zwei Söhne, Edwin und Julius, und fünf Töchter, Rosa, Augusta, Katharina, Emma und Margarethe.

† Julius Kespohl — Quincy. †

In der Nacht vom 28. auf den 29. Oktober 1909 starb im Sanitarium zu Hinsdale, Jll., Julius Kespohl, einer der hervorragendsten Geschäftsleute der Stadt Quincy. Derselbe war am 8. Mai 1844 nahe Herford, Westfalen, geboren, und im Jahre 1857 mit seinen Eltern hiehergekommen. Nach einer gründlichen geschäftlichen Vorbildung eröffnete er schon im Jahre 1864 ein Dry Goods Geschäft, das sehr erfolgreich war. Zehn Jahre später eröffnete er eine Großhandlung in Dry Goods, die er ebenfalls zehn Jahre betrieb, kurze Zeit auch in Lincoln, Nebraska. Nach Quincy zurückkehrend gründete er in dieser Stadt die Kespohl-Mohrenstecher Dry Goods Company, die sich als ein sehr erfolgreiches Unternehmen erwies, und nun von dem Sohne, Julius Kespohl, und von Otto Mohrenstecher, dem Schwiegersohne des Dahingeschiedenen, weiter geführt wird.

Mit Julius Kespohl schied ein Mann aus dem Leben, der nicht nur ein tüchtiger Geschäftsmann, nein auch ein guter Freund des Deutschen war, und seine Muttersprache stets in hohen Ehren hielt. Außer der Wittwe Friederike, geb. Sien, hinterläßt er einen Sohn, **Julius**, der sich ebenfalls als Freund des Deutschen und tüchtiger Geschäftsmann bewährt hat, und im öffentlichen Leben eine hervorragende Stelle einnimmt, als Vorsitzer des republikanischen Centralkomites von Adams County, und als Vertreter unseres Distrikts in der Staats-Steuerausgleichungs-Behörde von Illinois; ferner drei Töchter, Frau Otto Mohrenstecher, und die Fräulein Ada und Margarethe.

Heinrich Bornmann.

Die auf den 12. Februar d. J. fallende **zehnte Jahres-Versammlung** der D. A. Historischen Gesellschaft von Illinois wird in den freundlichst zur Verfügung gestellten **Clubräumen** des **Germania-Männerchors** stattfinden und durch einen mit Lichtbildern erläuterten Vortrag des **Erringers** des **ersten Seipp-Preises**, Prof. Dr. A. B. Faust, von der Universität Cornell, über die „Wacht der Deutschen an der amerikanischen Grenze" ausgezeichnet sein.

Oswald Seidensticker.

(Aus Mittheilungen des Deutschen Pionier-Vereins von Philadelphia.)

Oswald Seidensticker wurde am 3. Mai 1825 zu Göttingen im ehemaligen Königreich Hannover geboren. Sein Vater war der Rechtsanwalt Dr. Georg Friedrich Seidensticker, der im Jahre 1831 in Göttingen an der Spitze der Bewegung stand, die eine freiere Verfassung und Errichtung einer Bürgerwehr verlangte. Eine solche wurde dort auch errichtet und Seidensticker zu ihrem Befehlshaber erwählt. Die Bewegung wurde aber durch ein Heer von 8000 Mann bald unterdrückt und Seidensticker, nebst anderen Führern, verhaftet. Ueber fünf Jahre zog sich die Untersuchung hin und endete am 10. Mai 1836 mit seiner Verurtheilung zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe wegen „Empörung mit bewaffneter Hand." Das Zuchthaus von Celle, wo er schon während der Untersuchungshaft gesessen hatte, nahm ihn nun auf und erst im Spätherbst 1845 wurde er begnadigt, unter der Bedingung, sofort, ohne seine Familie zu sehen, sich an Bord eines Schiffes zu begeben und nach Amerika auszuwandern. Er landete im März 1846 in New York, schlug aber seinen bleibenden Wohnsitz in Philadelphia auf, nachdem er sich endlich auch mit den Seinigen vereinigt hatte, die im Spätherbst 1846 in Baltimore angekommen waren.

Während der langen Haft lebte Seidenstickers junge Gattin einer Wittwe gleich im stillen Heim der kleinen Universitätsstadt, ohne den Ernährer betraut mit der Sorge für fünf kleine Kinder, deren zartes Alter nicht das Unglück der Verwaisung zu fassen vermochte. Nur der älteste Knabe Oswald fühlte den Verlust des Vaters und den Gram der Mutter. Sinnigen und ernsten Gemüths theilte er ihre Sorgen und versuchte, die erziehende väterliche Hand bei den jüngeren Geschwistern nach Kräften zu ersetzen.

Die Jahre flossen dem Knaben still dahin. Die Mutter hatte eine Privatschule eröffnet, die der kleinen Familie genügenden Unterhalt gewährte, und Oswald, der schon frühzeitig dem Elementarunterricht entwachsen war, wurde in seinem neunten Lebensjahre auf das Gymnasium gebracht, wo er sich durch seltene Fähigkeit und Fleiß auszeichnete. Mehr als es der Mutter lieb war, hielt er sich von den gewöhnlichen Knabenspielen fern, und damit er seine Schüchternheit überwinden und seinen Charakter in der Gesellschaft von Altersgenossen bilden könnte, wohnte er, der Anstalt näher, im Hause der Mutterschwester, deren Korrespondenz er übernahm. Hier zog er sich jedoch durch sein zu emsiges Studiren eine schwere Krankheit zu, die ihn fast ein Jahr lang vom Besuch der Schule abhielt, machte aber dennoch in seinem achtzehnten Jahre das Abiturienten-Examen mit Auszeichnung, und bezog, mit dem Maturitäts-Zeugniß erster Klasse, zu Ostern 1843 die Universität, als „Studiosus der Philologie und Philosophie."

Göttingen besaß damals eine ungewöhnlich große Anzahl berühmter Professoren und in der geistigen Atmosphere, die ihn dort umgab, erschloß sich dem jungen Seidensticker eine neue Welt. Als sein Vater endlich seiner Haft entlassen wurde, stand der Abschluß seiner akademischen Studien mit der Doktorwürde in naher Aussicht, und sie wurde ihm auch im Sommer 1846 mit höchstem Lob ertheilt.

In Amerika schien das Leben Oswald Seidenstickers, der anfangs das höhere Lehrfach als Lebensberuf gewählt hatte, eine Wendung zu nehmen, die seinen Fähigkeiten und Neigungen keineswegs ententsprach. Freunde des Vaters, von denen besonders Dr. W. Schmöle, ein angesehener homöopathischer Arzt, großen Einfluß

ausübte, drängten ihn, eine Laufbahn zu wählen, in der man nicht bloß sein Brot, sondern auch die Butter dazu finden könnte — kurz, Oswald sollte ein „wirklicher" Doktor werden. So ließ sich denn der junge deutsche Gelehrte bereden, nochmals in eine amerikanische Schule zu gehen; und fleißig und gewissenhaft wie immer, beendete er nach zwei Jahren seine Studien und begann seine neue Laufbahn als Arzt.

Jedoch noch zeitig genug, ehe bittere Reue sich einstellte, entsagte Seidensticker dem falschen Beruf und verließ Philadelphia, um eine bescheidene Stellung als Lehrer der alten und neueren Sprachen in der Privatschule eines Herrn S. Weld, zu Jamaica Plains in Massachusetts, anzunehmen, für die ihn Bostoner Freunde warm empfohlen hatten. Hier verweilte er drei Jahre und erwarb sich die Kenntniß der Landessprache und pädagogische Erfahrung, die ihn befähigten von Juni 1852 bis 1855 die Leitung einer Privatschule in der Nähe von Boston (Bayridge) zu übernehmen, und als die Verhältnisse sich dort änderten, ein solches Institut in Brooklyn zu gründen.

Der Aufenthalt in Brooklyn führte zu einem neuen Wendepunkt im Leben des jungen Gelehrten. Er verheirathete sich; und da Familienbande beide Gatten an Philadelphia knüpften, zog Seidensticker im Sommer 1858 wieder nach dieser Stadt und gründete hier eine Privatschule, die er zehn Jahre, anfangs allein, zuletzt in Verbindung mit J. B. Langton als „The Classical Academy" mit unermüdlichem Eifer und großem Erfolg leitete.

Seine Kentnisse, seine Lehrfähigkeit und Berufstreue fanden bald in weiteren Kreisen, unter gebildeten Amerikanern, Beachtung und Anerkennung. Der Beschluß des Vorstandes der Universität von Pennsylvanien, der Revision des Lehrplanes im Jahre 1867 gemäß, eine Professur für deutsche Sprache und Literatur zu gründen, war nicht wenig durch die Gewißheit gefördert, dafür den geeigneten Mann zu haben, und so wurde in demselben Jahre Dr. Oswald Seidensticker zu dieser ehrenvollen Stelle berufen. Mit dem festen Willen, Gutes zu wirken, so weit die Verhältnisse und seine Kräfte es gestatteten, begann er nun seine akademische Thätigkeit auf dem Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur.

Es war eine mühevolle Arbeit, da vieles an der Universität noch im Rohen lag. Von Vorträgen über Literatur konnte überhaupt nicht die Rede sein, indem die einzig zulässigen literarischen Werke in den Klassen des Kollegs die „Elemente der Grammatik" und das „Lesebuch für Anfänger" waren. Die eingeborenen Musensöhne kannten die Sprache Goethes und Schillers gewöhnlich nur aus dem Munde pennsylvanischer Bauern. So galt die „Deutsche Klasse" als das Aschenbrödel des Kollegs, und bei dem üblichen akademischen Kehraus der jungen Burschen am Schluß des Schuljahrs flogen „Ahn" und „Ollendorf" stets oben hinauf zum Scheiterhaufen. Mochte der Professor auch unverzagt und ohne Wort der Klage von neuem in die unkultivierten Köpfe der „Freshmen" und „Sophomores" deutsche Regeln und deutsche Ideen schöpfen, das Faß hatte einen durchlöcherten Boden, und mancher schwere Seufzer entquoll seiner Brust über diese Danaidenarbeit.

Seidenstickers Geduld und Treue, sein reiches Wissen, von der Behörde und den Kollegen längst anerkannt, imponierten schließlich der studierenden Jugend. Das Vorurtheil schwand dahin. Deutsch wurde im Lehrplan des Kollegs dem Griechischen und Lateinischen gleichgesetzt und in den Fachschulen nur dem Englischen nachgestellt. Für den erweiterten Unterricht wurde ein Hülfslehrer berufen, und in der „nach deutschem Muster" neu eingerichteten Philosophischen Fakultät ward dem Senior-Profes-

sor für deutsche Sprache und Literatur die Stellung angewiesen, die ihm zukam, und die keiner so gut ausfüllen konnte wie Oswald Seidensticker.

Er war ein Lehrer im höheren, fortschrittlichen Sinne. Es genügte ihm nicht, wie den meisten seiner Berufsgenossen, sein Tagewerk in der Klasse redlich vollbracht zu haben, und die wohlverdiente Muße der Erholung zu widmen. Lehren war in seiner Vorstellung nur der Sporn zum weiteren Streben. Daheim unter seinen Büchern oder den eigenen Gedanken nachhängend, fühlte er sich selber als Lerner, vor dem noch ein unbetretenes Feld zur Forschung und Erkenntnis sich ausbreitet. Und mit dem Entschluß, das geistige Pfand, das ihm anvertraut worden, zum Nutzen seiner Mitbürger und, in erster Linie, seiner Landsleute in der Neuen Welt zu verwerthen, ging er an die Arbeit, die er als die Aufgabe seines Lebens betrachtete.

Die Anregung hierzu war ihm von außen gekommen, nämlich in der Betheiligung an den geistigen Bestrebungen außerhalb der Schule. Seine Stellung als deutscher Professor an der Universität von Pennsylvanien hatte es ihm, dem gewissenhaften Lehrer, zur Pflicht gemacht, sich mit der Geschichte des Staates vertraut zu machen, an dessen Gründung und materieller Entwicklung die Deutschen einen so wesentlichen, wenn nicht den meisten Antheil hatten. Was davon die Geschichtsbücher lehrten, befriedigte ihn nicht. Es fehlte die kundige deutsche Hand, um das im Lande zerstreute reiche deutsche Material aus der Kolonialzeit zu sammeln, zu sichten und nutzbar zu machen. Da die Bibliothek der Deutschen Gesellschaft damals so gut wie nichts an historischem Material aus dem eigenem Lande enthielt, so ging er zunächst an die Erforschung des in den amerikanischen Büchersammlungen vergrabenen Schatzes. Von diesen sind besonders zu erwähnen die Sammlungen der im Jahre 1743 gegründeten „Amerikanischen Philosophischen Gesellschaft“, deren Mitglied Seidensticker im Jahre 1870 wurde, ferner die der „Historischen Gesellschaft von Pennsylvanien“, die ihn ebenfalls als Mitglied aufnahm, und der im Jahre 1824 gegründeten „Philadelphia Library“. Das dort befindliche reiche Material wurde zwar von Nachkommen deutscher Pioniere zu gelegentlichen Erinnerungsschriften benutzt, aber seine gründliche systematische Erforschung hat zuerst Seidensticker unternommen.

Die erste Frucht seiner Forschungen war eine historische Skizze, die unter dem Titel Johann Kelpius, der Einsiedler am Wissahickon, im Jahre 1870 im „Deutschen Pionier“ veröffentlicht wurde. Nun folgten in jedem Jahre historische Abhandlungen verschiedenen Inhalts, von den hier nur die vorzüglichsten erwähnt werden mögen, nämlich: 1870-71, Franz Daniel Pastorius und die Gründung von Germantown in 1683.— 1872, William Penns Reisen in Holland und Deutschland in 1677. — 1875, Die Beziehungen der Deutschen zu den Schweden in Pennsylvanien. — 1876, Geschichte der Deutschen Gesellschaft von Philadelphia im Jahr 1776. — 1877, Die Deutschen Incunabeln. — 1877-78, Deutsch-Amerikanische Bibliographie bis zum Schluß des vorigen Jahrhunderts. — 1878, William Penn's Travels in Holland and Germany in 1677. — 1880-81, Die beiden Christoph Sauer in Germantown. — 1883, Die Erste Deutsche Einwanderung in Amerika, und die Gründung von Germantown in 1683. — 1883-84, Ephrata, eine amerikanische Klostergeschichte. — 1885, Bilder aus der deutsch-pennsylvanischen Geschichte. — Geschichte des Männerchors von Philadelphia. 1886, Die Deutsch-amerikanische Zeitungspresse während des vorigen Jahrhunderts. — 1887, The Hermits of the Wissahickon. — 1889, Fred. Aug. Conrad Muehlenberg, Speaker of the House of Representatives in the first Congreß 1789. — 1890, Memoir of Israel Daniel Rupp, the Historian. — 1893, The first Century of German Printing in America, 1728-1830. — Viele dieser

Abhandlungen erschienen im Deutschen Pionier, einige in The Pennsylvania Magazine of History and Biography, und andere in Buchform; doch lieferte Seidensticker außerdem vielfache Beiträge für verschiedene Zeitschriften in Philadelphia, New York, Baltimore und anderen Orten, darunter auch gehaltvolle Dichtungen, ernste und humoristische, die aber nur O. S. unterschrieben waren.

Seidenstickers schriftstellerische Thätigkeit war die Erholung seiner Mußestunden, die er, seinem Genius folgend, in der liebgewonnenen Beschäftigung mit seinen Büchern fand. Die Aussicht auf pekuniären Gewinn blieb von vornherein ausgeschlossen, und der Ehrgeiz des Gelehrten war selbst ohne öffentliche Anerkennung befriedigt, wenn er das Unternommene zu einem glücklichen Ende geführt hatte. Er benutzte seine Ferien häufig zu Wanderungen nach Orten, die ein historisches Interesse für ihn hatten, und war dabei so glücklich, in Montgomery County Abraham S. Cassel kennen zu lernen, der die Sammlung von Büchern, Kalendern, Broschüren und Manuskripten, die sich auf die Deutschen in Pennsylvanien bezogen, zu seiner Lebensaufgabe gemacht hatte. Ueberall forschte Seidensticker nach Urkunden und Dokumenten, durchsuchte Kirchenregister, sammelte lokale Erinnerungen und unterließ nicht, selbst die Leichensteine zu befragen, wenn es galt, die Richtigkeit von Personennamen und Daten festzustellen. Als er im Jahre 1874, nach fast dreißigjähriger Abwesenheit seine alte Heimath wieder besuchte, wählte er den Umweg nach der Pfalz, um noch genaueres über William Penns Reisen zu ermitteln.

Daß Seidensticker bei einer so unverdrossenen und fast peinlichen Sorgfalt in der Feststellung von Thatsachen dennoch Werke geschaffen hat, die sich durch vollständige Beherrschung des Stoffes, Uebersichtlichkeit und leichte, höchst gefällige Behandlung auszeichnen, ist ein Beweis seiner hohen historischen Begabung, die Größeres hätte leisten können, wäre ihm, wie seinen Kollegen an deutschen Universitäten, die nöthige Muße gewährt gewesen. Aber die durch seine amtliche Stellung bedingte Mitwirkung bei der Umgestaltung eines großartigen Instituts, seine Betheiligung an den Sitzungen wissenschaftlicher Vereine, seine Thätigkeit in der Deutschen Gesellschaft und im Deutschen Pionier-Verein nahmen seine Zeit und Kraft vielfach in Anspruch und beschränkten die literarische Thätigkeit in den knapp zugemessenen Mußestunden. Dazu kamen noch die mannigfachen Zusammenkünfte von geselligen und literarischen Zirkeln, von denen er sich nicht ausschließen konnte, und die sich gewöhnlich bis in die Nachtzeit verlängerten.

Im Jahre 1858 wurde Seidensticker als Mitglied der Deutschen Gesellschaft aufgenommen, die ihm im Jahre 1863 das Bibliothekaramt übertrug, das er bis zum Jahre 1870 bekleidete. Später wurde er Mitglied des Bibliothekkomites und dessen Vorsitzer. Auf seine Anregung wurde im Jahre 1867 das Archiv gegründet, als eine Abtheilung der Bibliothek, aber von vornherein unter einem selbständigen Comite mit ihm als Vorsitzer. Mit diesem Archiv, für das er unermüdlich thätig war, wollte er eine zuverlässige Quelle für deutsch-amerikanische Geschichtsforschung schaffen. Als dessen Vorsitzer gehörte er seit 1870 dem Verwaltungsrathe an, und ist in dieser Eigenschaft und als Vertreter der Bibliothek mit einer ganz kurzen Unterbrechung bis zu seinem Tode dessen Mitglied gewesen. Auch an allen andern Bestrebungen und Aufgaben der Gesellschaft nahm er regen Antheil, und war so bei den Vorlesungen, den Weihnachtsbescheerungen und bei der Feier des Deutschen Tages stets einer der Thätigsten. Im persönlichen Verkehr von gewinnender Liebenswürdigkeit, erwarb und erhielt er sich durch die Anspruchslosigkeit seines Auftretens und die Herzlichkeit seines Umgangs die Hochachtung und Zuneigung aller seiner Kollegen. Sein von

Ludwig E. Faber gemaltes Bildniß nimmt noch jetzt einen Ehrenplatz in der Halle der Deutschen Gesellschaft ein.

Wie das Archiv, so rief Seidensticker auch den Deutschen Pionier-Verein zur Förderung deutsch-amerikanischer Geschichtsforschung ins Leben, indem er am 13. November 1880 eine Anzahl angesehener deutscher Bürger zu einer am 18. November abzuhaltenden Versammlung einlud, um die Gründung eines deutschen historischen Vereins in Erwägung zu ziehen. Die Eingeladenen gaben dem Plane ihre Beistimmung und so entstand der Deutsche Pionier-Verein, der Seidensticker zu seinem Präsidenten erwählte. Schon in der ersten Versammlung des jungen Vereins hielt er einen Vortrag über Germantown in den Jahren von 1691 bis 1708, dem noch viele andere folgten, und in der ersten Jahresversammlung am 27. Januar 1882 machte er auf die im nächsten Jahre bevorstehende Feier der ersten deutschen Einwanderung aufmerksam. Die Abhaltung dieser Feier wurde dann vom Pionier-Verein am 28. Dezember 1882 beschlossen und ein Ausschuß dafür ernannt, der einen Plan ausarbeitete und einer Versammlung vorlegte, zu der Vertreter der deutschen Vereine Philadelphias eingeladen waren. In einer späteren Versammlung geben diese ihre Zustimmung, es kam eine Oganisation zustande, das Fest wurde vom 6. bis zum 9. Oktober 1883 in großartiger Weise gefeiert und führte zur jährlichen Feier des 6. Oktobers als „Deutscher Tag".

Obgleich im vorgerückten Alter dem Anscheine nach kräftig und gesund, war Seidensticker doch in den letzten Jahren häufig von asthmatischen Beschwerden befallen. Eine Reise, die er mit seiner einzigen Tochter im Jahre 1891 nach Deutschland und der Schweiz unternahm, hatte Körper und Gemüth erfrischt und dem alternden Manne scheinbar die Spannkraft der Jugend wiedergegeben; aber bald traten die früheren Beschwerden wieder ein. Die unbeständige Witterung des Winters 1893-94 verschlimmerte das Uebel; doch hinderte es ihn nicht, den gewohnten Beschäftigungen ohne Klage nachzugehen und die letzte mühsame, wissenschaftliche Arbeit zum glücklichen Ende zu führen. Auch das Weihnachtsfest feierte er im Kreise der Seinen nach gewohnter deutscher Sitte, fühlte sich jedoch schon in den ersten Tagen des neuen Jahres ernstlich krank und pflegte während der Ferienzeit der nöthigen Ruhe. Als aber der akademische Kursus wieder begann, ließ es ihn nicht länger zu Hause, und dem Wunsche der Seinigen, sich noch zu schonen, setzte er die ernste Bemerkung entgegen, daß seine Schüler ihn erwarteten und daß verlorene Zeit unwiederbringlich sei. Völlig erschöpft kehrte er am Nachmittag heim, besuchte aber nach gepflogener Ruhe noch den Hausarzt, der ihn schleunigst heimsandte mit der Warnung, das Bett nicht zu verlassen. So lag der Kranke mehrere Tage lang, schmerzlos und still, unter der Pflege der Gattin und Tochter, bis er am 10. Januar 1894 leicht und sanft entschlief.

Seine Asche wurde am 15. Januar auf dem Monument-Friedhofe neben der Ruhestätte seiner Eltern beigesetzt. Der Beerdigung ging am Vormittag des 13. Januar eine Todtenfeier in der Ersten Unitarier-Kirche voraus. Es hatten sich außer den leidtragenden Hinterbliebenen und Verwandten viele Freunde des Verstorbenen eingefunden — Professoren und Studirende der Universität, Mitglieder der gelehrten Gesellschaften, zu denen er gehört hatte, der Verwaltungsrath der Deutschen Gesellschaft und der des Pionier-Vereins in ihrer Gesammtheit, sowie viele Andere. Vor dem Sarge hielt der zweiundneunzigjährige Pastor Emeritus jener Kirche, W. H. Furneß, die Leichenrede. Ihm folgten Professor H. V. Hilbrecht mit einer deutschen und Professor G. S. Fullerton mit einer englischen Ansprache. Die ergreifende Feier schloß mit dem Gesang des Philadelphia Männerchors „Wie sie so sanft ruhen" und

dem stillen Abschied der Ueberlebenden von dem im offenen Sarge gebetteten Toten.

Im Betracht der großen Verdienste, die Oswald Seidensticker sich um die Deutsche Gesellschaft erworben, veranstaltete sie am 25. Februar eine öffentliche Gedächtnißfeier, bei der ihre geräumige, mit Zierpflanzen geschmückte Halle nicht für alle Theilnehmer Platz hatte. Nach einem Trauermarsche der Sentz'schen Kapelle stellte Dr. C. J. Hexamer den Präsidenten der Deutschen Gesellschaft, General Louis Wagner, als Leiter der Festlichkeit vor. Nachdem dieser eine Anrede gehalten, trug Ferdinand Moras vom Pionier-Verein zum Andenken des verstorbenen Freundes folgendes Sonnett vor:

So still und selbstlos, wie sein ganzes Leben,
Und wie sein Wissen, so umfassend weit,
So gründlich war auch die Bescheidenheit,
Die man erkannt in allem seinem Streben.

Und edel war sein Sinn. Ihm war gegeben
Der Feder sprachgewandte Form und Klarheit,
Des Forschers heller Blick für Licht und Wahrheit
In der Chronik verschlungenen Geweben.

Was sterblich an ihm war ist nun zerfallen,
Zur Handvoll Asche nur; jedoch was ihn
So werthvoll macht, von dem was ihm verliehn

An Geist und Herzensgüte und vor allen
Von seinem reinen Bild, wie es erschien,
Wird die Erinnrung bleiben frisch und grün.

Hierauf sang der Philadelphia Quartett-Club die „Vesper" von Beethoven. Es folgte Franz Ehrlich mit einem Vortrag über Seidensticker's Wirken als Mitglied der Deutschen Gesellschaft, worauf Richter S. W. Pennypacker ihn in englischer Sprache als Geschichtschreiber schilderte. Nachdem dann der gemischte Chor des Jungen Männerchors das „Ave Verum" von Mozart mit Orgelbegleitung vorgetragen hatte, sprach Dr. G. Kellner über Seidensticker als den Gründer und Leiter des Pionier-Vereins, und Professor E. J. James in englischer Sprache über sein Wirken und seine Bedeutung als Lehrer. An Stelle des Professors Hilprecht, der durch Krankheit verhindert war, schilderte Hermann Faber den Verewigten als Menschen und Freund. Den letzten Vortrag hielt der verdienstvolle Geschichtschreiber H. A. Rattermann aus Cincinnati, der eigens zur Gedächtnißfeier des Freundes und Mitarbeiters am „Deutschen Pionier" nach Philadelphia gekommen war. Ihm war der Tod Seidensticker's ein besonderer Verlust, da er ihm Lehrer und Freund zugleich gewesen war. Er betrachtet ihn als den Begründer der eigentlichen Geschichtschreibung des deutschen Elements in diesem Lande, denn obgleich er schon Vorgänger gehabt hatte, wie Brauns, Rupp, Löher, Klauprecht, Kapp und andere, so waren ihre Forschungen nicht tiefgehend und deshalb wenig zuverlässig. Seidensticker dagegen machte die Geschichte des hiesigen Deutschthums erst zur vollendeten That, weil er unbefangen und klar, rein und wahr nur das, und zwar in streng objektiver Form, mit der größten Sorgsamkeit und Gewissenhaftigkeit niederschrieb, wofür er die mit unendlichen Mühen selbst gesammelten, vollgültigen Beweise in Händen hatte. — Den Schluß der erhebenden Feier bildete der vom Quartett-Club vorgetragene Chor „Vale carissima".

(Hauptquelle: Das vom Pionier-Verein herausgegebene Heft „Dr. Oswald Seidensticker", aus dem besonders die großentheils nach Mittheilungen der Familie Seidensticker's verfaßte „Biographische Skizze von Ernst Reinhold Schmidt" benutzt wurde.)

C. F. Huch.



Oberst-Lieutenant Heinrich von Trebra und das 32. (deutsche) Indiana Infanterie-Regiment.

Von Dr. W. A. Fritsch, Evansville, Ind.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wohnte bei der kleinen Stadt Ariola, Douglas County, Illinois, auf einer Farm eine deutsche adlige Familie in einfachen Verhältnissen. Der Besitzer, ein Herr von Trebra, war früher preußischer Offizier gewesen und hatte jedenfalls bessere Zeiten gesehen; er ertrug jedoch die schweren Umstände seiner nunmehrigen Lage mit Ausdauer und einer reservirten Haltung, denn obwohl ihm von den deutschen Nachbarn gerne Beistand geleistet wurde, so nahm er deren Hülfe nur selten in Anspruch. Da wurde 1860 Abraham Lincoln zum Präsidenten erwählt; ein Ereigniß folgte schnell dem andern und die Rebellion der Südstaaten nahm ihren Lauf. Der Norden war plötzlich wie elektrisirt, überall bildeten sich Corps, die Rebellion zu bekämpfen. In Indianapolis rekrutirte August Willich, der frühere deutsche Freischärler, für das 32. (deutsche) Indiana Infanterie-Regiment. H. von Trebra, welcher davon gehört hatte, wurde es zu enge auf der alten Farm, das alte Soldatenblut gährte in ihm und trieb ihn vorwärts in den Krieg. Er sagte den Seinen Lebewohl und mit nur wenig Geld in der Tasche, machte er sich zu Fuß auf den Weg nach Indinapolis, der Hauptstadt von Indiana.

Hier angekommen, stellte er sich Oberst Willich vor und der sorgte dafür, daß er der zweite im Kommando beim Regiment wurde, wohl wissend, von seiner Offiziers-Carriere in Preußen, was er an solchem Kameraden hatte. Vorerst war es nothwendig, die zum Theil ungeübten Mannschaften einzuexerciren und es fiel von Trebra, wenn auch im kleineren Maßstabe, dieselbe Arbeit zu, welche Baron von Steuben im Lager von Valley Forge mit den undisciplinirten Continental-Truppen für nöthig befunden hatte. Da die Truppe noch in Civilkleidung war, so konnte man täglich Hrn. v. Trebra vor der Front des Regiments sehen, angethan mit einem Frack, welcher einst bessere Zeiten erblickt, wie er mit den Freiwilligen militärische Uebungen vornahm. Dies Exercitium nahm übrigens auch seinen Fortgang, als sie schon in Feindes Land waren, und diente dazu, das 32. Regiment zu einer so tüchtigen und schlagfertigen Truppe zu machen. Von Indianapolis zog im September 1861 das 32. Regiment nach Madison am Ohio und kampirte dort einige Zeit, wurde darauf auf zwei Böten eingeschifft und nach Louisville, Kentucky, gebracht, wo es nahe der Stadt ein Lager bezog. Hier überreichten deutsche Frauen aus Indianapolis dem Regimente eine schön gestickte seidene Fahne, die Oberst Willich in Empfang nahm, dafür im Namen des Regiments dankte und gelobte, die Fahne nie in Feindes Hand kommen zu lassen. Die Offiziere hatten jetzt auch ihre Uniformen erhalten und das Regiment war fertig für den Kriegsdienst; es zog nach Elisabethtown und weiter nach Munfordsville am Greenriver, wo sie am nördlichen Ufer desselben in Camp Wood ihre Lagerstatt hielten.

Oberst A. Willich hatte von allen Compagnien Zimmerleute und Handwerker ausgewählt, die er unter das Commando von Lieutenant Piezug stellte, der in Preußen als Pionier gedient hatte und befähigt war, eine Compagnie Pioniere zu führen. Diesen fiel es nun zu, eine Ponton-Brücke über den Green River zu bauen, da die Eisenbahnbrücke zwischen Munfordsville und Rawletts Station von den Feinden theilweise zerstört war. Am 17. Dezember 1861, Morgens halb 8 Uhr, zogen die 2.

und 3. Compagnie über die Ponton-Brücke, um auf der anderen Seite des Flusses Vorposten-Dienste zu versehen; es dauerte nicht lange, da stießen sie auf Tirailleure des Col. Terry von den Texas Rangers. Diesen Stand zu halten, waren sie zu schwach; so gaben sie das Alarm-Signal, das vom Stabshornisten im Lager wiederholt wurde. Sofort eilte Oberst-Lieutenant von Trebra mit mehreren Compagnien des Regiments im Schnellschritt der 2. und 3. Compagnie zu Hülfe. Oberst Willich war grade als Vorsitzer eines Kriegsgerichts im Hauptquartier und somit fiel das Commando an den Oberst-Lieutenant. Am jenseitigen Ufer angelangt, schickte der Commandeur die 6., 7. und 10. Compagnie zur Unterstützung der 2. Compagnie rechts der Eisenbahn und mit dem Rest des Regiments wandte er sich links zu der 3. Compagnie, die hart bedrängt wurde; sie schlugen den Feind mit großen Verlusten auf allen Seiten zurück, hatten aber auch als Todte einen Offizier (Sachs) und zehn Soldaten zu beklagen. Den nächsten Tag erließ Oberst Willich den folgenden Regimentsbefehl:

Camp George Wood,
18. Dezember 1861.

Das 1. deutsche Regiment von Indiana hat gestern seine erste ernste Waffenprobe abgelegt; es ging mit 22 Offizieren, 26 Sergeanten und 499 Soldaten den ausgewählten besten Truppen des Feindes, bestehend aus 1 Regiment Texas Rangers, 2 Regimentern Infanterie und 4 Geschützen, entgegen. Unmittelbar nahmen am Gefecht theil von unserer Seite: 16 Offiziere, 23 Sergeanten und 375 Mann, feindlicherseits 600—800 Texas Rangers, 1 Regiment Infanterie und 4 Geschütze. Uns blieben noch 125 Mann Reserve, dem Feinde ein ganzes Regiment Infanterie. Die wiederholten, wilden, ungestümen Angriffe der unerschrockenen Rangers waren nicht im Stande selbst Eure Tirailleurlinie zu durchbrechen. Die Vollkugeln und sonst so todtbringenden Kartätschengranaten erschütterten Euch nicht. Ein furchtbarer Kampf mit den Rangers, den diese oft wiederholten, nicht daran glaubend, daß sie einer so geringen Anzahl „Dutchmen" unterliegen könnten, endete dennoch mit ihrer Niederlage. Nach einem heftigen Artilleriefeuer und einem unter der Musik von seinem 1. Infanterie-Regiment schön ausgeführten Angriff, mußte der Feind mit einem unverhältnißmäßig großen Verlust das Schlachtfeld räumen. Dadurch, daß die 1. Compagnie, welche eine Flankenbewegung gemacht hatte, den äußersten Posten besetzt hielt, bewirkte sie, ohne einen Schuß gethan zu haben, den Rückzug der feindlichen Artillerie. Die 2. Compagnie des vorher zurückgezogenen rechten Flügels, welcher sich Comp. C. des 49. Ohio Regiments bereitwillig anschloß, avancirte wieder und holte mit der 1. Compagnie unsere Todten und Verwundeten vom Schlachtfelde. Der Feind gab gestern seinen Verlust auf 40, heute aber auf 70 Todte an, den unseren auf 200. Unser wirklicher Verlust ist 11 Todte, 21 Verwundete und 5 Vermißte, die wahrscheinlich verwundet dem Feinde in die Hände gefallen sind. Heute Nachmittag werden wir unsere Todten auf dem Hügel vor dem Lager begraben, das Gesicht dem Lande zugekehrt, für dessen Wiedereroberung für menschliche Freiheit sie den höchsten Preis bezahlt haben, den ein Bürger der Republik zahlen kann, den er aber auch bereit sein muß zu zahlen, wenn die Republik in Gefahr ist. Der 8. und 9. Compagnie gebührt die Anerkennung, daß sie durch ihr rechtzeitiges und unerschrockenes Vorgehen auf Veranlassung des Adjutanten Schmidt, Oberst-Lieutenant von Trebra, Lieutenant Kappel, den Zug der 3. Compagnie, welchen Lieutenant Sachs führte, vor Vernichtung schützte. Ebenso der 7. Compagnie, daß sie durch die Formirung zum Carrée gegen die feindliche Cavallerie, die Tirialleure der 6. und 10. Compagnie schützte. Die Anerkennung, welche vielen Einzelnen gebührt, wird später ausgesprochen werden. Für's Erste wird der vor einigen Tagen degradirte Corporal Mathias von der 3. Compagnie für sein tapferes und umsichtiges Benehmen hiermit wieder ehrenvoll in seine Charge eingesetzt; ebenso hat der Soldat Busch von der 8. Compagnie jeden Vorwurf des Mangels an Muth gestern glänzend widerlegt und soll hiermit jeder Vorwurf des Mangels an Muth und jede Erinnerung an sein früheres Vergehen verlöscht

sein. Zum Schluß mache ich das Regiment darauf aufmerksam, daß die 1. Compagnie ohne einen Schuß zu thun und ohne einen Mann zu verlieren, durch ein bloßes Manöver das Schlachtfeld als ein Zeichen des Sieges behauptet hat und daß die 8. und 9. Compagnie beinahe ohne Verlust den Sieg über die Texas Rangers entschieden und der Hauptverlust durch zu eiliges Vorgehen der 3. Compagnie entstanden ist, ein Beweis, daß die Art und Weise des Fechtens und nicht blos das wilde Drauflosgehen entscheidet. Hätten die Compagnien die Regimentsordre in Betreff ihres Verhaltens beim Alarm besser eingehalten, so würden wir wahrscheinlich dasselbe Resultat mit weniger Verlust erreicht haben. Ich gebe hiermit den bestimmten Befehl, daß so lange ich bei dem Regiment und lebendig bin, dasselbe durchaus von Niemand, wer es auch sei, in meiner Abwesenheit und ohne meinen bestimmten Befehl in ein allgemeines Gefecht zu leiten ist.

Obrist A. Willich,
Obrist und Commandant des 32. Regiments.

Willich war in böser Laune, daß er nicht dabei gewesen war, und es hieß anfänglich, er wolle von Trebra vor ein Kriegsgericht stellen, doch der Erfolg war zu groß, auch hätte der Oberst-Lieutenant gar nicht anders handeln können; um die beiden Compagnien über dem Fluß vor Vernichtung zu schützen, mußte er ihnen zu Hülfe eilen.

Auch Brigade-General Buell erließ eine General-Order, unter dem 27. Dezember 1861 von Louisville aus, in welcher er das Regiment belobte und zum Schluß dann fortfährt:

Der General wünscht den Offizieren und Soldaten des Regiments für ihre tapfere und wirkungsvolle Haltung bei dieser Gelegenheit seinen Dank abzustatten. Er empfiehlt sie zum Studium und als Beispiel allen anderen Truppen unter seinem Commando und räth denselben, die Disciplin und Instruktion, welche solche Resultate zeitigt ebenfalls zu befolgen.

Der Name von Rowlette Station soll auf die Fahne des 32. Indiana Regiments eingezeichnet werden."

Im August nächsten Jahres wurde Oberst A. Willich zum Brigade-General befördert und ihm die 6. Brigade übergeben, Oberst-Lieutenant von Trebra erließ darauf den folgenden Regimentsbefehl No. 1:

Camp Battle Creek,
9. August 1862.

In Folge der Beförderung des Oberst Willich zum Brigade-General habe ich das Commando übernommen.

H. v. Trebra, Lt.-Col.

Es scheint, daß gegen Ende des Jahres Oberst-Lieutenant von Trebra an zu kränkeln fing; um seine Gesundheit wieder zu erlangen, nahm er Urlaub und begab sich zu seiner Familie nach Ariola, statt aber besser zu werden, hat sich sein Zustand verschlimmert und er ist zu Arcola, Illinois, den 7. August 1863 verstorben.

An ihm verlor die Armee einen tüchtigen Offizier und die Soldaten einen menschenfreundlichen Kameraden. Die Wenigen vom 32. Indiana (deutschen) Regiment, welche heute noch leben, sprechen nur mit Ehrfurcht von ihm.

Oberst-Lieutenant von Trebra nahm einen jüngeren Bruder zu sich in's 32. Regiment; derselbe diente von der Picke auf und war zuletzt Hauptmann der Terre-Haute Compagnie. Hauptmann Louis von Trebra machte alle die denkwürdigen Schlachten der 32ger mit, bis er in der Atlanta-Campagne bei Pickett's Mills, den 27. Mai 1864, verwundet wurde und in ein Lazareth gebracht werden mußte. Nach dem Kriege ist er mit seinen Angehörigen in Arcola weiter West gezogen und hat sich in Chetopa im Staate Kansas niedergelassen.

— Das vierzehnte Heft der Mittheilungen des Deutschen Pionier-Vereins von Philadelphia enthält die in Aussicht gestellten „Mittheilungen aus meinem Leben" von A. L. Wollenweber, und eine „Geschichte der freien Sonntags-Schule des Arbeiterbundes bis zum Jahre 1884."

Die Mosheimische Gesellschaft.

Von C. F. Huch.

(Aus Mittheilungen des Deutschen Pionier-Vereins von Philadelphia.)

Um „eine hinlängliche Kenntniß der deutschen Sprache zu erlangen, und sich im Reden und im Schreiben derselben zu üben," gründete etwa ein Dutzend junger Männer deutscher Abstammung am 1. August 1789 in Philadelphia einen Verein und nannte ihn nach Johann Lorenz von Mosheim die Mosheimische Gesellschaft. Mosheim, der am 9. Oktober 1694 zu Lübeck geboren wurde, war ein ausgezeichneter lutherischer Theolog und einflußreicher Kanzelredner, sowie ein fruchtbarer Schriftsteller in lateinischer und deutscher Sprache. Im Jahre 1723 wurde er Professor in Helmstädt und 1747 Professor an der Universität in Göttingen, wo er am 9. September 1755 als ihr Kanzler starb.

Die Hauptquelle für die nachstehenden Mittheilungen über diese Gesellschaft ist eine im Archiv der deutschen Gesellschaft befindliche Abschrift ihrer Verhandlungen, die mit dem 12. September 1789 beginnt und am 28. Juli 1792 endet.

Der Versammlungsort der Gesellschaft war ein Schulhaus, wahrscheinlich das lutherische Schulhaus in der Cherrystraße unterhalb der Vierten Straße, wo die Deutsche Gesellschaft gegründet wurde. Sie kam dort halbwöchentlich und wöchentlich zusammen und stellte schon früh Regeln für dessen Benutzung auf. Eine davon lautete, „daß die Glieder sich nicht unordentlich aufführen sollen, in dem Schulhause, wenn wir aufgebrochen sind, oder wenn wir auch noch nicht angefangen haben, bei Strafe von sechs Pence." Eine andere Regel, deren Verletzung ebenfalls mit sechs Pence bestraft wurde, verordnete, daß kein Mitglied Tabak oder sonst was in dem Schulhause (wenn die Gesellschaft zusammengekommen ist) rauchen soll.

Um ihre Aufgabe zu fördern, waren die Mitglieder verpflichtet, schriftliche Arbeiten zu liefern, und diese wurden, wenn geeignet befunden, in ein Buch eingetragen. Als die Mitglieder sich vermehrten, wurden sie in vier Klassen eingetheilt, die der Reihe nach Arbeiten liefern mußten. Später wurden sogar schriftliche Arbeiten von denen verlangt, die Mitglieder werden wollten, um sich von ihrer Befähigung zu überzeugen. Die Gesellschaft war überhaupt wählerisch bei der Aufnahme von Mitgliedern, wies manche zurück und beschränkte ihre Zahl, so daß sie während der drei Jahre wohl nie dreißig erreichte, da manche auch wieder austraten.

Die Beamten, deren Zahl sich nicht gleichblieb, wurden gewöhnlich jeden Monat gewählt; manchmal verflossen jedoch mehrere Monate zwischen den Wahlen. Die erste protokollirte Wahl fand am 1. Oktober 1789 statt und ergab: Wilhelm Hahn, Präsident, — Friederich Schmidt, Fiskal, — Philip Derrick, Schreiber, — und Georg Lochman, Gehülfsschreiber. Zu diesen kamen später noch andere Beamten, wie Vice-Präsident, Ober- und Unterrichter, Anwalt, und Aufseher, die darauf achten mußten, daß die Mitglieder sich ordentlich aufführten. Außer Hahn dienten der Gesellschaft als Präsidenten: Derrick, Lochman, Marcus Kuhl, Schmidt, Carl Schäffer und Heinrich Mühlenberg.

Von Anfang an beschäftigte sich die Gesellschaft viel mit Aufstellung und Berathung von Gesetzen und Regeln, sowie mit deren Wiedererwägung, Abänderung und Widerruf. Bei den Debatten darüber durfte nicht englisch gesprochen werden. Schon am 12. September 1789 wurde beschlossen, „daß keiner, welcher ein Glied

der Gesellschaft erwählt wird, die Gesetze lesen soll, bis er auf seine Ehre versprochen hat, daß er keine davon offenbaren will." Und am 19. Oktober wurde jedem Mitgliede folgende bald wieder aufgehobene Verpflichtung auferlegt: „Ich bezeuge hierdurch auf mein Wort, daß ich zu keiner Zeit thun oder veranlassen, irgendwo, von den Abhandlungen dieser Gesellschaft, außer Herr Pastor Schmidt und Dr. Helmuth, offenbaren will, es sei denn solche, die die Gesellschaft erlaubt, ausgenommen, daß ein jeder zu seinen Eltern sagen darf, aus welcher Absicht wir hier zusammen kommen."

Die Verletzung der jedesmal geltenden Regeln oder Gesetze wurde gewöhnlich mit einigen Pence bestraft, manchmal auch mit einem Schilling und darüber. Auch andere Vergehen waren strafbar, so wenn jemand zu spät in die Versammlung kam, oder ohne Erlaubniß vor dem Schlusse fortging, wer die aufgegebenen Ausarbeitungen nicht rechtzeitig einlieferte, wenn er sie aus einem Buche abgeschrieben hatte, oder wenn sie Stichelreden auf Mitglieder enthielten, wer sich auf den Tisch setzte oder sich sonst nicht gut aufführte, wer sein Amt aufgab u. s. w. Die Strafen verhing der Präsident, wenn aber dieser sich ungebührlich betrug, so mußte der Vice-Präsident ihn strafen. Ferner straften der Fiskal, der Aufseher und ein zeitweilig bestehendes Gericht.

Um streitige Vorkommnisse zu entscheiden, wurde schon früh ein Gericht eingesetzt, das aber nicht lange bestand. Am 4. Oktober 1791 wurde jedoch ein Gesetz angenommen, das wieder ein Gericht einführte mit folgenden Beamten: Oberer Richter: M. Kuhl, untere Richter: Abraham Sellers und Lochman, Anwalt: Andreas Geyer, Schreiber: Johann C. Rödiger. Es scheint aber auch kein Erfolg gewesen zu sein; denn schon am 3. Dezember klagte Geyer, daß er vom Oberrichter ungerechterweise und gesetzwidrig gestraft worden sei. Er appellirte an die Gesellschaft und dies verursachte Zwiespalt und langwierige Verhandlungen.

Am 28. Januar 1790 beschloß die Gesellschaft, in jeder Versammlung eine Frage vorzuschlagen zur Besprechung und Beantwortung in der nächsten. Die Mitglieder bildeten zu diesem Zwecke ein Komite des Ganzen, wählten einen Vorsitzer und stimmten am Schlusse namentlich über die Fragen ab. Manchmal wurden schon in der vorhergehenden Versammlung vier bis acht Mitglieder ernannt, von denen die eine Hälfte dafür und die andere dagegen sprechen mußte. Auch waren diese Debatten oft öffentlich, das heißt, den Mitgliedern war gestattet, anfangs gewöhnlich zwei Personen einzuführen, wozu ihnen Zettel gegeben wurden, später jedoch so viele sie wollten. Es wurde aber beschlossen, in der Regel, die dies erlaubte, vor dem Worte Personen die Silbe Manns einzuschalten, damit keine Frauenspersonen hereinkommen konnten; doch wurde diese Beschränkung später aufgehoben. Nach einem anderen Beschlusse sollte niemand zu den öffentlichen Reden zugelassen werden, er sei denn einundzwanzig Jahre alt und ein Deutscher. Manche Fragen kamen nicht zum Abschluß, von denen jedoch, über die abgestimmt wurde, mögen einige erwähnt werden, da aus ihrer Beantwortung sich der Bildungsgrad und die Ansichten der Mitglieder ergeben, die jedenfalls den gebildeteren Klassen angehörten.

So wurde schon am 4. Februar die Frage aufgeworfen: Ist ein Theater gut? Derrick, Mühlenberg, Schäffer und Adam Seybert bejahten sie, während sieben sie verneinten. Das Tanzen hielten Schmidt und Christian Endreß aus folgenden Gründen für unrecht:

„1. Wir verstehen durch das Tanzen nicht die bloße Bewegung des Leibes, die

an und vor sich keine Sünde sein kann, auch an unschuldigen Kindern, wenn dieselben herumspringen, nicht ist, sondern wir verstehen das Tanzen, so wie es von den Erwachsenen zwischen beiderlei Geschlecht insgemein getrieben wird.

2. Weil wir davor halten, daß ein solches Tanzen eine eitele Sache sei, und wenn es daher auch keine Sünde wäre, so kommt es doch derselben sehr nahe.

3. Weil dadurch unsere Sinne zerstreut werden und unsere Tugend in Gefahr kommen kann.

4. Weil es das Herz leichtsinnig macht und einem Menschen, der sich einen Christen nennt, nicht anständig ist."

Aus anderen Abstimmungen ergibt sich, daß Geyer, Hahn und Lochman an Gespenster glaubten, und Marcus Kuhl, Johann Helmuth, Friedrich Kuhl und Lochman Sklaverei für recht hielten. Einstimmig wurde bejaht, daß die Wirthshäuser für nichts anderes gehalten werden sollten und auch für nichts anderes gut seien als für Reisende. Die Frage, ob die Leute, die nichts von Christo wissen, selig werden, beantworten mit Ja Heinrich Enck, Helmuth, Geyer, Mibsam Martin, Rödiger und Seybert, mit Nein Derrick, Hahn, F. Kuhl, Endreß, Wilhelm Stedekorn und Lochman. Bei Stimmengleichheit gab der Vorsitzer Schmidt die entscheidende Stimme mit Nein. Von vierzehn Stimmenden billigten nur zwei das Duelliren nämlich Derrick und M. Kuhl. Sieben Mitglieder hielten es für recht, mit jungen Frauenzimmern zu gehen, während Seybert, Hahn und Lochman dagegen waren. Die Frage, ob es für Weiber recht sei zu predigen, bejahten sechs und verneinten sieben. Eine Monarchie hielten sechs für die beste Regierung, während sieben dies verneinten.

Am 19. Mai 1791 fand vor einer zahlreichen und aufmerksamen öffentlichen Versammlung eine Debatte statt über die Frage: Hat es je Leute gegeben, die durch Beihülfe des Satans übernatürliche Dinge ausrichten konnten? Georg Rehn, Lochman, Hahn und Conrad Zentler bejahten dies, während sechzehn dem Teufel eine solche Macht nicht zutrauten oder vielleicht gar nicht an ihn glaubten.

Nach dieser öffentlichen Debatte wurde bis zum 1. August 1791 nur noch über ein paar Fragen geredet, da die Gesellschaft sich mit vielen andern Sachen beschäftigte. So wurde nach langen Berathungen am 5. Februar 1791 eine „Regierungs-Verfassung" angenommen und dann von Michael Billmeyer unentgeltlich gedruckt. Es wurde beschlossen, jedem der drei deutschen Prediger in Philadelphia ein Exemplar zu schicken, und außerdem noch verschiedenen angesehenen Deutschen in Pennsylvanien und anderen Staaten, mit einem Begleitschreiben. Es wurden dazu vorgeschlagen: Dr. Mühlenberg in Lancaster, Buskirk in Northampton County, H. D. Schäffer in Germantown, Göring in Yorktown, Melsheimer in Hannovertown, Dr. Händel in Lancaster, Ludwig Voigt in Pikesland, Schulz in Tulpehocken, Weinland in Neuhannover, Wildbahn in Reading, Dr. Kunze in New York, Groß in New York, Baron de Steuben, Daniel Kurtz in Baltimore, Wack in Neujersey, Herman in Germantown, W. Kurz in Lebanon und Ernst in Neujersey. In dem Begleitschreiben wurde Steuben adressirt: „Hochwohlgebohrner Hochgelahrter Hochzuehrender Herr General."

Es gingen verschiedene Antwortschreiben ein, von denen einige in das Protokollbuch eingetragen sind. Das von Pastor Daniel Kurtz enthält folgenden Satz: „Wir haben uns zuverlässig vieles auf unsere Sprache einzubilden, indem dieselbe an Alter, Erhabenheit und Zierde keiner einzigen noch lebenden Sprache etwas nachgibt — die besten Schriften, den Verstand zu erweitern und den Geist zu bilden, sind in dieser

Sprache geschrieben, und wir haben folglich alle mögliche Hülfsmittel, uns nützliche Kenntnisse zu erwerben. — Wir dürfen uns auch gewiß dieser Sprache in keinem Betracht schämen, indem viele Personen unserer Nation am Ruder sitzen, und die meisten gekrönten Häupter in Europa abstämmliche von Deutschen sind."

In dem Briefe des Pastors Ludwig Voigt kommt folgendes vor: „Gellerts Vorherverkündigung findet jetzt ihre Erfüllung" — — — da „vielleicht unsere Nachkommen, wenn sie das Zeitalter des guten Geschmacks in der Beredsamkeit bestimmen wollen, es das Mosheimische nennen werden. Was würde Gellert, der vortreffliche Gellert thun, wenn er noch lebte? würde er nicht der Mosheimischen Gesellschaft zur Ehre eine vortreffliche Ode dichten?"

Schon am 19. September 1789 wurde die Errichtung einer Bibliothek angeregt, doch schließlich auf spätere Zeit verschoben. Am 18. Februar 1792 wurde jedoch ein Gesetz zur Gründung einer Bibliothek angenommen, und am 3. März Mühlenberg zum Bibliothecarius gewählt und seine Stube zum Bibliothekzimmer bestimmt. Es wurden der Bibliothek Geschenke an Büchern und Geld gemacht. Die ersten gekauften Bücher waren: Zimmermanns Nationalstolz, Beiträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens, Wielands Sammlung poetischer Schriften, Iselin über die Geschichte der Menschheit, Meiers Abbildung eines wahren Weltweisen, Die Werke des Königs von Preußen, Die Geschichte des Baron Trenk. Geschenkt wurden anfangs: Der siebenjährige Krieg, Meiers Würkungen des Teufels auf dem Erdboden, Gellerts Fabeln, Lessings Trauerspiele, Alfred König der Angelsachsen. Das Geld für gekaufte Bücher wurde zur Hälfte aus der Kasse genommen und zur Hälfte von den Mitgliedern beigesteuert. Wer ein Buch lieh, durfte es an niemand leihen, der nicht die bestimmten Gelder bezahlt hatte.

Am 2. April 1791 wurde beschlossen, in Zukunft jeden 1. August das Stiftungsfest mit einer öffentlichen Rede zu feiern, und alsdann ein „freundschaftliches Mahl" zu halten. Die Rede sollte in den drei Kirchen angekündigt und deren Korporationen durch ein Komitee mündlich dazu eingeladen werden. Auch die Freunde der Mitglieder waren willkommen. Das Fest wurde in dieser Weise am 1. August 1791 gefeiert. Friederich Mühlenberg hielt vor einer ansehnlichen Versammlung die Rede, in welcher er die deutsche Sprache, deutsche Sitten und deutsche Lebensart verherrlichte. Bei dem darauffolgenden Mahle wurden Gesundheiten und „Andenkungen" getrunken. — Für das nächste Stiftungsfest am 1. August 1792 wurde Carl Schäffer zum Redner gewählt.

Daß die Mosheimische Gesellschaft Anfechtungen erfuhr und es schon damals Deutsche gab, die sich nicht schnell genug ihrer Muttersprache entledigen konnten, geht aus einem Senex unterzeichneten Eingesandt in der Philadelphischen Correspondenz vom 3. Juli 1792 hervor. Er hält die Mosheimische Gesellschaft für ganz unnöthig und meint, obschon ein geborener Deutscher, „je eher die Deutsche Sprache untergehet und ausgerottet wird, desto besser wird es für die Amerikanischen Deutschen sein." Er räth der Gesellschaft, ihre Bibliothek zum halben Preise zu verkaufen und dafür englische Bücher anzuschaffen.

Schon die nächste Nummer der Zeitung brachte zwei Erwiderungen, die eine, die „Bevollmächtigter Agent der Deutschen" unterzeichnet ist, erwähnt F. A. Mühlenberg, den Sprecher des Repräsentantenhauses des Kongresses, und ein paar andere Deutsche, die als Redner und Schriftsteller im Englischen Tüchtiges geleistet haben. In der andern sagt ein Mitglied der

M. S., daß er nie geglaubt habe, einen solchen scheckichten Auswürfling unter den Deutschen in Amerika zu finden. „Er (Sener) ist wirklich ein Schandfleck der Deutschen Nation, und ich bedaure nur, daß er in Deutschland geboren ist und eine Deutsche Mutter gehabt hat."

Es bleibt noch übrig, etwas über die Mitglieder zu berichten, die sich während der ersten drei Jahre an den Verhandlungen der Gesellschaft betheiligten. Eine Liste derselben enthält 44 Namen und eine am 24. April 1831 in einer anderen Handschrift beigefügte Anmerkung lautet:

"The members without exception acknowledged the great benefit they had derived from this Society, and the importance of a knowledge of the German to some, was very great, particularly to those who had received a classical education, and studied a learned profession; a very large portion of whom arrived to very distinguished honors, both in Church and State."

Ziemlich viele jener 44 Mitglieder, von denen im Jahre 1831 über die Hälfte nicht mehr lebte, waren Graduirte der Universität von Pennsylvanien, und einige davon Geistliche. Georg Lochman, D. D., war Pastor der Deutschen Lutherischen Gemeinde zu Harrisburg und starb einige Jahre vor 1831. Christian Endreß, D. D., war Pastor der Deutschen Lutherischen Gemeinde zu Lancaster. Er starb dort ebenfalls einige Jahre vor 1831. Jacob Senn, A. M., war Pastor einer Deutschen Reformirten Gemeinde in Pennsylvanien und Jacob Wack, A. M., Pastor der Deutschen Reformirten Gemeinde zu Germantown.

In Staatsdiensten thaten sich hervor: Friedrich Schmidt, (Smith) A. M., Sohn des Pastors Schmidt, der Attorney General des Staates und einer der Richter der Supreme Court von Pennsylvanien war. Er starb am 6. Oktober 1830. Andreas Geyer war ein Alderman von Philadelphia. Adam Seybert, M. D., war Congreß-Repräsentant für Philadelphia und ein tüchtiger Chemiker. Er starb in Paris einige Jahre vor 1831.

Philip Derrick war Conveyancer und starb mehrere Jahre vor 1831. Johann K. Helmuth, A. M., war Kaufmann. Heinrich Mühlenberg, der Sohn von Friedrich August Mühlenberg, starb einige Jahre vor 1831. Jacob Wagner, Rechtsanwalt, verließ die Universität kurz bevor seine Klasse graduirte. Er war betheiligt an der von ihm und Hanson in Baltimore während des jüngsten Krieges herausgegebenen Zeitung, als der Aufruhr stattfand, in dem General Lee sein Leben verlor. Wagner soll 1831 noch gelebt haben. Isaac Wambold war Conveyancer und Präsident der Deutschen Gesellschaft, und Conrad Zentler Buchdrucker.

Jacob Kitts starb am gelben Fieber kurz bevor seine Klasse graduirte. Auch Philip und Peter Kucher erlagen dieser Krankheit. Nicht mehr am Leben waren im Jahre 1831: Wilhelm Hahn, Marcus Kuhl, M. D., Friedrich Schubert, Joseph Stauß, M. D. Mibsam Martin, Heinrich Enck, Johann C. Rödiger, Wilhelm Stedekorn, Abraham Sellers, Andreas Vorbach, Balthasar Wagner, Heinrich Gräff, Friedrich Kuhl, A. M., und Heinrich Häns.

Außerdem enthält die Liste noch folgende Namen: Carl Schäffer, Daniel Sutter, Jacob Clingman, Adam Häns, Johannes Buskirk, Johannes Hölzel, Johann Adolf, Johann Heß, Robert Davidson, A. M., Sohn des Professors Davidson, William Telfair, Peter Hoerlbach, William Händel, Georg Rehn und Daniel Bärtling.

Nach der vorhin erwähnten Anmerkung

vom 24. April 1831 soll die Mosheimische Gesellschaft sich um 1796 aufgelöst haben; doch scheint dies nicht ganz richtig zu sein, denn ein bei Conrad Zentler 1816 gedrucktes Heft, das die Gesetze der Gesellschaft zur Ausbreitung nützlicher und erbaulicher Aufsätze enthält, schließt mit folgender Bemerkung: „Da von Seiten der hieselbst errichteten „englischen religiösen Tract-Societät" an die Mosheimische Gesellschaft der Antrag gestellt worden, auch unter den Deutschen eine ähnliche Gesellschaft zu bilden, und da die Mosheimische Gesellschaft diesen Antrag gebilligt und ihre Bücher- und Finanz-Committee dazu bestimmt hat, zufolge desselben eine Constitution zu verfertigen, und durch Sammlung einer hinlänglichen Anzahl von Unterschreibern eine solche Verbindung aufzurichten, so hat diese Committee Kraft ihres Auftrags obige Grundregeln oder Constitution abgefaßt, und erbittet sich nun von den Liebhabern einer solchen Einrichtung diejenige Unterstützung, die zur Ausführung des Planes nothwendig ist."

Die Gesellschaft kam zustande. Ihr Zweck war, kleine Traktate oder Schriften zu vertheilen, theils umsonst theils für geringen Preis, und so „allerlei nützliche und erhabene Wahrheiten und Kenntnisse" zu verbreiten. Der Jahresbeitrag der Mitglieder betrug zwei Dollars, die lebenslängliche Mitgliedschaft zwanzig Dollars. Die Geschäfte der Gesellschaft besorgten dreizehn auf ein Jahr gewählte Verwalter. Sie sollten jedes Vierteljahr wenigstens eine Schrift herausgeben, von der jedes Mitglied zu vier Exemplaren berechtigt war. Die jährlichen Zusammenkünfte der Gesellschaft am 26. Dezember sollten mit Gesang und Gebet anfangen und endigen, auch sollte ein von den Verwaltern bestimmtes Mitglied eine Rede halten.

Der erste Verwaltungsrath war folgendermaßen zusammengesetzt: Dr. J. H. Ch. Helmuth, Präsident. Pastor Georg G. Müller, Vice-Präsident. Dr. Friedrich D. Schäffer, protokollführender Sekretär. F. A. Schneider, korrespondirender Sekretär. Heinrich Block, Schatzmeister. Pastor Samuel Helffenstein, Heinrich K. Helmuth, Conrad Zentler, J. N. Fischer, Friedrich Fricke, Friedrich Höckle, C. L. Mannhardt und Christian Cruse.

Als Gründer hatten sich unterschrieben: Doctor Just Heinrich Ch. Helmuth, Doctor Friedrich D. Schäffer, Pastor Samuel Helffenstein, Pastor Georg G. Müller, F. A. Schneider, C. L. Mannhardt, Heinrich K. Helmuth, J. N. Fischer, Georg Friedrich Buchhalter, Jacob J. Maas, Christian David Schuh, Johann Cruse, Friedrich Dreer, Christian Rösch, Georg Müller, Christian F. Cruse, Johann Michael Schertzinger, Matthias Pleiß, Wilhelm Jäger, Heinrich Fügemann, Jacob Link, Friedrich Schaber, Benjamin Schaber, Benjamin Boyer, Georg Honig, Jacob Chur, Friedrich Braun, Gottlieb Schwartz, Johannes Seifert, Peter Hansen, Johann P. Kröcker, Jacob Knöß, Carl Günther, Friedrich Fricke, Christian G. Schmidt, Johann Bormann, Jakob Ketterer, Wilhelm Berg, Johann Dankworth, Friedrich Höckle, Carl Friedrich Keilig, Christian Friedrich Tackmann, Caspar Pickel, Heinrich Lehrs, Georg Mack, Christian Brand, Tobias Bühler, F. G. Rothhan, Johann Kohler, Heinrich Block, Conrad Zentler, Heinrich Link, Adam Hinkel, Georg Brickmann, Johann A. Rössinger, Nicolaus Schultheis, Carl Bartholome, August Schuchardt, Christian Pfeiffer, Georg A. Mecke, Heinrich Jahraus, Georg A. Ohm, Johann E. Reinhart, Johann Mühlbein, Gottfried Haga, Wilhelm F. Wolf, Melchior Wahl, Johann David Maas, Johann Andreas Maurer, Heinrich Wilkens, Johann Schultz Heinrich Bibighaus, Conrad Müller, Jacob Ristein (lebenslänglich), Leonhard Köcker, Peter Schmidt, Friedrich Klett, Adam Königmacher, Nicolaus Stro-

bel, C. H. Gundelach, Johann C. Hamman, Jacob Boller.

Von den ursprünglichen Mitgliedern der Mosheimischen Gesellschaft scheint nur Conrad Zentler dieser deutschen Traktatgesellschaft angehört zu haben, über deren Erfolg und Bestand nichts weiteres vorliegt.

Die Conrad Seipp-Stiftung und ihr Erfolg.

Die Stifter der Conrad Seipp-Preise für eine Geschichte des deutschen Bevölkerungs-Elements in den Vereinigten Staaten dürfen mit großer Befriedigung auf den Erfolg ihrer hochherzigen Anregung blicken. Drei, ein jedes davon für sich treffliche Werke sind durch sie entstanden und der Oeffentlichkeit übergeben worden, nämlich:

1. **The German Element in the United States,** with special reference to its political, moral, social and educational influence, by **Albert Bernhard Faust,** Professor of German in Cornell University, in two volumes, illustrated. Boston and New York, Houghton and Mifflin Company, The Riverside Press, Cambridge, 1909.

2. Drei Jahrhunderte deutschen Lebens in Amerika, eine Geschichte der Deutschen in den Ver. Staaten, von Rudolf Cronau, mit 210 Illustrationen. Berlin, 1909, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen), und

3. Das deutsche Element in den Ver. Staaten, von Georg von Bosse, Stuttgart 1909, Verlag der Chr. Belser'schen Buchhandlung.

Von dem mit dem dritten Preise ausgezeichneten Werk des Philadelphiaer Pastors von Bosse haben wir bereits im vorigen Januarheft Notiz genommen.

Was die Ausstattung betrifft in jeder Hinsicht ein Prachtwerk, inhaltlich reich und vorzüglich durchgearbeitet, ist das mit dem zweiten Preise gekrönte Werk des bekannten Schriftstellers und Zeichners Rudolf Cronau. Es behandelt im ersten Theile die Deutschen in der Kolonialzeit, führt die ersten deutschen Flugblätter über Amerika und die Vorläufer der deutschen Auswanderung dorthin an, berichtet dann über die ersten Deutschen in den nordamerikanischen Kolonien — die deutschen Gouverneure von Neu-Niederland und Neu-Schweden, und Jacob Leisler; Augustin Herrmann, den ersten deutschen Kartographen, und Johann Lederer, den ersten deutschen Forschungsreisenden im Lande; kommt dann zu den deutschen Sekten-Niederlassungen im 17. und 18. und auf die Massen-Einwanderung der Pfälzer im 18. Jahrhundert zu sprechen, berichtet über das Redemptions-Wesen und dessen üble Auswüchse und das Entstehen der deutschen Schutzgesellschaften, und über die kulturellen Zustände der Deutsch-Amerikaner während der Kolonialzeit, und beschreibt den Antheil der Deutschen an den Kriegen gegen Frankreich und am Unabhängigkeitskampfe.

Der zweite Theil bezieht sich auf die Handlungen und Leistungen der Deutschamerikaner seit Aufrichtung der Union, und behandelt deren Antheil an der Erschließung und Besiedelung des Westens, die politischen Flüchtlinge der deutschen Revolutionszeit, den Antheil der Deutsch-Amerikaner an den Kriegen der Ver. Staaten im 19. Jahrhundert, ihren Antheil am politischen und kulturellen Leben (die Turn-Vereine, das deutsche Erziehungswesen und sein Einfluß auf die Lehranstalten der Ver. Staaten, Landwirthschaft und Forstwesen, den Antheil der Deutschen an der Entwicklung der amerikanischen Industrie und des amerikanischen Verkehrswesens, die hervorragendsten d.-a.

Techniker, Ingenieure und Gelehrte, die deutsche Presse, den Einfluß des Aerztethums auf die amerikanische Heilkunde, deutsche Schriftsteller, Dichter, Sang, Musik, Theater, Oper, Maler, Bildhauer und Baumeister, und zum Schluß Ehrendenkmäler der Deutschen, als welche neben den Deutschen Gesellschaften mit ihren Arbeitsnachweisungsstellen und Rechtsschutzvereinen, die von Deutschen gemachten Stiftungen und geschenkten Denkmäler aufgeführt werden). Im Kapitel „Die neueste Zeit" ist der Stärke der deutschen Kirchengemeinschaften und den von größeren Vereinen errichteten Clubhäusern, sowie des Einflusses des Deutschthums auf die Umgestaltung der Sonntagsfeier und die Einbürgerung der Weihnachtsfeier, sowie einiger das Deutschthum berührender schöner und trauriger Vorfälle gedacht; unter den ersteren die Friedensfeiern im Jahre 1871, der Besuch des Prinzen Heinrich von Preußen, der deutsche Sieg auf der Chicagoer Weltausstellung u. s. w. Die Schluß-Kapitel sind dem Deutsch-Amerikanischen Nationalbund und den Quellen gewidmet, die der Verfasser für seine Arbeit benützt hat.

Wie gesagt, Cronau's Arbeit ist als Ganzes betrachtet eine treffliche. Sie giebt einen vorzüglichen Ueberblick über die Geschichte des Deutschthums in Amerika. Daß ihr in den Einzelheiten Mängel anhaften, ist leicht verständlich. Wer könnte das ganze ungeheure Gebiet, das darin in's Auge gezogen werden mußte, erschöpfend behandeln. Da der Verfasser seinen Wohnsitz im Osten hat, ist es z. B. begreiflich, daß in den Kapiteln über kulturelle Bestrebungen neben den bedeutenden Augenärzten Knapp in New York und Reuling in Baltimore nicht wenigstens der jedenfalls erfolgreichste von allen im Westen, Dr. Joseph Schneider in Milwaukee, genannt ist, der kürzlich seinen achtzigtausendsten Patienten in seine Bücher eintrug, und mehr als eintausend glückliche Staar-Operationen gemacht hat; daß unter den großen Brückenbau-Technikern der Name Eduard Hemberle's fehlt, der nicht nur mehrere der großen Eisenbahnbrücken über den Mississippi und Missouri, sondern auch eine der großen Brücken bei Pittsburg, und die Riesenbrücke bei Poughkeepsie gebaut hat; daß unter den bedeutenden Musikern, die die Bevölkerung der Ver. Staaten zu einer musikliebenden zu erziehen geholfen haben, Hans Balatka's keine Erwähnung gethan ist, des Stifters der Milwaukee Symphonie-Gesellschaft und Dirigenten zweier oder dreier nationaler Sängerfeste; daß aus den traurigen Ereignissen, welche einen Theil des Deutschthums empfindlich trafen, nur zwei New Yorker hervorgehoben sind, während z. B. vom Brande in Chicago, welcher das Eigenthum von 50,000 Deutschen in Asche legte, oder vom Indianer-Ueberfall auf das von deutschen Turnern gegründete Städtchen Neu-Ulm in Minnesota nicht die Rede ist; daß unter den Stiftern öffentlicher Denkmäler die Namen von F. J. Dewes (Stifter des Humboldt-Denkmals im Humboldt-) und von Heinrich Wolfsohn (Stifter der Beethoven-Büste im Lincoln-Park zu Chicago), des Schwaben-Vereins und des Plattdeutschen Vereins (Stifter des Schiller-Denkmals im Lincoln- und des Fritz Reuter-Denkmals im Humboldt-Park in Chicago) keine Erwähnung gefunden haben; daß unter den großen deutschen Industriellen die großen Zinkschmelzer Matthiessen und Hegeler in La Salle in Illinois nicht aufgeführt sind; u. a. m. — Diese Ausstellungen sollen die vorzügliche Arbeit des Herrn Cronau nicht herabsetzen, sondern nur den Beweis für die Thatsache liefern, daß jedes derartige Werk, sobald es auf Einzelheiten eingeht, sich der Gefahr aussetzt, unvollständig zu werden, und warum nicht mehr sonst zu solcher Arbeit berufener Männer sich um die Seipp-Preise bemüht haben, weil eben die vollständige Ermittelung der Einzelheiten bis auf die Gegenwart eine für einen Mann nahezu unlösbare Aufgabe ist.

Diese Ansicht vertritt auch in der Vorrede zu dem in englischer Sprache geschriebenen Werke **„The German Element in the United States"** dessen verdientermaßen mit dem ersten Preise belorbeerter Verfasser Professor Albert Bernhardt Faust. Er sagt darin, daß er seit zehn Jahren den Stoff dafür zusammengetragen habe, in der unbestimmten Hoffnung, ihn einmal verwerthen zu können. Der hervorragende Antheil der Deutschen an der Bildung des amerikanischen Volkes, ihre unausgesetzte Theilnahme an der Arbeit des Friedens sowohl wie den Lasten des Krieges habe das Bedürfniß nach einer Aufzeichnung der wesentlichen Thatsachen in ihrer Geschichte nahegelegt. Solch' einen Ueberblick habe es in englischer Sprache überhaupt noch nicht gegeben, und in deutscher sei seit dem Erscheinen von Löher's „Geschichte und Zustände der Deutschen", im Jahre 1847, und Eickhoff's „In der neuen Heimath", keiner versucht worden. Die Frage, ob die Zeit für die Herstellung eines solchen Werkes reif sei, wäre von den Gelehrten meist verneinend beantwortet worden, der Masse von Forschungen halber, die noch nöthig seien, ehe eine vollständige Geschichte der Deutschen in diesem Lande geschrieben werden könne. Aber, meint er, eine Ausstellung des bereits gewonnenen reichen Materials werde auf die Forschung anregender wirken, als vorsichtige Zurückhaltung.

Des Weiteren begründet der Verfasser seine Arbeit mit dem Hinweis, daß in den letzten Jahren sich ein wachsendes Interesse an den die Bevölkerung der Ver. Staaten bildenden Elementen kundgegeben habe; daß dieser Gegenstand in die Lehrpläne der Universitäten aufgenommen und in unseren verbreitetsten Zeitschriften besprochen worden sei. Außerdem sei die Einwanderung mit der Frage, ob sie eingeschränkt oder ein Unterschied darin gemacht werden solle, eine Tagesfrage geworden, und die ernstliche Untersuchung irgend einer der größeren Einwanderungen in dieses Land habe deshalb einen praktischen Werth und sei zeitgemäß.

Der von den Stiftern der „Conrad Seipp Memorial Preise" ergangene Ruf nach einer eingehenden Arbeit über das deutsche Element in den Ver. Staaten habe nun die Gelegenheit und den Antrieb zur Ausarbeitung und Vollendung der Arbeit des Verfassers gegeben. Ueber diese Arbeit sagt derselbe:

„Der Titel stellte eine zweifache Aufgabe: Erstens einen Abriß der Geschichte der Deutschen in den Ver. Staaten, und zweitens eine Besprechung ihres politischen, sittlichen, socialen und erzieherischen Einflusses. Der im ersten Bande enthaltene erste Theil erzählt die Geschichte der deutschen Ansiedler in den dreizehn Kolonien vor dem Unabhängigkeitskriege, setzt die Darstellung durch das neunzehnte Jahrhundert fort, und lenkt die Aufmerksamkeit auf ihre hauptsächlichen Charakterzüge, ihre Vollbringungen in Krieg und Frieden und ihre Mitwirkung am Bau der Nation. Diese Geschichte ist eine edle und sollte ihre Nachkommen anspornen, Namen wie Weiser, Jost, Herkimer, Ludwig, Treutlen, Helm, Bowman, Follen, Münch, Sutro, Sutter, Röbling und von Schaaren Anderer heilig zu halten, und Mühlenberg, Steuben, Kalb, Lieber, Schurz sich ein leuchtendes Beispiel sein zu lassen.

„Der den zweiten Band füllende zweite Theil, und die darin enthaltene Besprechung deutscher Einflüsse erschien erst möglich, nachdem die historische Grundlage gelegt war. Es mußten erst Beispiele aneinander gereiht werden, um Grundsätze daraus abzuleiten. So sind in dem Kapitel über die industrielle Entwicklung Beispiele angeführt, welche darthun, daß in allen Zweigen, welche technisches Erlernen verlangen, deutscher Einfluß überwogen hat, und in dem Kapitel „Politik" ist das unabhängige Stimmen der Deutschen durch Beispiele erhellt. In dem Abschnitt „Landwirthschaft"

wird dargethan, daß der deutsche Bauersmann nicht allein seine angeborene Geschicklichkeit und seinen Fleiß zur Anwendung brachte, sondern auch, wenn immer die Nothwendigkeit an ihn herantrat, sich den neuen Bedingungen anpaßte, und landwirthschaftliche Maschinen verwendete und erfand, oder im Süden ein Reisbauer, im Westen ein großer Farmer wurde.

„Die sich auf dem Pfade zu einer endgültigen Lösung der im zweiten Theil aufgeworfenen Fragen erhebenden Hindernisse sind noch sehr viel ernstlicherer Natur als die im historischen Abriß. Die ökonomische Geschichte der Ver. Staaten ist noch nicht geschrieben, wenn auch jetzt Schritte gethan werden, um diese Riesenaufgabe zu schließlichem Austrage zu bringen. In den Volkszählungsberichten geben die Bände über Fabrikate gelegentlich einige magere Mittheilungen, aber eine Geschichte giebt es von keiner unserer großen amerikanischen Industrien. Jedes Kapitel bot deshalb der Forschung ein gänzlich neues Feld und Schwierigkeiten neuer Art. Der Verfasser hat sich häufig an Sachverständige oder Vertreter einer besonderen Industrie gewandt, so z. B. in den Abschnitten über Weinbau, Lithographie und landwirthschaftliche Maschinerie, und hat auf diese Weise mehrfach Belehrung erhalten, die nicht in Büchern zu finden war. Wegen dieser besonderen Schwierigkeiten, ist der zweite Theil des Werkes nothwendiger Weise mehr ein Versuch als der erste und hat die einer Pionier-Arbeit anhaftenden Fehler, war aber aus diesem Grunde für den Schreiber noch anziehender und wird, wie er glaubt, auf den Leser anregend wirken."

Der erste Theil des Werkes zerfällt in siebzehn Abschnitte oder Kapitel, mit folgenden Spitzmarken: 1. Die ersten Deutschen in anglo-amerikanischen Kolonien; 2. Die erste dauernde deutsche Niederlassung, in Germantown; 3. Zunahme der deutschen Einwanderung im achtzehnten Jahrhundert, und deren Ursachen; 4. Der erste Exodus — die Pfälzer Einwanderung nach New York; 5. Die Deutschen in Pennsylvanien; 6. Die ersten Deutschen in New Jersey und Maryland; 7. Die Deutschen in Virginien; 8. Die Deutschen in Nord- und Süd-Carolina während des 18. Jahrhunderts; 9. Deutsche Niederlassungen vor der Revolution in Georgia und New-England; 10. Die Oertlichkeit der deutschen Niederlassungen vor 1775; ihre Vertheidigung der Grenze und eine Schätzung ihrer Anzahl; 11. Die Deutschen als Patrioten und Soldaten während des Unabhängigkeitskrieges, 1775—1783; 12—15. Die Eroberung des Westens: (12. Die deutschen Ansiedler in Kentucky und Tennessee; 13. Die Niederlassungen im Ohio-Thal; 14. Das Vorschieben der Grenzlinie an den Mississippi und Missouri; 15. Der Nordwesten, der Südwesten und der ferne Westen); 16. Das deutsche Element in den Kriegen der Ver. Staaten im neunzehnten Jahrhundert; 17. Ein Gesammtblick auf die deutschen Einwanderungen im neunzehnten Jahrhundert; ihre Lage und Vertheilung und allgemeine Charakteristik.

Schon dies allgemeine Inhaltsverzeichniß läßt erkennen, mit welcher Gründlichkeit der Verfasser vorgegangen ist, und man darf sagen, daß in der Ausarbeitung keine wesentliche geschichtliche Thatsache und keine für die Geschichte der Deutschen dieses Landes wesentliche Persönlichkeit unberührt geblieben sind.

Der zweite Theil ist den Einflüssen gewidmet, welche die deutsche Einwanderung auf das amerikanische Volk ausgeübt hat, und enthält im ersten Kapitel eine Schätzung der Anzahl von Personen in den Ver. Staaten, in deren Adern deutsches Blut fließt; im zweiten behandelt es den Vorrang der Deutschen in der Landwirthschaft und davon abhängigen Gewerben, im dritten ihre Beeinflussung der technischen Zweige und der Industrie im Allgemeinen, im vier-

ten ihren politischen Einfluß, im fünften ihren Einfluß auf die Erziehung, im sechsten und siebenten die socialen und kulturellen Einflüsse (Musik, Malerei, Bildhauerei, Architektur, Theater, Literatur, Presse), im achten die socialen und moralischen Einflüsse (Lebensfreude, Turnerei, Geselligkeit, religiöse Einflüsse, Philanthropen, Frauen) und schließt mit einer Abhandlung über deutsche Charakterzüge.

Am Schluß dieses letzten Kapitels heißt es: „Die deutschen Charakterzüge sind von der Art, daß sie die verschiedenen das amerikanische Volk bildenden Elemente sicherer vereinigen und mit einander in Einklang bringen. Gemeinsam mit den Neu-Engländern englischer Herkunft ist der Deutsche vom Idealen getrieben, das den Ursprung der Bildung, Musik und Kunst bildet; er theilt mit dem Schotten das strenge Gewissen und scharfe Pflichtgefühl und steht dem Irländer mit seiner leicht erregten Natur, seiner Freude am Leben und seinem Humor nahe. Und indem er so die großen nationalen Elemente aneinander schließt, liefert der Deutsche das Rückgrat.

Es ist von diesem zweiten Theile zu sagen, daß die darin gezogenen Schlußfolgerungen auf einer geradezu wunderbaren Fülle von Einzelheiten beruhen, die, wie in der Vorrede bemerkt, nicht aus bereits vorhandenen Büchern, sondern nur durch persönliche Nachfrage gewonnen werden konnten. Das macht neben der vorzüglichen Durcharbeitung Faust's Werk zu einem doppelt werthvollen.

Eine 82 Seiten füllende Biographie, und ein vierzig Seiten einnehmendes Namensverzeichniß machen den Schluß.

* * *

Im ersten Kapitel des zweiten Bandes ist auf die von Emil Mannhardt im dritten Jahrgang, Heft 3 und 4, der Deutsch-amerikanischen Geschichtsblätter veröffentlichte statistische Untersuchung über den Bestand der aus der Einwanderung des neunzehnten Jahrhunderts herrührenden Bevölkerung in den Ver. Staaten, und über die Gesammtzahl der Personen darin, in denen deutsches Blut fließt, Bezug genommen, und die von ihm gewonnenen Ergebnisse werden beanstandet. Mannhardt berechnet die aus der deutschen Einwanderung des 19. Jahrhunderts herrührende Bevölkerung auf 13,437,061, Faust auf 8,700,000; Mannhardt die Gesammtzahl der Personen, in denen deutsches Blut fließt, auf 25,477,583, Faust auf 18,406,000.

Der Unterschied ist groß, Mannhardt glaubt indessen, daß seine Berechnung der Wahrscheinlichkeit näher kommt. Er wird indessen, sobald andere ihm obliegende Arbeit es gestattet, seine Untersuchung nachprüfen, und, findet er Fehler, sie berichtigen. Denn selbstverständlich ist es ihm dabei nur darum zu thun gewesen, der Richtigkeit so nahe als möglich zu kommen.

Ein großartiger und anfeuernder Erfolg — Rosegger's Millionenstiftung.

Einen großartigen Erfolg hat der bekannte liebenswürdige Schriftsteller und Dichter, Peter Rosegger, zu verzeichnen. Im Mai vorigen Jahres trat er mit einem Aufruf hervor, zwei Millionen Kronen ($500,000) für die deutschen Schulen an den Sprachgrenzen aufzubringen, indem sich Eintausend verpflichten sollten, je 2000 Kronen zu zeichnen, die nicht eher bezahlt zu werden brauchten, als bis die zwei Millionen gezeichnet seien. Im Juni waren bereits 74,000 Kronen unterschrieben, im August schon 550,000, und am 13. November 1,350,000 Kronen.

Wir machen die Leiter der Sammlungen für das Nationale Deutsch-Amerikanische Lehrerseminar auf diesen Erfolg und auf die Methode aufmerksam.

Aus den Aufzeichnungen von L. A. Wollenweber

über seine Erlebnisse in Amerika, namentlich in Philadelphia.*

(Aus Mittheilungen des Deutschen Pionier-Vereins von Philadelphia.)

Wer seine Heimath, wer sein Vaterland, wer seine Abstammung verleugnet, ist, was wir leider bei unsern eingewanderten Deutschen finden, nach meiner Meinung nicht viel werth und verdient kein Zutrauen. Diejenigen, welche so weit gehen, selbst ihren guten, ehrlichen, väterlichen Namen fortzuwerfen und sich mit einer englischen Uebersetzung desselben zu brüsten, sind nach meiner Meinung entweder armselige Tröpfe, die nicht wissen was sie thun, oder Verräther an ihrer deutschen Herkunft, denen man den Krieg erklären sollte.

Ich wenigstens bin stolz auf das Land meiner Geburt, auf meine liebe, schöne, deutsche Heimath, und dessen Volk. Ich schäme mich nicht zu sagen, daß ich in einem kleinen, armen Dörflein namens Ixheim in der Nähe der Stadt Zweibrücken am 5. Dezember 1807 geboren bin, wo mein Vater als armseliges Schulmeisterlein agierte und meine Mutter, eine geborene Schweizerin, eine Spitzenklöpplerin war. Meine Voreltern von Vaterseite stammten aus dem Schwabenlande. Mein Großvater mütterlicherseits, Louis Ambos, diente im Regiment Zweibrücken in Lafayettes Armee und focht für die amerikanische Freiheit bei Yorktown und andern Schlachten.

Schon als ich kaum sieben Jahre zählte, starb mein lieber Vater, und ich war noch nicht in das Jünglingsalter getreten, so rief der Tod auch meine Mutter ab. Ich war eine Waise. Sie hinterließen mir ein kleines, ja unbedeutendes Vermögen; doch verwaltete mein guter Vormund dasselbe so gut, daß ich, nachdem ich die Bürgerschule eine Zeit lang besucht hatte, in das Gymnasium in Zweibrücken aufgenommen werden konnte. Ich machte im Gymnasium nur sehr mäßige Fortschritte, und da ich auf kein Stipendium hoffen konnte, und mein Vermögen zu klein war, um auf meine Kosten auf einer Universität weiter zu studiren, so gab mich mein Vormund zu dem damals bekannten und geachteten Buchdrucker und Buchhändler Ritter in Zweibrücken in die Lehre.. Als meine Lehrzeit verflossen war, wanderte ich durch Deutschland, die Schweiz und einen Theil von Frankreich, wo ich in verschiedenen Städten arbeitete. Als im Jahre 1830 die Juli-Revolution in Frankreich ausbrach, war ich in dem Städtchen Sarreguemines (Saargemünd, damals Französisch-Lothringen) beschäftigt und machte dort mit andern jungen Leuten das Revolutionsmanöver mit; doch ging es dabei ziemlich zahm her. Es kam zu keinen Ausgelassenheiten oder gar etwa zu Mord, und nachdem einige unbeliebte Offiziere des dort stationirten Dragonerregiments, einige Beamten und unduldsame Geistliche fortgejagt waren, blieb alles wieder ruhig.

Nach und nach fing es aber auch in Deutschland zu gähren an, besonders in der Rheinpfalz, wo der bekannte Dr. Wirth in Zweibrücken und Homburg und Dr. Siebenpfeiffer in Oggersheim Zeitungen, ersterer die Tribüne, letzterer den Westboten

---

* Diese Erinnerungen wurden wahrscheinlich Ausgang der siebziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts niedergeschrieben und in einigen deutschen Zeitungen veröffentlicht. Ausschnitte davon, die in ein Heft eingeklebt und mit Zusätzen und Aenderungen Wollenwebers versehen sind, wurden von Fräulein Alice Wollenweber dem Pionier-Verein zur Verfügung gestellt, und da sie für die Geschichte des Deutschthums, besonders in Philadelphia, werthvoll sind, erschien ihr Wiederabdruck in den Mittheilungen des Pionier-Vereins zweckmäßig. C. F. H.

gründeten, um das Volk über seine Rechte aufzuklären und gegen seine Dränger von Gottesgnaden aufzurufen. Man berief mich zum Westboten nach Oggersheim, wohin ich mit Vergnügen ging und als Druckervormann angestellt wurde, mich auch sonst so nützlich als möglich zu machen suchte, denn ich war ja ein ganz begeisterter Freiheitsmann und haßte besonders die damaligen Justmilieus, oder sogenannten auf beiden Schultern Wasserträger. Die Führer der Bewegung ließen auch bald Volksversammlungen in Oggersheim, Frankenthal und in verschiedenen Dörfern der Umgegend berufen und dispensirten mich von der mechanischen Arbeit. Ich redete die Versammlungen an und sprach dabei, was ich später einsah (wie noch viele andere) großen Unsinn; dennoch wurde ich applaudirt und erhielt eine gewisse Berühmtheit, so daß man mich bei wichtigen Berathungen der liberalen Führer in Baden und in der Pfalz zuließ, die oft in Mannheim und Oggersheim stattfanden, und wobei ich die edeln Patrioten Rotteck und Welker aus Baden, Harro Harring, Fein, Baer, Schüler und Savoy aus Frankreich und andere kennen lernte.

Die Herrlichkeit in Oggersheim sollte aber nicht lange dauern, denn die hohe Obrigkeit, die noch immer viel Gewalt hatte, kam schneller wie wir gewünscht herbei, versiegelte unsere Pressen, worauf wir die Siegel davon entfernten und weiter druckten, und Siebenpfeiffer im Westboten erklärte:

Druckt! Druckt! Druckt!
Je mehr der Teufel spuckt.

Da kam die heilige Hermandad abermals, diesmal aber bewaffnet, und trieb uns zum Tempel hinaus. Ich wanderte mit meinen beiden Kollegen und Schulkameraden Herrn Moritz Schöfler und Johann Roth, welche beide vor kurzer Zeit, der erstere in Milwaukee, der letztere in Pittsburg starben, unserer Heimath Zweibrücken zu. Bald nachdem ich dort angelangt war, erhielt ich einen Brief von einem Verwandten, der bei der Kreisregierung in der Stadt Speyer angestellt war, in welchem man mir dringend rieth, mich so schnell als möglich aus dem Staube zu machen, indem ich als Siegelverletzer und Volksaufwiegler schwer angeklagt sei und meine Verhaftung jeden Tag stattfinden könnte. Ich befolgte den guten Rath, entkam glücklich, und ehe das Hambacher Fest gefeiert wurde, auf das ich mich so sehr freute, schwamm ich schon mit dem Segelschiff Markus den Vereinigten Staaten zu.

Also ich sollte und wollte das liebe Vaterland verlassen. Aber ich war noch jung, und der abenteuerliche Sinn der Jugend treibt in die Ferne. Sie ist noch nicht so festgewurzelt in der Heimath, wie das reifere Alter, das nicht blos Freuden, sondern auch Leiden so fest mit der Geburtsstätte zu verbinden pflegt, daß es sich nur mit Schmerzen losreißen kann. Der Jugend steht ja die Welt offen, wie man sagt, während mit dem Alter der Muth und die Kraft schwinden, auf fremdem Boden ein neues Leben zu beginnen. Erfahrung und Besonnenheit warnen alsdann vor Versuchen auf ganz neuen unbekannten Gebieten. Aber die Jugend sieht alles, was ihr fremd ist, im goldenen Licht der Hoffnung. Also auf nach Amerika!

Ich war ja verfolgt, vom Kerker bedroht, und drüben in der freien Republik winkte mir ja die Freiheit. Denn daß von dort kein politischer Flüchtling ausgeliefert wurde, wußte ich wohl, wenn ich auch von dem Lande sonst auch nicht die geringste Kenntniß hatte. Mit dieser war es damals überhaupt in Deutschland sehr schlecht bestellt. Man dachte sich alle, welche über das große Wasser gingen, für immer unter Wilden und Schwarzen verloren. Amerika galt etwa als eine Art Afrika voll Neger, voll reißender Bestien, voll Spitzbuben, Räuber und Halsabschneider. Ist ja doch jetzt selbst das liebe, zopfige alte Vaterland noch nicht von diesen Ansichten ganz kurirt. Aber was kümmerte mich das. Ich wollte nach dem Lande der Freiheit, welcher man

in Europa keinen Spielraum verstattet, wie ich sah.

Mein Vormund war zwar nur ein schlichtes Bäuerlein, aber er hatte einen klaren Kopf, willigte in mein Verlangen, gab mir mein aus 250 Gulden bestehendes Vermögen, und spornte mich an, die Heimath sofort zu verlassen. Ich schnürte also mein Handwerksburschen-Felleisen, nahm mein altes Wanderbuch und wanderte flugs von Zweibrücken nach Mainz, als ich erfahren, daß von hier mehrere junge Leute nach Rotterdam abgegangen wären, um sich von dort nach Amerika einzuschiffen. In Mainz bestieg ich den Dampfer und befand mich nach drei Tagen glücklich in Rotterdam und außerhalb des Bereichs der deutschen Häscher. Hier fand ich nun bald jene jungen Leute und unter ihnen zu meiner größten Freude den Schriftsetzer Carl Jacoby, der mit mir zu Zweibrücken bei Herrn Ritter die Buchdruckerkunst erlernt hatte.

Wir beschlossen, auf der Reise und auch drüben im neuen Lande fest zusamenzuhalten, und Leid und Freud zu theilen. Ich zog zu ihm in sein billiges Privatquartier, denn wir mußten vielleicht nicht Tage sondern Wochen lang warten ehe ein Schiff abging. Damals gab es keine regelmäßigen Fahrten nach Amerika. Die Europamüden begaben sich, ohne zu wissen wann ein Schiff abging, nach den Hafenplätzen, besonders nach Rotterdam, das zu jener Zeit noch der Häupthafen für Auswanderung war. Dort mußten sie oft zwei bis vier Wochen liegen bleiben und Ausgaben machen, die sie nicht vorausgesehen hatten, so daß ihnen zuweilen nicht genug übrig blieb für die Passage. Alsdann suchten sie Arbeit im dortigen Hafen, oder kehrten arm und voll Reue nach Haus zurück. Viele, die mit knapper Noth ihre Passage bezahlen konnten, kamen dann gänzlich mittellos in Amerika an. So ging es mir.

Die Wirthe und Kostgeber aber hatten glorreiche Zeiten, besonders die in der Stadt Havre de Grace, wohin sich die meisten Süddeutschen zur Ueberfahrt nach Amerika begaben. In dem Logirhaus, in welches mich mein Freund Jacoby führte, bezahlte jeder täglich einen holländischen Gulden und erhielt dafür dreimal des Tages gutes Essen, ein ordentliches Logis und Rauchtabak so viel er wollte. Am nächsten Tage führte mich Jacoby in das Schiffs-Comptoir, wo er bereits seinen Akkord abgeschlossen. Ich mußte für die Passage von Roterdam bis New York im Zwischendeck 75 holländische Gulden bezahlen, mußte meine Lebensmittel selbst stellen und wurde verpflichtet, mein Essen auf dem Schiff selbst zuzubereiten.

Unser Schiff hieß Markus und wurde von Kapitän Hand geführt. Es war ein alter Kasten, welcher mit Fischthran nach Rotterdam gekommen war, und dort für Passagiere nach New York eingerichtet wurde. Es lichtete am 16. April 1832 seine Anker, und erreichte in 90 Tagen zwar langsam, aber sicher die kleine Hafenstadt Sag Harbor, an der nordöstlichen Spitze von Long Island, wo uns leider die traurige Nachricht zukam, daß die Cholera in New York ausgebrochen sei und viele Opfer fordere. Von Sag Harbor aus sollte ein Schooner die Passagiere des Markus nach New York bringen, da das Fahrzeug aber klein und daher so vollgepfropft war, daß man kaum einen Sitzplatz bekomen konnte, so weigerten sich mehrere die Fahrt mitzumachen und unter ihnen Freund Jacoby, der überhaupt ängstlicher Natur war. Er forderte mich auf, bei ihm zu bleiben und mit ihm, wie ich ja versprochen, auszuharren. Es gesellten sich bald zu uns von unsern Schiffsgefährten Herr Carl Heitzmann, später in Reading wohnhaft, Herr Giles, ein Fabrikant aus Philadelphia, mit seiner Schwester und ein Herr Nees, ein Berliner Windbeutel. Wir beschlossen auf Rath des Herrn Giles, zusammen die Postkutsche zu nehmen bis Brooklyn, dort zu übernachten, und uns dann am nächsten Morgen früh nach New York und zu dem dortigen Landungsplatz der Philadelphia Dampfschiffe zu begeben.

Alles ging glücklich von statten; ein Wagen brachte uns von Brooklyn nach dem Landungsplatz der Philadelphia Dampfer, wo auch schon einer zur Abreise bereit lag. Von New York fuhren wir bis New Brunswick, von dort wurden wir in Postkutschen (Stages) gepackt und bis Trenton gebracht, wo wir wieder einen Dampfer bestiegen, der uns nach der Stadt der Bruderliebe und dort an den Chestnut Straßen Werft beförderte.

Das war damals die schnellste Fahrt von New York nach Philadelphia und sie dauerte etwas über neun Stunden. Eifrig wurde während des Sommers 1832 an der Eisenbahn von Philadelphia nach New York gearbeitet. Die Fahrt von Sag Harbor bis Brooklyn kostete mich vier Dollars, von da nach New York 50 Cents, von New York nach Philadelphia fünf Dollars, dazu kam noch die Zehrung in Sag Harbor, Brooklyn und auf dem Dampfer nach Philadelphia vier und ein halber Doll. Summarum vierzehn Dollars, und blieben mir, da ich einem Reisegefährten, der bei seinem Kontrakt in Rotterdam kurz war, 50 Gulden lieh, von meinen 250 Gulden, als ich meine Taschen am Chestnut Straßen Werft umdrehte, noch ein Fip, damals ein Silberstück im Werth von 6¼ Cents. Das war mein ganzes Vermögen, das ich bei meiner Ankunft nach Philadelphia brachte.

Es war ein schöner, heiterer Sommertag, der 18. Juli 1832, als ich mit dem Dampfschiff in Begleitung meines Reise-, Schul- und Lehrkameraden Carl Jacoby am Chestnut Straßen-Werft in Philadelphia landete. Meine ganze Barschaft war auf einen Fip, wie schon bemerkt, herabgeschmolzen. Hier stand ich nun mittel- und rathlos und bereute tief, mich in ein so großes Land begeben zu haben, ohne nur so viel zu besitzen, um eine Zeit lang wenigstens, wenn auch kärglich, leben zu können. Mein Kamerad Jacoby, der meine Verhältnisse kannte, sah mir den Kummer an, sprach mir Trost zu und sagte: „Komm, laß uns ein deutsches Gasthaus aufsuchen, ich habe noch zwei Zwanzig-Franks-Stücke, ich will mit dir theilen so lange ich noch einen Pfennig habe.“ Wir luden unsere Handwerksburschen-Felleisen, die unser ganzes Vermögen enthielten, auf und wanderten die Chestnut Straße hinauf, wo wir schon an der Water-Straße ein Gasthaus mit einem deutschen Schild erblickten. Es war das Fulton Haus; wir traten ein und wurden von dem Besitzer, Herrn Heinrich Meyer, einem Holländer, welcher geläufig deutsch sprach, freundlich empfangen. Wer von den jetzt noch in Philadelphia lebenden Deutschen den alten Heinrich Meyer kannte, wird gewiß mit mir übereinstimmen, daß er nicht nur ein ehrlicher, gewissenhafter Emigrantenwirth war, sondern daß er auch ein gutes Herz hatte, und manchem armen Einwanderer Wohlthaten aller Art erzeigt hat.

Nun, dieser gute Mann sah mir, als ich am nächsten Morgen, nach einer ruhelos durchwachten Nacht, beim Frühstück erschien, an, wo der Schuh mich drückte, und als ich nur wenige Speisen zu mir genommen hatte und vom Tische aufstand, nahm er mich beiseite und frug mich freundlich, welches Geschäft ich erlernt, von woher ich komme usw., und da ich ihm alle Fragen redlich beantwortete und ihm auch offen gestand, wie mittellos ich sei, sagte er, daß er sofort mit uns in die verschiedenen deutschen Buchdruckereien gehen wolle und versuchen, ob er nicht Arbeit für uns finden könne. Eine Stunde später traten wir schon unsere Wanderung an, und besuchten zuerst die Buchdruckerei des alten braven Zentler in der Zweiten nahe der Race-Straße. Der freundliche Mann bedauerte, daß er uns keine Beschäftigung geben könne, da die Geschäfte wegen der bösen Krankheit, die jetzt in Philadelphia so schrecklich hause, ganz ins Stocken gerathen wären. Bei Herrn Ritter in der Zweiten Straße nahe Callowhill erhielten wir den nämlichen Bescheid. Nun ging es in die Buchdruckerei der Herren Hory, Ziegler und Billmeyer, Ecke der Vier-

richtig gestehen, daß ich mich als junger Sausewind wenig um Statistik, Industrie und Handel bekümmert habe, aber ich war ein praktischer Handwerker und hatte einen offnen Blick für alles, was um mich her vorging. Reading mit seinen saubern Häusern und Straßen, ringsum von waldigen Bergen und blühenden Feldern eingeschlossen, gefiel mir sehr wohl, und die herzigen deutschpennsylvanischen Menschen darin gefielen mir noch besser. Die Stadt hatte vielleicht damals 4000 Einwohner, ein Zehntel ihrer jetzigen Bevölkerung. Und wenn es auch schon viele Fabriken gab und die „schwarzen Diamanten“, die Kohlen, seit einem Jahrzehnt etwa im Handel waren, so hatte doch der Eisenbahnverkehr erst eben begonnen und alles das war noch in seiner Kindheit.

Doch diese Dinge lagen mir damals weniger am Herzen als der Wunsch, Arbeit und Brot zu erhalten. Ich suchte sofort die Office des Reading Adler auf, der alten deutschen „demokratischen Bibel“ von Berks County, welche damals schon das ehrwürdige Alter von fast fünfzig Jahren hatte. Aber die Herren John Ritter und Charles Keßler, der später einer meiner besten Freunde werden sollte, die Herausgeber des Adler, bedauerten, daß sie mich nicht beschäftigen könnten. Jeder schenkte dem armen Handwerksburschen einen Quarter, worauf ich mich in die Druckerei begab, um das „Handwerk zu grüßen“, mir nach altem deutschem Brauch dort ein „Viaticum“ oder Wandergeld zu holen. Aber da hatte ich mich arg verrechnet. Zuerst wollte mich niemand anhören, dann niemand verstehn, als ich von diesem Brauch in Deutschland sprach, und mußte ich ohne ein Zehr- und Weggeld mich davonpacken. Inzwischen war der Abend angebrochen, und begab ich mich nun nach dem Wilhelm Tell Hotel (jetzt Berks County Haus), wohin mich die Druckergehülfen gewiesen hatten, weil es billig sei. Das fand ich auch bestätigt, denn ich zahlte für mein Nachtessen (kaltes Fleisch, Wurst, Butter, Brot und Kaffee) nur 12½ Cents und für Nachtlager ebensoviel.

Mit einem Rest Fleisch und Brot vom Abendtisch in der Tasche machte ich mich am andern Morgen mit Tagesanbruch wieder auf die Beine nach der Stadt Lancaster, wohin man mich gewiesen, weil es dort zwei deutsche Zeitungen gab, und daß die Thätigkeit derselben wegen des Wahlkampfes eine sehr regsame sei. Ich lief mehr wie ich ging durch die Felder, während ich mir so meine Glossen über die amerikanische Bauernwirthschaft machte, die mir sehr imponirte und die mich recht deutsch anheimelte.

Meine größte Aufmerksamkeit auf meinem Wege erregten die prachtvollen Farmen und die darauf befindlichen Wohngebäude und großen Scheunen, die stattlichen Viehherden, die lustig im Freien weideten, die bei jeder Farm weithin sich ausdehnenden großen Obstgärten und ganz besonders die deutsche Sprache und die Gemüthlichkeit der pennsylvanischen deutschen Bauern. Ich hätte denken können, ich wäre daheim in der lieben Pfalz. Ueberall, wo ich eintrat, kam man mir freundlich entgegen. War es Zeit zum Essen, wurde ich ohne Weiteres mit den Worten eingeladen: „Setz' dich anne und esse mit.“ Ich ließ mich nicht zweimal einladen und war so klug, für meine Besuche die Zeit zu wählen, wann es zu Tische ging. Kam ich Abends, wenn die Dämmerung eintrat, nach einer Farm, so konnte ich sicher sein, daß man mir Nachtherberge gab, und mich besonders gut bewirthete, wenn ich erzählte, wie es draußen in der Welt zugehe, wie man sich in Philadelphia wegen der Politik bekämpfe, und daß eine große Masse des Volks Jackson-Leute wären. Auch auf meinem Weg hierher hatte ich meistens nur Jackson-Leute angetroffen. Das erzählte ich eines Abends einem Müller, der eine prachtvolle Mühle nebst einer großen Farm in der Niederung (Schwamm) in der Nähe von Reinholdsville besaß. Der gute Mann war so sehr darüber erfreut,

daß er mich bat, da am andern Tag Sonntag sei, doch bei ihm zu bleiben und ihm von Politik zu „verzählen", ich sei, „was er wohl merk', a en guter Demikrat und Jackson-Mann", und da ich ihm noch erklärte, daß ich schon in Europa ein Demokrat gewesen, so war die Freundschaft groß. Am nächsten Tage ging ich mit meinem Gastfreund Landis, so hieß der brave Mann, zu einigen Nachbarn und ich war hoch erfreut über die Einfachheit, das Zutrauliche und Gemüthliche der damaligen Bewohner von Berks und Lancaster County. Freilich war es damals eine ganz andere Zeit wie die jetzige; der deutsche Einwanderer besonders war wohl gelitten und galt als ehrlich und fleißig, war hoch geachtet und gesucht. Von Diebstahl, Schwindel, Betrug hörte man auf dem Lande fast gar nichts. Die Hausthüren der Farmhäuser waren selten geschlossen, Riegel und Schloß waren selten in Gebrauch. Eine ungeheure Veränderung in 46 Jahren! Heute hat man seine liebe Noth mit Spitzbuben und Bummlern (Tramps), nicht nur Riegel und Schloß, sondern auch scharfe, wachsame Hunde und Revolvers sind auf den Farmen in Gebrauch, um sich gegen Diebe und Einbrecher und Gewaltthätigkeiten zu schützen, und höchste Vorsicht muß der Bauer anwenden, um nicht beschwindelt und überlistet zu werden, selbst von seinen Freunden und Nachbarn.

Nach einer nicht ganz dreitägigen Reise langte ich mit meinem viertel Dollar glücklich in Lancaster an, und kehrte im Gasthaus zum König von Preußen ein, welches von einem eingewanderten Deutschen gehalten wurde, und nachdem ich meine Toilette gemacht, begab ich mich sofort in die Druckerei des Volksfreunds, ein fast eben so altes und wohlgestelltes Geschäft, wie das des Reading Adler, welches Herrn Johann Bär gehörte, und als man mich dort nicht brauchen konnte, nach der Office des Lancaster Demokrat, dessen Herausgeber damals Herr Wille war. Zu meiner großen Freude wurde ich hier angenommen. Ich sollte 2½ Dollar Wochenlohn und Kost und Wohnung haben, ein Wochenverdienst, der einem jetzigen von mindestens 10 bis 12 Dollars gleichkommt. Nun war Polen offen. Ich berechnete sofort, wie lange ich arbeiten müsse, um mir das Geld zur Rückreise nach dem lieben Deutschland zu ersparen. Denn es ging mir wie allen „Grünen", denen es nicht gleich glücken will. Ich war furchtbar „Amerika-müde".

Aber „der Mensch denkt und das Krokodil lenkt", wie die Franzosen zu sagen pflegen. Dieses Krokodil war diesmal besagter Herr Wille, der zwar den besten Willen aber kein Geld hatte. Der Mann konnte seine Arbeiter nicht bezahlen, trotz der Wahlaufregung, und trotz der Stärke der demokratischen Partei — wir waren in dem Jahr, wo der große Demokrat, General Jackson, zum Präsidenten gewählt wurde — hatte ein demokratisches Blatt in dem Whig-County und Ort Lancaster einen schweren Stand. Kaum waren sieben Wochen verflossen, so erschien der Sheriff von Lancaster County und schloß die Bude zu. Mir und meinem Kollegen Herrn Philipp Raminger wurde kaum verstattet, die nothwendigen Kleidungsstücke fortzunehmen.

Dahin waren alle schönen Hoffnungen. In meiner tiefen Betrübniß folgte ich dem Rath meines Kollegen, mich wieder nach Philadelphia zu begeben, wo inzwischen die Cholera in ihrem Wüthen nachgelassen hate.

Ich trennte mich von meinem Freund Herrn Raminger, der ein sehr geschickter Buchbinder war und eine andere Stelle in Lancaster gefunden hatte, wo er noch immer als hochbetagter Greis wohnt, und sich mit mir sicher der Tage, die wir damals zusammen verlebten, mit Vergnügen erinnern wird.

Also wieder zurück. „Zurück" war mir jungem Fortschrittsmann immer ein fatales Wort, räumlich und geistig „Vorwärts!" war das Motto, das ich von den Liberalen

in Deutschland, von Welker, Rottek, Wirth und Siebenpfeiffer, als Wahlspruch überkommen hatte. Und nun war ich in einer so armseligen Lage, wie ich mir einbildete, daß ich keine andere Aussicht hatte, wie meine Schritte rückwärts zu lenken, um von neuem da anzuklopfen, wo ich vergebens damit begonnen hatte. Die Tagesordnung lautete „Zurück nach Philadelphia". Für diesen Marsch besaß ich eine Kasse von 50 Cents. Von einer Eisenbahn nach Lancaster war damals noch keine Rede.

Die Reise war nicht so vergnüglich wie der Hinmarsch nach Lancaster. Diesmal kam ich durch Gegenden, wo nur englisch gesprochen wurde, wenigstens stießen mir keine Deutschen auf. Ich schritt also so schnell wie möglich darauf los, und nahm meine beiden Nachtlager in Scheunen, in die ich mich hinein zu schmuggeln wußte. In zwei und einem halben Tag kam ich in Philadelphia an. Dort hatte sich seit meiner Abwesenheit von acht Wochen manches verändert. Die Cholera hatte nachgelassen, die Geschäfte belebten sich wieder, viele Kaufleute aus dem fernen Westen, das heißt, was man damals so nannte, nämlich aus Pittsburg, Columbus, Wheeling, Cincinnati und St. Louis, waren angelangt, um ihre Herbstankäufe zu machen. Alles hatte einen freundlichen Anblick, die damals so todten, wie ausgestorbenen Straßen zeigten wieder ein geschäftliches Leben und Treiben.

Ich hatte die Freude und das Glück, daß ich schon am zweiten Tag nach meiner Ankunft die Stelle meines Freundes Jacoby annehmen konnte bei der Firma Hory, Ziegler und Billmeyer. Diese Herren sprachen für mich in dem Kosthaus des Herrn Georg Ziegler gut, ich wohnte und speiste wieder komfortabel und fühlte mich sofort wieder mit Amerika ausgesöhnt. Freund Jacoby hatte durch die Vermittlung von John Batzig, der damals Setzer in der Stereotypen-Gießerei des Herrn Dowe war, dort eine einträglichere Beschäftigung erhalten.

Als ich Deutschland verließ, hatte ich vom deutschen Preß-Verein Aufrufe an alle Freunde der Freiheit erhalten, worin aufgefordert wurde, jenen Verein mit Beisteuern zu unterstützen. Daran erinnerte ich mich jetzt, und legte dieselben dem Redakteur des Philadelphia Telegraph, Herrn Hory aus Stuttgart vor. Dieser berief sofort eine Versammlung von Deutschen, welche für eine freie Presse und freie Verfassungen in Deutschland wirken wollten, um Sammlungen für den dortigen Preß-Verein zu veranstalten. Diese Versammlung fand im Franklin House statt, einem Hotel in der Dritten Straße, zwischen Tammany und Green auf dem Platz, wo später die Weinhandlung von Rasko war. Die Versammlung war zahlreich besucht und wurde von Herrn Tobias Bühler als Präsident, Herrn Jacob Stener als Vice-Präsident, Herrn Wilhelm Horstmann als Schatzmeister, Herrn Hory als Sekretär geleitet. Bei derselben wurde eine bedeutende Summe, theils bar bezahlt, theils gezeichnet. Dort lernte ich folgende bedeutende deutsche Männer Philadelphias kennen: Herr Wm. Horstmann, Jacob Steiner, Tobias Bühler, Nicolaus Kuhlenkamp, Henry Korkhaus, Joseph Ripka, Adam Maag, Adam Schmitt, J. Haas, Wm. Betz, F. W. Wittmann, Christian Hahn. Alle diese braven Männer sind ins Grab gegangen, bloß der letztere, nun 81 Jahre alt, lebt noch in der Green-Straße nahe der Dritten.

Während man sich derart zu Philadelphia unter den Deutschen für den Preß-Verein in Deutschland interressirte und dafür eifrig sammelte, war dort schon das Ende des kurzen Freiheitstraumes eingetreten. Es kam die Nachricht von dem Frankfurter Putsch, welche den Fürsten die willkommene Gelegeneit gab, jede freiheitliche Bewegung im alten Vaterlande wieder einmal („von Bundeswegen") zu unterdrücken. Wie oft war

daß er mich bat, da am andern Tag Sonntag sei, doch bei ihm zu bleiben und ihm von Politik zu „verzählen", ich sei, „was er wohl merk', a en guter Demikrat und Jackson-Mann", und da ich ihm noch erklärte, daß ich schon in Europa ein Demokrat gewesen, so war die Freundschaft groß. Am nächsten Tage ging ich mit meinem Gastfreund Landis, so hieß der brave Mann, zu einigen Nachbarn und ich war hoch erfreut über die Einfachheit, das Zutrauliche und Gemüthliche der damaligen Bewohner von Berks und Lancaster County. Freilich war es damals eine ganz andere Zeit wie die jetzige; der deutsche Einwanderer besonders war wohl gelitten und galt als ehrlich und fleißig, war hoch geachtet und gesucht. Von Diebstahl, Schwindel, Betrug hörte man auf dem Lande fast gar nichts. Die Hausthüren der Farmhäuser waren selten geschlossen, Riegel und Schloß waren selten in Gebrauch. Eine ungeheure Veränderung in 46 Jahren! Heute hat man seine liebe Noth mit Spitzbuben und Bummlern (Tramps), nicht nur Riegel und Schloß, sondern auch scharfe, wachsame Hunde und Revolvers sind auf den Farmen in Gebrauch, um sich gegen Diebe und Einbrecher und Gewaltthätigkeiten zu schützen, und höchste Vorsicht muß der Bauer anwenden, um nicht beschwindelt und überlistet zu werden, selbst von seinen Freunden und Nachbarn.

Nach einer nicht ganz dreitägigen Reise langte ich mit meinem viertel Dollar glücklich in Lancaster an, und kehrte im Gasthaus zum König von Preußen ein, welches von einem eingewanderten Deutschen gehalten wurde, und nachdem ich meine Toilette gemacht, begab ich mich sofort in die Druckerei des Volksfreunds, ein fast eben so altes und wohlgestelltes Geschäft, wie das des Reading Adler, welches Herrn Johann Bär gehörte, und als man mich dort nicht brauchen konnte, nach der Office des Lancaster Demokrat, dessen Herausgeber damals Herr Wille war. Zu meiner großen Freude wurde ich hier angenommen. Ich sollte 2½ Dollar Wochenlohn und Kost und Wohnung haben, ein Wochenverdienst, der einem jetzigen von mindestens 10 bis 12 Dollars gleichkommt. Nun war Polen offen. Ich berechnete sofort, wie lange ich arbeiten müsse, um mir das Geld zur Rückreise nach dem lieben Deutschland zu ersparen. Denn es ging mir wie allen „Grünen", denen es nicht gleich glücken will. Ich war furchtbar „Amerika-müde".

Aber „der Mensch denkt und das Krokodil lenkt", wie die Franzosen zu sagen pflegen. Dieses Krokodil war diesmal besagter Herr Wille, der zwar den besten Willen aber kein Geld hatte. Der Mann konnte seine Arbeiter nicht bezahlen, trotz der Wahlaufregung, und trotz der Stärke der demokratischen Partei — wir waren in dem Jahr, wo der große Demokrat, General Jackson, zum Präsidenten gewählt wurde — hatte ein demokratisches Blatt in dem Whig-County und Ort Lancaster einen schweren Stand. Kaum waren sieben Wochen verflossen, so erschien der Sheriff von Lancaster County und schloß die Bude zu. Mir und meinem Kollegen Herrn Philipp Raminger wurde kaum verstattet, die nothwendigen Kleidungsstücke fortzunehmen.

Dahin waren alle schönen Hoffnungen. In meiner tiefen Betrübniß folgte ich dem Rath meines Kollegen, mich wieder nach Philadelphia zu begeben, wo inzwischen die Cholera in ihrem Wüthen nachgelassen hate.

Ich trennte mich von meinem Freund Herrn Raminger, der ein sehr geschickter Buchbinder war und eine andere Stelle in Lancaster gefunden hatte, wo er noch immer als hochbetagter Greis wohnt, und sich mit mir sicher der Tage, die wir damals zusammen verlebten, mit Vergnügen erinnern wird.

Also wieder zurück. „Zurück" war mir jungem Fortschrittsmann immer ein fatales Wort, räumlich und geistig „Vorwärts!" war das Motto, das ich von den Liberalen

in Deutschland, von Welker, Rottek, Wirth und Siebenpfeiffer, als Wahlspruch überkommen hatte. Und nun war ich in einer so armseligen Lage, wie ich mir einbildete, daß ich keine andere Aussicht hatte, wie meine Schritte rückwärts zu lenken, um von neuem da anzuklopfen, wo ich vergebens damit begonnen hatte. Die Tagesordnung lautete „Zurück nach Philadelphia". Für diesen Marsch besaß ich eine Kasse von 50 Cents. Von einer Eisenbahn nach Lancaster war damals noch keine Rede.

Die Reise war nicht so vergnüglich wie der Hinmarsch nach Lancaster. Diesmal kam ich durch Gegenden, wo nur englisch gesprochen wurde, wenigstens stießen mir keine Deutschen auf. Ich schritt also so schnell wie möglich darauf los, und nahm meine beiden Nachtlager in Scheunen, in die ich mich hinein zu schmuggeln wußte. In zwei und einem halben Tag kam ich in Philadelphia an. Dort hatte sich seit meiner Abwesenheit von acht Wochen manches verändert. Die Cholera hatte nachgelassen, die Geschäfte belebten sich wieder, viele Kaufleute aus dem fernen Westen, das heißt, was man damals so nannte, nämlich aus Pittsburg, Columbus, Wheeling, Cincinnati und St. Louis, waren angelangt, um ihre Herbsteinkäufe zu machen. Alles hatte einen freundlichen Anblick, die damals so todten, wie ausgestorbenen Straßen zeigten wieder ein geschäftliches Leben und Treiben.

Ich hatte die Freude und das Glück, daß ich schon am zweiten Tag nach meiner Ankunft die Stelle meines Freundes Jacoby annehmen konnte bei der Firma Hory, Ziegler und Billmeyer. Diese Herren sprachen für mich in dem Kosthaus des Herrn Georg Ziegler gut, ich wohnte und speiste wieder komfortabel und fühlte mich sofort wieder mit Amerika ausgesöhnt. Freund Jacoby hatte durch die Vermittlung von John Batzig, der damals Setzer in der Stereotypen-Gießerei des Herrn Dowe war, dort eine einträglichere Beschäftigung erhalten.

Als ich Deutschland verließ, hatte ich vom deutschen Preß-Verein Aufrufe an alle Freunde der Freiheit erhalten, worin aufgefordert wurde, jenen Verein mit Beisteuern zu unterstützen. Daran erinnerte ich mich jetzt, und legte dieselben dem Redakteur des Philadelphia Telegraph, Herrn Hory aus Stuttgart vor. Dieser berief sofort eine Versammlung von Deutschen, welche für eine freie Presse und freie Verfassungen in Deutschland wirken wollten, um Sammlungen für den dortigen Preß-Verein zu veranstalten. Diese Versammlung fand im Franklin House statt, einem Hotel in der Dritten Straße, zwischen Tammany und Green auf dem Platz, wo später die Weinhandlung von Rasko war. Die Versammlung war zahlreich besucht und wurde von Herrn Tobias Bühler als Präsident, Herrn Jacob Stener als Vice-Präsident, Herrn Wilhelm Horstmann als Schatzmeister, Herrn Hory als Sekretär geleitet. Bei derselben wurde eine bedeutende Summe, theils bar bezahlt, theils gezeichnet. Dort lernte ich folgende bedeutende deutsche Männer Philadelphias kennen: Herr Wm. Horstmann, Jacob Steiner, Tobias Bühler, Nicolaus Kuhlenkamp, Henry Korkhaus, Joseph Ripka, Adam Maag, Adam Schmitt, J. Haas, Wm. Betz, F. W. Wittmann, Christian Hahn. Alle diese braven Männer sind ins Grab gegangen, bloß der letztere, nun 81 Jahre alt, lebt noch in der Green-Straße nahe der Dritten.

Während man sich derart zu Philadelphia unter den Deutschen für den Preß-Verein in Deutschland interressirte und dafür eifrig sammelte, war dort schon das Ende des kurzen Freiheitstraumes eingetreten. Es kam die Nachricht von dem Frankfurter Putsch, welche den Fürsten die willkommene Gelegeneit gab, jede freiheitliche Bewegung im alten Vaterlande wieder einmal („von Bundeswegen") zu unterdrücken. Wie oft war

daß er mich bat, da am andern Tag Sonntag sei, doch bei ihm zu bleiben und ihm von Politik zu „verzählen“, ich sei, „was er wohl merk', a en guter Demikrat und Jackson-Mann“, und da ich ihm noch erklärte, daß ich schon in Europa ein Demokrat gewesen, so war die Freundschaft groß. Am nächsten Tage ging ich mit meinem Gastfreund Landis, so hieß der brave Mann, zu einigen Nachbarn und ich war hoch erfreut über die Einfachheit, das Zutrauliche und Gemüthliche der damaligen Bewohner von Berks und Lancaster County. Freilich war es damals eine ganz andere Zeit wie die jetzige; der deutsche Einwanderer besonders war wohl gelitten und galt als ehrlich und fleißig, war hoch geachtet und gesucht. Von Diebstahl, Schwindel, Betrug hörte man auf dem Lande fast gar nichts. Die Hausthüren der Farmhäuser waren selten geschlossen, Riegel und Schloß waren selten in Gebrauch. Eine ungeheure Veränderung in 46 Jahren! Heute hat man seine liebe Noth mit Spitzbuben und Bummlern (Tramps), nicht nur Riegel und Schloß, sondern auch scharfe, wachsame Hunde und Revolvers sind auf den Farmen in Gebrauch, um sich gegen Diebe und Einbrecher und Gewaltthätigkeiten zu schützen, und höchste Vorsicht muß der Bauer anwenden, um nicht beschwindelt und überlistet zu werden, selbst von seinen Freunden und Nachbarn.

Nach einer nicht ganz dreitägigen Reise langte ich mit meinem viertel Dollar glücklich in Lancaster an, und kehrte im Gasthaus zum König von Preußen ein, welches von einem eingewanderten Deutschen gehalten wurde, und nachdem ich meine Toilette gemacht, begab ich mich sofort in die Druckerei des Volksfreunds, ein fast eben so altes und wohlgestelltes Geschäft, wie das des Reading Adler, welches Herrn Johann Bär gehörte, und als man mich dort nicht brauchen konnte, nach der Office des Lancaster Demokrat, dessen Herausgeber damals Herr Wille war. Zu meiner großen Freude wurde ich hier angenommen. Ich sollte 2½ Dollar Wochenlohn und Kost und Wohnung haben, ein Wochenverdienst, der einem jetzigen von mindestens 10 bis 12 Dollars gleichkommt. Nun war Polen offen. Ich berechnete sofort, wie lange ich arbeiten müsse, um mir das Geld zur Rückreise nach dem lieben Deutschland zu ersparen. Denn es ging mir wie allen „Grünen“, denen es nicht gleich glücken will. Ich war furchtbar „Amerika-müde“.

Aber „der Mensch denkt und das Krokodil lenkt“, wie die Franzosen zu sagen pflegen. Dieses Krokodil war diesmal besagter Herr Wille, der zwar den besten Willen aber kein Geld hatte. Der Mann konnte seine Arbeiter nicht bezahlen, trotz der Wahlaufregung, und trotz der Stärke der demokratischen Partei — wir waren in dem Jahr, wo der große Demokrat, General Jackson, zum Präsidenten gewählt wurde — hatte ein demokratisches Blatt in dem Whig-County und Ort Lancaster einen schweren Stand. Kaum waren sieben Wochen verflossen, so erschien der Sheriff von Lancaster County und schloß die Bude zu. Mir und meinem Kollegen Herrn Philipp Raminger wurde kaum verstattet, die nothwendigen Kleidungsstücke fortzunehmen.

Dahin waren alle schönen Hoffnungen. In meiner tiefen Betrübniß folgte ich dem Rath meines Kollegen, mich wieder nach Philadelphia zu begeben, wo inzwischen die Cholera in ihrem Wüthen nachgelassen hate.

Ich trennte mich von meinem Freund Herrn Raminger, der ein sehr geschickter Buchbinder war und eine andere Stelle in Lancaster gefunden hatte, wo er noch immer als hochbetagter Greis wohnt, und sich mit mir sicher der Tage, die wir damals zusammen verlebten, mit Vergnügen erinnern wird.

Also wieder zurück. „Zurück“ war mir jungem Fortschrittsmann immer ein fatales Wort, räumlich und geistig „Vorwärts!“ war das Motto, das ich von den Liberalen

in Deutschland, von Welker, Rottek, Wirth und Siebenpfeiffer, als Wahlspruch überkommen hatte. Und nun war ich in einer so armseligen Lage, wie ich mir einbildete, daß ich keine andere Aussicht hatte, wie meine Schritte rückwärts zu lenken, um von neuem da anzuklopfen, wo ich vergebens damit begonnen hatte. Die Tagesordnung lautete „Zurück nach Philadelphia". Für diesen Marsch besaß ich eine Kasse von 50 Cents. Von einer Eisenbahn nach Lancaster war damals noch keine Rede.

Die Reise war nicht so vergnüglich wie der Hinmarsch nach Lancaster. Diesmal kam ich durch Gegenden, wo nur englisch gesprochen wurde, wenigstens stießen mir keine Deutschen auf. Ich schritt also so schnell wie möglich darauf los, und nahm meine beiden Nachtlager in Scheunen, in die ich mich hinein zu schmuggeln wußte. In zwei und einem halben Tag kam ich in Philadelphia an. Dort hatte sich seit meiner Abwesenheit von acht Wochen manches verändert. Die Cholera hatte nachgelassen, die Geschäfte belebten sich wieder, viele Kaufleute aus dem fernen Westen, das heißt, was man damals so nannte, nämlich aus Pittsburg, Columbus, Wheeling, Cincinnati und St. Louis, waren angelangt, um ihre Herbsteinkäufe zu machen. Alles hatte einen freundlichen Anblick, die damals so todten, wie ausgestorbenen Straßen zeigten wieder ein geschäftliches Leben und Treiben.

Ich hatte die Freude und das Glück, daß ich schon am zweiten Tag nach meiner Ankunft die Stelle meines Freundes Jacoby annehmen konnte bei der Firma Hory, Ziegler und Billmeyer. Diese Herren sprachen für mich in dem Kosthaus des Herrn Georg Ziegler gut, ich wohnte und speiste wieder komfortabel und fühlte mich sofort wieder mit Amerika ausgesöhnt. Freund Jacoby hatte durch die Vermittlung von John Batzig, der damals Setzer in der Stereotypen-Gießerei des Herrn Dowe war, dort eine einträglichere Beschäftigung erhalten.

Als ich Deutschland verließ, hatte ich vom deutschen Preß-Verein Aufrufe an alle Freunde der Freiheit erhalten, worin aufgefordert wurde, jenen Verein mit Beisteuern zu unterstützen. Daran erinnerte ich mich jetzt, und legte dieselben dem Redakteur des Philadelphia Telegraph, Herrn Hory aus Stuttgart vor. Dieser berief sofort eine Versammlung von Deutschen, welche für eine freie Presse und freie Verfassungen in Deutschland wirken wollten, um Sammlungen für den dortigen Preß-Verein zu veranstalten. Diese Versammlung fand im Franklin House statt, einem Hotel in der Dritten Straße, zwischen Tammany und Green auf dem Platz, wo später die Weinhandlung von Rasko war. Die Versammlung war zahlreich besucht und wurde von Herrn Tobias Bühler als Präsident, Herrn Jacob Steiner als Vice-Präsident, Herrn Wilhelm Horstmann als Schatzmeister, Herrn Hory als Sekretär geleitet. Bei derselben wurde eine bedeutende Summe, theils bar bezahlt, theils gezeichnet. Dort lernte ich folgende bedeutende deutsche Männer Philadelphias kennen: Herr Wm. Horstmann, Jacob Steiner, Tobias Bühler, Nicolaus Kuhlenkamp, Henry Korkhaus, Joseph Ripka, Adam Maag, Adam Schmitt, J. Haas, Wm. Betz, F. W. Wittmann, Christian Hahn. Alle diese braven Männer sind ins Grab gegangen, bloß der letztere, nun 81 Jahre alt, lebt noch in der Green-Straße nahe der Dritten.

Während man sich derart zu Philadelphia unter den Deutschen für den Preß-Verein in Deutschland interressirte und dafür eifrig sammelte, war dort schon das Ende des kurzen Freiheitstraumes eingetreten. Es kam die Nachricht von dem Frankfurter Putsch, welche den Fürsten die willkommene Gelegeneit gab, jede freiheitliche Bewegung im alten Vaterlande wieder einmal („von Bundeswegen") zu unterdrücken. Wie oft war

das schon vorher geschehen, namentlich in 1818 auf dem Wartburgfest. Und wie oft sollte es noch später geschehen, und wie faul sieht es wieder jetzt aus, nach dem großen Siegesrausch und der Kaiser-Einigkeits-Glorie von 1870.

Das damals gesammelte Geld wurde den Gebern wieder zurückbezahlt. Später hat man erlebt, daß solche Gelder, wenn der Zweck der Sammlung vereitelt wurde, niemals wieder an die Geber sich zurückverirrten. Der Revolutionsfonds Kinkels, der keine Revolution bewerkstelligen konnte, ist und bleibt verschwunden, und mit manchen Gründungen für „Communias“ und andere sozialistische und kommunistische Zwecke ging es ebenso.

Die geträumte Wohlfahrt, die ich in Philadelphia erhofft hatte, sollte jedoch nicht zur Wahrheit werden. Ich konnte es nur fünf Wochen bei meinen neuen Arbeitgebern aushalten, und zwar einfach deshalb, weil dieselben ihren Arbeitern nichts bezahlten, oder wenigstens nicht genug, um nur den Hunger stillen zu können. Ich sollte fünf Dollars Wochenlohn haben, erhielt aber in vier Wochen nur drei Dollars im Ganzen. Als ich nun am Ende der fünften Woche wieder nur 50 Cents empfing, und meine Schulden in meinem Kosthaus nicht abgetragen werden konnten, entschloß ich mich, wieder einmal anderwärts mein Glück zu versuchen. Zuvor aber machte ich meinem bedrückten Gemüth noch einmal Luft bei dem Kassirer des Kleeblattes, für welches ich wochenlang umsonst gearbeitet hatte. Meine Suade machte einen solchen Effekt auf den Herrn, daß er mit einem Dollar und 25 Cents herausrückte, damit ich mit dieser Summe wenigstens meine arme Waschfrau bezahlen könne, worauf ich mich mit verschiedenen Redensarten von dem Geschäft des Philadelphia Telegraph für immer empfahl.

Als ich Herrn Ziegler meine Noth klagte, meinte derselbe, daß ja meine Arbeitgeber für meine Kost gut gesagt hätten und ihn schon bezahlen würden. Die Herren thaten das aber nie, und später habe ich noch selbst auch diesen Posten getilgt. Unserer Unterredung wohnte ein betagter, aber noch sehr rüstiger Mann bei, ein Herr Daniel Strauß aus Pottsville, ein Krämer, der seine Waaren in Philadelphia einkaufte und dann jedesmal bei Georg Ziegler, seinem Busenfreund, wie er ihn nannte, logirte. Er trat auf mich zu und sagte: „Junger Mann, ich will ihm einen Rath geben, gehe er hinauf nach Reading, oberhalb dieses Städtchens wird der Schuylkill-Kanal ausgebessert, man sucht dort Arbeiter und bezahlt pünktlich einen Dollar und 25 Cents für den Tag. Kost und Logis macht dort bloß zwei Dollars wöchentlich, bleibt ihm ein Ueberschuß in jeder Woche von 5½ Dollars übrig.“ Das war ein guter Rat zur rechten Zeit. Er gefiel mir ausnehmend, er gab mir Aussicht auf guten Verdienst und befriedigte zugleich meine Wanderlust, von der ich als junger Mann eine gute Dosis mein eigen nannte, und die mir noch immer zuweilen in den alten Knochen spukt. Der reisende Handwerksbursche wurde sofort wieder in mir lebendig. Ich schüttelte dem wackeren Handelsmann dankbar die Rechte, frühstückte noch einmal auf Kredit bei Freund Ziegler, schnürte das Felleisen, nahm den Wanderstab und wollte eben das Haus verlassen, als Herr Strauß auf mich zutrat und mir schweigend einen halben Dollar in die Hand drückte. Ich habe immer bei allen Ereignissen meines vielbewegten Lebens gefunden, daß es viel mehr gute, uneigennützige Menschen in der Welt giebt, als die Pessimisten und die Augenverdreher, die überall nur Sündenknüppel wittern, zugeben wollen. Und unter allen Völkern und Rassen, namentlich aber unter den Israeliten. Herr Strauß war ein solcher. Nicht das kleine Geschenk selbst, sondern die herzliche, humane, liebevolle Weise, mit der es gegeben wurde, machte auf mich einen unauslöschlischen Eindruck.

Lebe wohl, Philadelphia! rief ich, als ich

ten und Callowhill-Straße, wo der Philadelphia Telegraph, die einzige damalige deutsche Zeitung in Philadelphia wöchentlich erschien.

O welch ein Glück! Die Herren brauchten einen Gehülfen, aber nur einen, und ließen uns die Wahl, welcher von uns beiden die Stelle nehmen wollte. Nun war wieder guter Rath theuer, denn keiner von uns wollte den Vorzug haben; da schlug uns der gute Meyer vor, wir sollten losen. Wer gewinne, sollte die Stelle annehmen, aber sich dann verpflichten, für den andern das Kostgeld für zwei Wochen zu bezahlen. Wir waren damit zufrieden, und da sonst keine andere deutsche Buchdruckerei in Philadedphia damals bestand, so kehrten wir wieder ins Fulton Haus zurück, loosten indem wir Halme zogen, und wie ich in meinem Leben immer ein Pechvogel war, so war ich es auch hier, Jacoby bekam die Stelle. Nun rieth der gute Meyer uns ein billiges Kosthaus in der Nähe der Office des Telegraphen zu suchen, und fanden wir schon am nächsten Morgen ein solches an der Ecke der Old York Road und Callowhill, dessen Besitzer, Herr Georg Ziegler, der Vater des jetzigen Präsidenten der deutschen Gesellschaft war. Obschon das Haus, wie so viele hunderte damals in Piladelphia, nur aus Brettern gebaut, so fanden wir daselbst doch ein angenehmes Logis und eine ganz treffliche Kost zu 2½ Dollars die Woche. Auch war Herr Ziegler ein belesener Mann, der viel auf Bildung hielt, seinen Kindern eine gute Erziehung gab, und mit dem man sich sehr angenehm unterhalten konnte. Auch kehrten täglich bei ihm sehr gebildete deutsche Männer, wie Dr. Homburg, Dr. Karsten, Professor Viereck, Fabrikant Horstmann, Pianofabrikant Meyer und andere ein.

Während mein Kollege fleißig an der Arbeit war, durchstreifte ich die Stadt und suchte irgendwo und irgendwelche Arbeit zu finden, doch all mein Mühen war umsonst, trostlos kam ich jeden Abend wieder zurück.

Es war ein schlimmer Sommer, der von 1832. Es herrschte eine furchtbare Hitze und die schreckliche Krankheit, die Cholera, wüthete damals in Philadelphia, von welcher hunderte und hunderte von Menschen hingerafft wurden, so daß man sich genöthigt sah, die Toten in der Nacht zu begraben, theils um Ansteckung zu verhüten. theils um die Lebenden in nicht noch größere Angst zu versetzen. Denn es war bekannt, daß die Krankheit sich durch bloße Aufregung und Furcht vor derselben den Menschen mittheilte. In welcher traurigen Lage ich junger Ankömmling mich befand, kann man sich denken; kein Geld, keine sonstigen Werthsachen, gar keine Aussicht mein tägliches Brot zu verdienen, Unkenntniß der Sprache und fortwährende Angst vor der gräßlichen Pest, alles das kam zusammen, um mich der Verzweiflung nahe zu bringen. Zwei ganze Wochen hatte ich Philadelphia durchwandert und mich umsonst nach einem Unterkommen umgesehen, und durfte ich meinem Freund Jacoby nicht mehr zur Last fallen; denn er war ja selbst arm, und sein Lohn vier Dollars wöchentlich war zu gering, um noch einen anderen füttern zu können. Ich mußte Philadelphia verlassen.

In den vierzehn Tagen meines Umherwanderns hatte ich Philadelphia ziemlich kennen gelernt, hatte auch mehrere deutsche Geschäftsleute besucht, und über das Leben und Treiben in der Stadt der Bruderliebe manches gesehen und gehört. Philadelphia war in der damaligen Zeit kaum den vierten Theil so groß wie heute, und man sah damals noch in den Straßen der Vorstädte, Northern Liberties, Springgarden, Southwark und Moyamensing, die Kühe, Schweine, Ziegen, Gänse, Enten, Hühner usw. zahlreich umherlaufen. Jetzt haben doch bloß noch die Ziegen dieses Privilegium in entlegenen Stadttheilen.

Die Stadt Philadelphia war im Jahre 1832 bekanntlich noch nicht konsolidirt; erst seit 1854 sind alle einzelnen Stadttheile unter e i n e Verwaltung gestellt worden.

Jede der damaligen Vorstädte, wie die Northern Liberties, Kensington, Springgarden, Southwark, hatten ihre eigenen Verwaltungen und ihre eigenen Town-Hallen, von denen noch einzelne, wie die Springgarden-Halle, stehen. Wo jetzt meilenlange Straßen zu finden sind, waren an vielen Stellen noch Farmen oder Wald, wie zum Beispiel in der Nähe der Springgarden-Straße und westlich von Broadstraße.

Die Fairmount-Wasserwerke waren damals schon von Herrn Braeff, einem deutschen Müller, dessen Büste man in den Anlagen daselbst sieht, gebaut worden, aber sie hatten nur einen geringen Umfang, und nur in der eigentlichen Stadt war die Wasserleitung vollständig, obgleich noch gar nicht viele Häuser Wasser daraus hatten. In den Vorstädten aber erhielt man das Trinkwasser noch durchschnittlich aus den Pumpen, und zwar ein ganz treffliches.

Was die damalige deutsche Bevölkerung betrifft, so rechnete man dieselbe auf 20,000 Seelen; doch bin ich überzeugt, daß sie diese Zahl nicht erreichte. In den Straßen hörte man nur selten Deutsch sprechen, und wurden damals die neuen Einwanderer, wenn sie mit ihren Käpplein, einer Tabakspfeife oder gar mit einem Schnurrbart die Straße durchwanderten, von Jung-Amerika mit dem Geschrei Dutchmen! Dutchmen! verhöhnt. Deutsche Vereine waren nur sehr wenige in der Stadt der Bruderliebe. Dieselben beschränkten sich auf die Deutsche Gesellschaft, eine deutsche Freimaurer-Loge, eine Odd-Fellow-Loge und zwei Kranken-Unterstützungsvereine. Auch an deutschen Kirchen war Philadelphia noch arm; nur bestanden damals die lutherische St. Michaelis-Kirche, Ecke der Fünften und Cherry, die lutherische Zionskirche, Ecke der Vierten und Cherry, die katholische Heilige Dreifaltigkeitskirche, Sechste und Spruce, die reformirte Salemskirche in der St. John bei der Green und eine kleine Synagoge in der Fünften unterhalb Walnut.

Mit deutschen Gasthäusern war es damals auch noch nicht weit her; ein alter deutscher Bewohner versicherte mich, daß er nur sechs ordentliche deutsche Häuser kenne, die den Namen einer Wirthschaft verdienten, die übrigen wären kleine Spelunken, wo man nur Smallbier, manchmal auch Strongbier und Cider bekommen könne. Von Vergnügungsplätzen der Deutschen außerhalb der Stadt wurden mir folgende genannt: Das Buschhill Hotel, welches noch an der Sechzehnten und Buttonwood existirt. Damals war dieses Hotel von einem schattigen Wald umgeben, der sich bis zur Coates-Straße (jetzt Fairmount-Avenue) erstreckte; die Green-Straße zwischen der Broad und den Fairmount-Wasserwerken war noch nicht durchgebrochen. In dem Wäldchen hinter dem Buschhill Hotel war ein freies Plätzchen, das man den Matrosen-Galgenplatz nannte, weil daselbst meuterische Matrosen hingerichtet wurden. Ich selbst sah noch eine solche Hinrichtung. Ferner die Gartenwirthschaft des Herrn Heyser in Kensington, die Gartenwirthschaft und das Balllokal des Herrn Gundlach zum „Hahnen und Löwen“ an der Vierten und Girard-Avenue, wo jetzt die Kirche der unabhängigen Lutheraner steht, der Sommergarten des Herrn Behringer an der Germantown-Road und Norris-Straße. Dieses waren die Erholungsplätze, wohin die Deutschen Philadelphias besonders an Sonntagen wanderten, viele begleitet von Frauen und Kindern, und wo man sich für wenig Geld recht angenehm unterhalten konnte.

Auch in Camden waren sehr schöne Erholungsplätze: die Vaux-Halle von einem Franzosen und Heyls-Garten von einem Deutschen prachtvoll eingerichtet, und konnte man daselbst die besten und billigsten Erfrischungen erhalten. Dahin zogen an Sonntagen aber auch Tausende von Philadelphia, denn von Temperenzlerei und Sonntagsmuckerei, wie man sie jetzt in Camden findet, wußte man in jener Zeit noch nichts, und würde man den für irrsinnig gehalten haben, der prophezeit hätte, es

komme einmal eine Zeit für Camden, wo an Sonntagen keinerlei Verkäufe stattfinden werden, wo alle Wirthschaften fest geschlossen sind, wo der einzige Laut, den man vernehmen werde, das Gebimmel der Kirchenglocken sei. Nun ist es in dem sonst so lustigen Städtchen Camden doch so gekommen; still wie auf einem Kirchhof ist es dort an Sonntagen.

Sind aber die Menschen, welche jetzt ihre Frömmigkeit in Sonntagsmuckerei und Kopfhängerei suchen, besser und moralischer geworden? Ich sage nein! und abermals nein! Diese heuchlerischen Sonntags- und Temperenz-Fanatiker haben im Gegentheil die Welt mit Lug und Trug erfüllt und der Moral, dem Familienwohl und der politischen Wohlfahrt entsetzlichen Schaden gethan. Mit dem alten Dichter Aloys Blumauer muß ich ausrufen:

Die Welt weiß es, wir haben's ja erfahren,
Daß, Herr! durch frommer Heuchler Hand
Mehr Böses geschah in achtzehnhundert Jahren
Als in sechstausend durch den Verstand.

Mögen diese Sonntagsfanatiker auch über mich den Stab brechen! Es ist die Wahrheit, wenn ich sage, daß sie grade die schlimmsten Gegner wahrer Frömmigkeit, Tugend und Sittlichkeit sind. Doch auch in meinen alten Tagen gebe ich die Hoffnung nicht auf, daß die Tage ihrer Herrschaft gezählt sind; denn „die Weltgeschichte ist das Weltgericht!"

Die Zeit schwand im Flug dahin, ohne daß es mir möglich war, irgend eine Beschäftigung in Philadelphia zu finden. Ich konnte meinem Freund Jacoby nicht zumuthen, länger für mich das Kostgeld zu zahlen, als er das zugesagt hatte. Jetzt galt es kurz entschlossen. Als echter Handwerksbursche hatte ich manches Jahr, mit dem Felleisen auf dem Rücken, das liebe alte Vaterland durchzogen. Nun wohlan, so laßt uns das Wandern auch einmal im neuen probiren! Gesagt, gethan! Das liebe Felleisen wurde abermals geschnürt, und nach rührendem Abschied von Freund Ziegler ging es, mit 17 Cent bar in der Tasche, hinaus aus der Stadt der Bruderliebe, wo ich bis jetzt wohl Freunde und Brüder genug, aber wenig Bruderliebe bemerkt hatte.

Mein Weg führte mich der jetzigen Ridge-Avenue entlang, die damals, von Vine-Straße an etwa, noch vollständige Landstraße war. Als ich an der jetzigen Girard-Avenue anlangte, welche damals noch nicht existirte, kam ich an den großen Platz, wo man soeben mit dem Bau des Girard College begonnen hatte. Da wimmelte es von Arbeitern aller Art; vielleicht kannst du auch hier etwas zu thun erhalten, dachte ich, und trat in den Bauhof. Aber meine Hoffnung ging nicht in Erfüllung, obgleich ich mich bereit erklärte, als Handlanger nur mit soviel Lohn vorlieb zu nehmen, um Kost und Logis damit bestreiten zu können.

So ging es denn weiter hinaus nach Schuylkill-Falls, zwischen Farmen und Wiesen dahin. Von den vielen großen Begräbnißstätten, die jetzt an der Ridge-Road liegen, war damals noch keine Rede, die „Falls" oder die „Pfalz", wie die Deutschen sagten, hatten damals nur wenig Häuser, und der Ort Manayunk, den ich bald erreichte, bestand damals nur aus drei Fabrikgebäuden und einigen wenigen Häusern. Müde und mittellos rückte ich ziemlich niedergeschlagen in das Städtchen ein, als mir ein deutscher Mann entgegen kam. Er redete mich an, fragte nach meinem Reiseziel, und als ich als solches Reading nannte, lud er mich in seine Bude ein. Dort setzte er mir ein Glas Bier und einige Bretzeln vor und erklärte, er wolle sehen, ob er mich nicht auf ein Kanalboot bringen könne, auf dem ich dann bequem nach Reading gelangen würde.

Mit Vergnügen und Dank folgte ich dem guten Mann nach der Schleuse, wo wir glücklicherweise ein Kanalboot auf der Fahrt flußaufwärts antrafen. Er bat den Kapi-

tän, einen Deutsch-Pennsylvanier, welchen er zu kennen schien, mich bis Reading mitzunehmen, und als mich dieser einen Augenblick scharf betrachtet hatte, und mein abgemagertes Gesicht und meine traurige Gestalt auf ihn gewirkt haben mochten, sagte er: „Well, du magst rein tschumpen un dich anne setze." Ich ließ mir das nicht zweimal sagen. Mit einem Sprung war meine damals recht leichte Person mit leichtem Gepäck auf dem Boot, das sogleich abfuhr, nachdem ich dem braven deutschen Manne, Herrn D. R., welcher leider schon eine geraume Zeit unter den Todten ruht, dem ich mich aber noch dankbar bezeigen konnte, ein Lebewohl und meinen Dank zugerufen hatte.

Ich saß jetzt ganz gemüthlich auf dem Kohlenboot und konnte mit Muße die reizenden Ufer des schönen Schuylkill-Flusses betrachten und bewundern. In meinem Gemüth trat Ruhe ein und in meiner Seele stieg die Hoffnung besserer Zeiten auf. Alles ging gut bis wir am Abend eine Schleuse unterhalb Norristown erreichten, wo wir, da mehrere Boote vor uns dort angekommen waren, nicht mehr durchkommen konnten und übernachten mußten. Ich beschloß nun, mein Abendmahl einzunehmen. Es bestand aus einer harten Bretzel und einem Becher Wasser, das ich mir aus dem „kleinen" Schuylkill-Fluß schöpfte. Ich war zufrieden und nahm mein Nachtlager in einer Ecke des Bootes, wo mich der Kapitän später fand, mir eine Tasse Kaffee gab und mir eine Decke brachte, um mich zuzudecken „gegen das Fieber", wie er bemerkte. Ich hätte, setzte er hinzu, wie es ihm scheine, schon Noth genug, auch ohne Krankheit. Ich dankte dem Kapitän für seine Vorsicht, schlief trefflich bis mich früh am Morgen die Hörner der Bootleute weckten.

Als ich aufgestanden war und mich im Pferdeeimer tüchtig gewaschen und recht erfrischt hatte, bemerkte ich, daß am Lande der Kapitän mit dem Treiber, einem jungen Burschen, beim Einspannen der beiden Esel in Streit gerieth und nach einem Stock suchte, um den frechen Burschen zu züchtigen. Dieser aber lief davon und ließ Esel und Kanalboot im Stich. Als der Bube nicht zurückkam und ich die Verlegenheit des Kapitäns, der jetzt durch die Schleuse mußte, wahrnahm, erbot ich mich sogleich, die Stelle des Entlaufenen anzunehmen und die Esel bis Reading zu treiben. Der Kapitän freute sich darüber und bereitete sogleich ein Frühstück, das aus Speck, Eiern, Brot und einer guten Tasse Kaffee bestand. Er lud mich ein, tüchtig zuzugreifen, was ich auch gewissenhaft that, denn ich hatte ja seit dem Morgen vorher, wo ich das Haus unseres guten Georg Ziegler verließ, nichts genossen als ein paar harte Bretzeln.

Nachdem der Kapitän mir die Esel kunstgerecht vorgespannt, begab er sich auf das Boot und ans Ruder, und ich war somit wohlbestallter Eseltreiber. Die Sache war mir neu und kurios genug; aber ich fügte mich gern in diese Arbeit, die mir Brot gab. Mein Grundsatz war, ehrliche Arbeit irgend welcher Art schändet nicht, sondern ehrt den Mann. Durch Dick und Dünn, durch Sumpf und über die festen Uferwege trieb ich meine Esel lustig und zuweilen unter Gesang vorwärts, bis wir am zweiten Tag Reading erreicht hatten, wo ich von dem trefflichen Kapitän Betz Abschied nahm. Dieser erklärte mir jetzt, daß er ein eingewanderter Württemberger sei und in der Nähe von Pottsville wohne. Zum Abschied gab er mir noch einen viertel Dollar und ein treffliches Mittagessen. In späteren Jahren kam ich noch öfters mit Herrn Betz, der ein sehr wohlhabender Mann geworden, wieder zusammen. Leider schläft der gute, treffliche Mann auch schon in kühler Erde.

Da war ich nun in Reading, der wunderschönen Stadt am Schuylkill. Dieser liebe Platz, an welchem ich später so manche schöne Stunde verlebte und der schließlich mein Wohnplatz werden sollte, war damals lange nicht so groß wie jetzt. Ich will auf-

abermals auf Schusters Rappen die Ridge-Road entlang nach Reading pilgerte. Meine Erfahrungen als Spaziergänger durch Pennsylvanien kamen mir nun trefflich zustatten, und ich reiste so billig, daß ich auf dem ganzen Weg nur sieben Cents für Brückengeld ausgab. Von Reading begab ich mich sofort nach dem Kanal in der Nähe, an dessen Reparatur eifrig gearbeitet wurde. An der Sektion, woran mir auf mein Gesuch sogleich Arbeit angewiesen wurde, arbeiteten bereits siebzehn junge Deutsche, welche noch nicht lange von Europa gekommen waren.

Sie waren zum Theil von New York, zum Theil von Philadelphia, ebenso wie ich durch die Noth hierher getrieben worden. Aber sie hatten Brot, alle Noth war vergessen und sie waren heiter und guter Dinge. Es waren darunter einige Studenten, die wegen politischer Verhältnisse hatten fliehen müssen, mehrere Handlungsbeflissene, die in Amerika hatten ihr Schäfchen scheren wollen, aber durch die Cholera, die alle Geschäfte lähmte, nothgedrungen ihre Zuflucht zur Erdarbeit am Kanal hatten nehmen müssen, ferner zwei Maler, ein Kopist aus Frankfurt am Main und ein Geologe aus Lahr in Baden.

Ich glaube, niemals ist wohl ein so lustiges Völkchen unter ähnlichen Verhältnissen beisammen gewesen, welches im fremden Land eine ihnen ungewohnte Handarbeit mit so viel jugendlichem Muth und Fleiß verrichtete und dieselbe mit soviel Humor und Geist zu würzen wußte. Ich habe niemals glücklichere und zufriedenere Tage in Amerika verlebt, als damals, wo ich als einfacher Erdarbeiter meine Schaufel und Hacke handhabte und meinen Schiebkarren am Schuylkill-Kanal fuhr. Die Witze meiner Kameraden über unsere Verhältnisse, und die Erzählungen über die Lebensschicksale und Erfahrungen, die der eine und der andere bereits in Amerika gemacht hatte, nahmen kein Ende, und wollte dieser oder jener den Muth sinken lassen und trübsinnig werden, so heiterten ihn die anderen durch alle möglichen Scherze und Tollheiten wieder auf.

Bei der Arbeit erschallten unsere deutschen Lieder kräftig durch das Schuylkill-Thal, und unsere Vormänner, Deutsch-Amerikaner, sowie die Bewohner unserer Nachbarschaft fanden Gefallen an uns, weil wir mit frohem Muth pünktlich unsere Arbeit verrichteten, und weil sich keiner von uns herabließ, Whiskey zu trinken oder unordentliche Streiche zu machen, wie dieses bei den Sektionen geschah, wo die Irländer arbeiteten. Wollten wir, außer mit Wasser unsern Durst löschen, so bestellten wir uns ein Fäßchen Apfelwein, den uns die Bauern für 50 Cents per Faß an den Kanal, oder in dieses oder jenes Kosthaus brachten. Man betitelte uns in Reading und Umgegend mit dem Namen die Lateiner am Schuylkill-Kanal, und besuchten wir manchmal in corpore Reading, so riefen sich die ehrsamen Bürger zu: „Do gehn die Lateiner!" An einem schönen Morgen im Beginn des Monats November bekamen unsere Studenten einen Zuwachs durch Carl Dominique aus Landau in der Rheinpfalz, der später unter dem Namen „das bemooste Haupt" in beiden Welten bekannt wurde.

Als ich im Jahre 1832 Europa verließ, studirte Dominique, der mit mir das Gymnasium in Zweibrücken besucht hatte, auf der Universität in Heidelberg, und im Jahr 1849 war er wieder Student an der Universität in München. Nun, dieser Dominique suchte auch seine Zuflucht am Schuylkill-Kanal, wurde von uns freundlich aufgenommen und erhielt den Namen Studentenpapa. Bald zeigte es sich aber, daß unser neuangekommener Freund bei der Arbeit sehr faul war. Er ließ gar oft seine Schaufel oder Hacke ruhen und erzählte dann so tolle Schnurren aus seinem Leben jenseits und diesseits des Oceans, daß unter uns das Lachen gar kein Ende nehmen wollte und wir bei der Arbeit nicht so emsig wie früher waren, weshalb unsere Vorgesetzten

uns Vorwürfe machten. Als Dominique eine Woche mit uns gearbeitet, warf er am Samstag Abend die Schaufel weit von sich, stellte sich vor uns in gehöriger Positur und bemerkte in seinem Pfälzer Dialekt: „Glabt ihr Esel, daß ich nach Amerika kumme bin for zu schaffe, da seid ihr uf dem Holzweg. Ich hab nur mit euch gearbeitet, um, wann ich wieder heym kum in die Pfalz, erzähle zu könne, wie es den dumme Deutsche in Amerika geht. Adieu, ihr Lateiner!“ Und er ging von dannen.*

Wir am Schuylkill-Kanal beschäftigten Deutsche waren bei vier Farmern in Elsaß Township einquartiert, die uns alle lieb gewonnen hatten und uns aufs beste verpflegten. War die Tagesarbeit beendet, pflegten wir abwechselnd, bald bei diesem bald bei jenem Bauern, nach Verabredung zusammen zu kommen, und waren der Hauswirth, seine Frau, besonders aber ihre Töchter und ihre Nachbarsgespielinnen hoch erfreut, wenn wir kamen, unsere deutschen Lieder sangen und Märchen erzählten. Ich wohnte mit noch drei Kameraden bei einem Farmer Namens Leiß, der später viele Jahre Schatzmeister von Berks County war. Sein Haus war ein sehr geräumiges, und da Mr. Leiß und seine Familie die Lateiner gerne bei sich sahen, so kamen wir dort oft zusammen, und da ich es damals verstand, mit Laune ein Märchen zu erzählen, so mußte ich diese Rolle übernehmen, und fand ich bei diesen schlichten Leuten, bei den Mädchen und Frauen, und auch bei den Männern großen Beifall damit, und hielt man mich deshalb (es war zum Lachen!) für einen hochgelehrten Mann, der in Amerika noch eine große Rolle spielen werde. Das war kindlich naiv und machte uns Lateinern damals großen Spaß.

Es überkommt mich immer eine Art Rührung, wenn ich an jene Zeiten denke. Die Arbeit, die wir bei Tag verrichteten, schien unsern Humor und unsern Geist nur zu beleben, wir fühlten uns frisch und munter und glücklich unter diesen einfachen, bescheidenen, unverdorbenen Landleuten. Diese konnten in der That als echte Repräsentanten unseres braven deutschpennsylvanischen Volks gelten. Da war alles Herzlichkeit und Aufrichtigkeit, Mäßigkeit und Sittsamkeit. Keine Spur von Verstellung, Muckerei, Heuchelei und Sonntags-Scheinheiligkeit war unter diesem wackern Menschenschlag zu finden. Ein echter deutscher Kern steckte in diesen Leuten, die wie Brüder mit einander lebten und verkehrten, die guten alten deutschen Sitten und die Sprache ihrer Väter und Urväter hochhielten und zufrieden mit ihrem bescheidenen Loos und im glücklichen Familienverbande lebten. Die Yankees konnten sich damals noch nicht unter diesem Volk in Berks County einnisten. Das kam erst später.

An einem schönen frischen Morgen, als wir munter an unserer Erdarbeit waren, erschienen bei uns zwei Bauern aus der Nachbarschaft, namens Gerst und Philippi, grüßten uns und schritten ohne weiteres auf mich zu, und redete mich Herr Philippi wie folgt an:

„Enige vun unsere Nochbern hawe mit enaner geschwätzt un gemehnt, du müßt en arg gut geschulter Kerl sin, un daß du gewiß a en gute Predigt thun könnst. Sie hawe uns as en Komitee apoint, un bitte dich du sollst am Sundag über acht Dag nochmittags in der Elsaß-Kerch for uns predige, sie wolle dann en Kolekt for dich halte. Nu geb uns Antwort.“

Man denke sich mein Erstaunen bei dieser Anrede, und noch dazu meine Verlegenheit, als ich mich umblickte und den Spott in den Gesichtern meiner Kanalkollegen gewahrte. Ich, ein armer schmutziger Kanal-

* Dieser Carl Dominique, von dem unsere westlichen Zeitungen noch kürzlich so viel über seine Fahrten in Florida und im mexikanischen Krieg erzählten, war ein gutherziger, aber höchst fauler Mensch. Er ertrank im Jahr 1861 im Mississippi, 61 Jahre alt.

arbeiter, ein junges Weltkind, das sich in seinem bisherigen Leben sehr wenig um Kirchensachen und noch weniger um die edle Theologie bekümmert hatte, sollte vor einer ehrbaren christlichen Kirchengemeinde auf die Kanzel treten und Gotteswort verkünden! Das ging ja nach meinen beschränkten deutsch-europäischen Begriffen über das Bohnenlied. Nach kurzem Zögern antwortete ich dem würdigen Komitee, daß ich ihm für die Ehre, die es mir erwiese, herzlich danken müsse; ich sei kein studirter Theologe und würde es sich auch nicht für einen Kanalarbeiter, der die ganze Woche im Schmutz herum wühlte, passen, wenn er sich am Sonntag auf die Kanzel stelle, um den Leuten Religion und Moral zu predigen.

„Never meind", nahm Philippi das Wort, „in unserm Weltdehl predige viel das Gottes Wort, die net for Prediger gestudirt, un doch predige sie oft schöner un besser as die gestudirte Parrer, bedenke dich net lang, sog ja, un es werd alles recht, mir sin das Komitee."

Nach abermaligem Zögern, während mir meine Kameraden zuwinkten, den Vorschlag anzunehmen, antwortete ich den Herren, daß ich mir die Sache überlegen und ihnen am nächsten Abend Antwort geben wolle. „Sell is recht", meinte Herr Philippi, und mit herzlichem Händedruck entfernten sich die Herren.

Als die guten Leute außer Sicht waren, brachen die Kanalarbeiter in ein tolles Lachen und Jubeln aus, denn ein solcher Antrag an einen gemeinen Erdarbeiter ging uns Europäern über alle Begriffe, und die meisten hatten geglaubt, daß man mich zum Besten haben wolle, doch stutzten sie wieder, da die Herren vom Komitee ihr Gesuch so ehrbar vorbrachten. Einer der Kanalleute, Herr Eben, meinte, die Sache sei doch nicht so ganz wunderbar, da man ihm versichert habe, daß bei den evangelischen Methodisten-Gemeinden Pfarrer angestellt wären, die früher das Schustergeschäft betrieben, und einige von ihnen wären sogar talentvolle Redner geworden. Auf diese Bemerkung unseres Freundes Eben, bestürmte man mich, den Vorschlag ohne Bedenken anzunehmen, ich hätte ja Zeit, mich zu einer Rede vorzubereiten, wenn ich keine Gottesgelehrtheit vortragen wollte oder könnte, so sollte ich Moral predigen. Am Abend, als unsere Arbeit beendet, zogen meine Mitarbeiter in Reih' und Glied vor mir vorbei, reichten mir die Hand mit dem Zuruf: „Gute Nacht, Herr Pfarrer!" Von dieser Stunde an wurde ich am Kanal nur noch mit Herr Pfarrer titulirt.

Nach einer unruhig zugebrachten Nacht, in welcher ich mich gewissenhaft geprüft, ob ich auch im Stande sei, eine auch nur mittelmäßige Predigt zu halten, ohne einen Humbugger aus mir zu machen, kam ich zu dem Entschluß, den Vorschlag anzunehmen, denn ich hielt mich für fähig genug, eine ebenso gute Predigt halten zu können, wie ich sie hier und da von Landpfarrern gehört hatte. Am nächsten Morgen ging ich sogleich zu den Herren Gerst und Philippi und sagte ihnen, daß ich ihren Vorschlag annehmen und mich bemühen wollte, ihnen eine Predigt zu halten so gut wie es nur möglich wäre, doch wenn sie nicht zur allgemeinen Zufriedenheit ausfallen würde, müßten sie mir dieses nicht übelnehmen, es sei ja das erstemal, daß ich auf eine Kanzel trete. „Never meind", sagte Herr Philippi wieder, „mir wisse schon im voraus, daß du die Sache so gut machst, wie manche von dene gestudirte Prediger, un vielleicht noch besser."

Vergnügt und mit mir zufrieden eilte ich an meine Kanalarbeit, wo dem Herrn Pfarrer auf die scherzhafteste Weise ein schöner guter Morgen gewünscht wurde. Jeden Abend, sobald am Kanal Feierabend gemacht war, zog ich mich in mein Kämmerlein zurück, schrieb die Hauptthemata, über die ich predigen wollte, nieder, studirte und deklamirte mit allem Fleiß, denn ich wollte mich nicht blamiren; ich hielt die Angele-

genheit für eine Ehrensache. Bei diesem Studiren, Deklamiren usw. war der Samstag Abend angerückt, und am nächsten Tag sollte ich die Kanzel betreten. Noch war es mir nicht eingefallen, daß ein Pfarrer auch passend gekleidet auf der Kanzel erscheinen müßte, bis mich einer der Lateiner darauf aufmerksam machte. Nun war aber guter Rath theuer; weder ich noch einer meiner Kanalfreunde konnte sich rühmen, einen passenden Anzug zu besitzen. Woher in so kurzer Zeit einen solchen hernehmen? Wenn wir Lateiner auch unsere ganze Barschaft zusammengelegt hätten, wäre nicht soviel Geld zusammengekommen, um mir einen ordentlichen Anzug zu verschaffen. Da fiel mir plötzlich ein, daß einer meiner Reisegefährten von Europa, Herr Friedrich Leibrock, der in Reading als Sattler arbeitete, sich zu seiner Trauung kürzlich einen schwarzen Anzug machen ließ, und gefolgt von einigen meiner Kameraden ging ich noch an diesem Abend Reading zu, wo mir auch gleich von Freund Leibrock meine Bitte gewährt wurde. Mit dem Kleiderbündel unter dem Arm, in der fröhlichsten Stimmung, wanderten der Pfarrer in spe und seine Kameraden, Schillers Räuberlied: „Ein freies Leben führen wir usw." singend, unserer Heimath am Schuylkill-Kanal zu. Auf solche Weise hat wohl selten ein Predigtamts-Kandidat seine Probepredigt vorbereitet.

Am nächsten Tage, am Sonntag Nachmittag zur bestimmten Zeit, ganz wie ein Pfarrer ausgerüstet, das Gesangbuch unter dem Arm, doch mit pochendem Herzen, schritt ich von allen Lateinern und einigen Nachbaren begleitet, der Elsaß-Kirche zu. Als ich dort angelangt war, fand ich schon eine Menge Menschen, besonders Deutsche aus Reading, versammelt, welche gekommen waren, um die Predigt des Lateiners zu hören, von dem so viel in Reading gesprochen wurde. Bald war die Kirche mit Andächtigen und Neugierigen gefüllt, und der Schulmeister präludirte auf der Orgel. Hier muß ich einschalten, daß ich, nachdem ich die Predigt zugesagt, bei jeder Gelegenheit die lutherische Kirche in Reading besuchte, und scharf die Gebräuche der Pfarrer beobachtete, denn diejenigen, welchen ich predigen sollte, waren meistens Lutheraner.

Nachdem der Schulmeister und Organist mit dem Vorspiel auf der Orgel aufgehört hatte, trat ich, wie es bei den lutherischen Pfarrern Gebrauch ist, vor den Altar und gab das Lied an:

Wie groß ist des Allmächtigen Güte,
Ist der ein Mensch, den sie nicht rührt usw.

Die Andächtigen, welche die kleine Kirche förmlich überfüllten, sangen drei Verse dieses Liedes, und darauf begab ich mich mit einem Muth, den ich mir heute noch nicht erklären kann, auf die Kanzel, gab den Text, dessen ich mich heute nicht mehr entsinne, und hielt dann meine sorgfältig ausgearbeitete und memorirte Rede, bei welcher mich mein gutes Gedächtniß trefflich unterstützte. Ich sah wohl, nachdem ich erst im Zug war und sich mein Kanzelfieber gelegt hatte, daß meine Zuhörer mir volle Aufmerksamkeit schenkten, und daß ich den richtigen Ton getroffen hatte

Dieses Kanzelfieber, welches alle, auch die besten Theologen, überkömmt, wenn sie zum erstenmal eine Kanzel betreten, kann mit dem Kanonenfieber verglichen werden, welches jeden jungen Krieger übermannt, wenn er zum erstenmal in ein Gefecht geht. Das Fieber, welches einen jungen Schauspieler bei seinem ersten Auftreten überfällt, möchte jedoch ähnlicher sein. Man sieht zuerst nur eine unterschiedslose Masse von Gesichtern, alles wirbelt und tanzt vor den Augen umher, bis allmählich die einzelnen Personen immer klarer sich absondern und man schließlich zu so viel Ruhe gelangt, daß man den Ausdruck der einzelnen Gesichter studiren und den Eindruck, den man auf sie macht, erkennen und würdigen lernt.

(Schluß folgt.)



Mitglieder- und Abonnenten-Liste.

Ehren-Mitglieder.

†Dr. phil. Albert v. Pfister, Generalmajor z. D., Stuttgart.
Prof. Hermann Oncken, Gießen.
Prof. E. B. Greene, Champaign, Ill.
H. A. Rattermann, Cincinnati, O.

Lebenslängliche. — Chicago, Ill.

Adams, Hon. Geo. E.
Arend, Wm. Nik.
Bartholomay, Henry, jr.
†Binder, Carl
Boldenweck, Wm.
Boldt, Fritz L.
Brand, Virgil
Butz, Otto C.
Dewes, F. J.
Eberhardt, Max, L. L. D.
Eberhardt, Dr. Waldemar
†Emmerich, Chas.
Frantzius, Fritz von
Günther, Dr. O.
†Heißler, Jacob
†Hotz, Christian
Hummel, Ernst
Kalb, E. W.
Klenze, C. F.
Koop, Julius
Laabs, Gustav
†Lassig, Moritz
Löhr, Justus
Madlener, A. F.
Mannheimer, Mrs. Aug.
Matthei, Dr. Ph. H.
Mees, Fritz
Ortseifen, Adam
Paepcke, Hermann
Rendtorff, Hermann
Rosenegk, A. N. v.
Rudolph, Frank
Schaff, Gotthard
†Schlotthauer, G. H.
Schmidt, Leo
Schneider, Otto C.
Seifert, Rudolph
Seipp, Mrs. Conrad
Spoehr, C. A.
Spohn, Jacob
Theurer, Jos.
Trick, Carl
Uihlein, Ed. G.
Ullrich, Mich.
†Vocke, Wm.
Vocke, Henry
Wacker, C. H.
Weiß, John H.
Wieboldt, Wm. A.
Wolf, Adam

Dayton, O.

Reber, Eduard

Greenville, O.

Katzenberger, Geo. A.

Jahres-Mitglieder und Abonnenten.

Addison, Du Page Co.

Seminar-Bibliothek.

Albany, N Y.

N. Y. State Library

Aurora.

Klein, Peter

Baden-Baden, Deutschland.

Hemberle, Eduard

Baltimore, Md.

Gesellschaft zur Erforschung der Geschichte der Deutschen in Maryland.

Belleville, Ill.

Andel, Cas.
Eckhardt, Wm., jr.
Kath, Elias
Merck, Frau Chas.
Raab, Dr. E. P.

Berlin, Deutschland.

Kgl. Universitäts-Bibliothek.
Bibliothek des Kgl.-Preuß. Ministeriums für geistliche, Unterrichts- und Medizina Angelegenheiten.

Bloomington, Ill.

Behr, Heinr.
Beich, Paul F.

Bonn, Deutschland.

Kgl. Universitäts-Bibliothek.
(Herm. Behrend, Buchh.)

Bridgeton, Mo.

Preuß, Dr. Arthur

Brywn Mawr, Pa.

Jessen, Prof. Dr. Karl Detlev.

Chicago, Ill.

Adler, Adolph
Andersen, W. G.
Arnold, Ad.
Bachellé, G. v.
Balatka, Christ. F.
Baum, Ignatz
Baumann, Friedr.
Baur, John
Baur, Seb.
Becker, A. W.
Becker, Herm. J.
Bellinghausen, Wm.
Benz, Aug.
Benz, Aug.
Berghoff, Herm. J.
Berkes, Gustav A.
Birk, Jacob
Blum, Aug.
Blum, Simon S.
Boehmer, Wilhelm
Borcherdt, Alb. F.
Brammer, F. H.
Brand, Horace L.
Brand, Rud.
Brandecker, F. X.
Braun, David F.
Breitung, Alb.
Brentano, Hon. Theo.
Brill, E. F. G.
Brillow, C. B.
Bruebach, G. J.
Bühl, Carl
Büttner, Emil
Bunte, Gustav A.
Burkhardt, O. J.
Christmann, Dr. Geo. A.
Claussenius, Geo. W.

Clemen, Gustav
Dabelstein, Sophus
Dasing, Geo.
Deuß, Edmund
Deutsch-Amerikanischer Nationalbund, Zweig Chicago
Diehl, F.
Dierks, Herm.
Dilg, Phil. H.
Dittmann, Gust. H.
Dony, John F.
Ebel, Emil
Eberlein, Fred
Eitel, Emil
Eitel, Karl
Ellert, P. J.
Emme, Justus
Emmerich, Edw. G.
Ernst, Leo
Fleischer, Chas. H.
Fleischmann, Jos.
Frankenthal, E.
Franz, Hugo
Frommann, Emil
Fürst, Conrad
Fürst, Henry
Gamer, Chas. L.
Gärtner, F. C.
Gasch, E. F.
Gaß, Martin
Georg, Adolph
Gerhardt, Paul
Germania Bibliothek
Gerstenberg, E.
Gindele, Franz
Girten, M. F.
Glogauer, Fritz
Götz, Fritz
Graue, Joh. Geo.
Greenebaum, Henry
Greenebaum, Elias
Greifenhagen, O. F.
Grommes, J. B.
Gunther, C. F.
Haas, Louis
Habicht, F. E.
Hachmeister, H.
Hahl, A. L.
Halle, E. G.
Happel, C. F.
Harnisch, Dr. F. C.
Harrsch, Ed.
Hartke, J. B.
Hebel, Oscar
Heinemann, Aug.
Henne, Phil.
Hertzberg, Franz
Hettich, Wm. A.
Heuermann, H. W.
Heym, Dr. A.
Hild, Fred H.
Hill, Hy. W.
Hoefer, Mrs. Katharine
Hölscher, Dr. J. H.
Hoffmann, Francis A., jr.
Holinger, Consul A.
Holinger, Dr. J. J.
Holinger, Dr. Otto
Hollenbach, P.
Hottinger, Otto
Huber, J. H.
Hummel, G. F.
Huncke, Carl
Ickes, Christ.
John, Rev. Dr. R.
Josetti, Arthur
Jummrich, G. A.
Kassell, R. E.
Kempf, K. W.
Kersten, Hon. Geo.
Kirchhoff, H. Aug.
Klappenbach, Alex.
Klee, Max
Klein, Fred
Klenze, Wm. T.
Knoop, Ernst H.
Koch, Rich. A.
Kochs, Theo. A.
Köhler, Phil.
Kölling, John
Kohts, Louis O.
Köpke, Chas. E.
Kraft, Oscar H.
Kraft, Fred. W.
Krause, John M.
Kremer, C. E.
Kreßmann, Fritz
Kühl, Geo.
Kuhlmey, Albert
Lackner, Dr. E.
Lackner, Oberst Franz
Lauth, J. P.
Lefens, Thies J.
Legner, Wm.
Leicht, Edw. A.
Leistner, Oskar
Link, Frank
Link, Rud.
Lüders, Aug.
Maas, Phil.
Mandel, Leon
Mannhardt, Emil
Mannhardt, Hans
Mannhardt, Wm.
Manz, Jacob
Mattern, Lorenz
Matz, Otto H.
Mayer, Henry
Mayer, Hy. F.
Mayer, Oscar F.
Mechelke, Chas.
Meier, Christ.
Merz, G.
Meyer, Chas. E.
Michaelis, W. R.
Miller, G. W.
Müller, Gustav A.
Müller, Hugo
Müller, Paul F.
Müller, Wm.
Nebel, Fritz
Newberry Library
Nigg, C.
Orb, John A.
Petersen, Geo. L.
Pfeiffer, Geo. L.
Pietsch, C. F.
Piper, Mrs. H.
Preß, Adam J.
Public Library
Ramm, C.
Recher, David
Redieske, Paul
Rhode, R. E.
Richter, Aug. F.
Rose, Edw.
Rubens, Harry
Rudolph, Joseph
Rückhaus, Louis
Sala, Louis
Sartorius, Ludwig
Saurenhaus, Dr. Ernst
Schaller, Heinr.
Schapper, Ferd. C.
Schießwohl, J. C.
Schmidt, C. P.
Schmidt, Fred.
Schmidt, Fred M.
Schmidt, Dr. L. E.
Schmidt, Dr. O. L.
Schmidt, R. E.
Schmidt, Wm.
Schoellkopf, Hy.
Schöninger, Jos.
Scholl, Carl
Schrader, Otto
Schultz, Henry
Schulze, Paul

Schultze, Wm.
Schützen-Verein
Schwaben-Verein
Schwefer, Wilh.
Seeger, Gen.-Consul Eugen
Seipp, Wm. C.
Siebel, Prof. J. E.
Staiger, C. M.
Stoffregen, Conrad
Strüh, Dr. C.
Suder, H.
Tatge, Gust. J.
Terry, Prof. Dr. B. S.
Thielen, J. B.
Traeger, John E.
Trier, John
Turngemeinde Bibliothek
Uhrlaub, Ad.
Verch, Fred.
Voß, Fritz
Wackenreuter, G.
Wackerbarth, H. von
Wagner, E. W.
Wagner, Fritz
Weinberger, A. F.
Weinhardt, H.
Wenter, Frank
Werno, Chas. A.
Wiener, Dr. A.
Wild, Dr. Theo.
Wolf, Fred. W.
Wolff, Ludwig
Wysow, Felix
Ziehn, B.
Zimmermann, Julius
Zimmermann, W. F.

Cementon, Pa.

Schadt, Rev. Thos. A. J.

Cincinnati, O.

Wilde & Co., A. E.

Cypreß Hill, Tex.

Lohmann, F. H.

Davenport, Ia.

Ficke, Hon. C. A.
Matthey, Dr. Carl
Turngemeinde

Dresden, Deutschland.

Kaufmann, Wilh.

Duluth, Minn.

Anneke, Percy S.

East St. Louis, Ill.

Abt, Paul W.
Bethmann, Robt.
Eggmann, Emil J.

Evansville, Ind.

Scholz, F. J.
The Willard Library

Elgin, Ill.

Grelck, Wilhelm

Fort Wayne, Ind.

Mackwitz, Hermann

Göttingen, Deutschland.

Kgl. Universitäts-Bibliothek.

Golden, Ill.

Emminga, H. H.

Gotha, Deutschland.

Herz. Landes-Bibliothek

Grand Rapids, Mich.

Friedrich, Jul. A. J.

Greifswald, Pommern.

Rügen-Pommerscher Geschichts-verein

Hannover, Deutschland.

Kgl. Landesbibliothek

Heidelberg, Deutschland.

Universitäts-Bibliothek

Highland, Ill.

Hörner, John S.
Pabst, Selmar
Wildi, John

Hobart, Ind.

Bruebach, Georg

Indianapolis, Ind.

Public Library
State Library
Keller, Joseph

Iowa City, Ia.

State Historical Society

Joliet, Ill.

Sehring, Louis

Ithaca, N. Y.

Cornell University

Karlsruhe, Baden.

Hemberle, Ed.

Kiel, Holstein.

Kgl. Universitäts-Bibliothek

Königsberg i. Pr.

Kgl. Universitäts-Bibliothek

Leipzig, Deutschland.

Roßberg Buchhandlung.

Lincoln, Ill.

Rantenberg, Ed. L.

Madison, Wis.

State Historical Society of Wisconsin

Manitowoc, Wis.

Baensch, Emil

Manuelito, N. M.

Cronemeyer & Schember

Marburg, Deutschland.

Universitäts-Bibliothek

Mendota.

Gödtner, John
Kieselbach, Otto

Milwaukee, Wis.

Public Library

Moline, Ill.

Meese, Wm. A.

Mount Prospect, Cook County.

Busse, Hon. Wm.

New Haven, Conn.

Yale University Library

New York City.

Kudlich, Herm. C.
Langmann, Dr. Gust.
Metzner, Hy.
Steiger, Ernst
Steiger & Co., E.
Public Library

Niles Center, Ill.

Schmidt, Rev. H.

Oak Park, Ill.

Barzen, Stephan
Hansen, H. C.
Kaul, Heinr.

Peoria, Ill.

Bauer, L. P.
Beß, Rev. F. B.
Bourscheidt, P. J.
Cremer, B.
Fauser, David
Hormuth, Jos.
Jobst, Val.
Kammann, O. H.
Kleene, F.
Lueder, Fritz
Meyer, Aug.
Roskoten, Dr. O. J.
Sieberns H. E.
Triebel, H. G.
Ulrich, Nic.
Willert, J. H.
Wolf, L. Ph.

Peru, Ill.

Brunner, Chas.
Herbold, Chas.

Philadelphia, Pa.

University of Pennsylvania
Germ. Amer. Hist. Society
Deutscher Pionier-Verein

Posen, Deutschland.

Kaiser Wilhelm-Bibliothek.

Princeton, N. J.

University Library

Quincy, Ill.

Bornmann, Hy.
Bürkin, Jos.
Busch, Julius W.
Dick, Mrs. Louise
Eber, Wm.
Fick, Adam
Freiburg, Jos., jr.
Heidbreder, A. H.
Heidbreder, H.
Heidemann, J. W.
Historical Society
Kespohl, Julius
Kramer, Rev. J. E.
Kristemeyer, Emil
Levi, Edw.
Menke, F. W.
Michael, Jos. J.
Oenning, Hy. A.
Pape, T. B.
Pfeiffer, H. C.
Public Library
Ruff, W. J.
Rupp, Fred
Schanz, Gottlieb
Schmidt, Dr. Alb.
Schott, J. B.
Sohm, Edw.
Sommer, Aldo.
Sonnet, Frank
Steinbach, Hon. John A.
Steinwedell, Wm.
Van den Boom, J. H.
Wise, H. C.
Wolf, Fred.

Rock Island, Ill.

Haas, Jos. L.
Harms, Lothar

Sacramento, Cal.

Brunken, Ernest

Sioux Falls, So. Dak.

Demuth, Hans

Springfield, Ill.

Freund, J. W.
State Historical Library

St. Louis, Mo.

Deutscher Schulverein und Freie Gem.
Keukel, F. P.
Mercantile Library
Pubiic Library, Barr Branch
Rothensteiner, Rev. John
Washington University

St. Paul, Minn.

Matt, Jos.

Stuttgart, Württ.

Strebinger, Oberst-Lieut.

Topeka, Kas.

State Historical Society

Utica, N. Y.

Oneida Hist. Society

Washington, D. C.

Congreß-Bibliothek

Wiesbaden, Deutschland.

H. Römer, Buchhandlung.

Vom Büchertisch.

Daytoner Volkszeitungs-Kalender, 1910. Wie seine Vorgänger, ein inhaltlich reich und mannigfaltig, in Bild und Schrift vorzüglich ausgestatteter Kalender.

Geschenke für die Bibliothek und das Archiv.

Von Herrn **Dr. O. L. Schmidt:** The German Element in the United States. Von A. B. Faust. 2 Bände. — Festgesänge für das 21. Sängerfest des Ersten Deutschen Sängerbundes von Nord-Amerika. Cincinnati 1879. Zweites Heft.

Von Herrn **Prof. Jas. Taft Hatfield,** Evanston: Pamphlet: Goethe's Faust, an inheritance for mankind.

Von Herrn **H. v. Wackerbarth:** Block-book of Chicago's Business District, published by the Rascher Insurance Map Publishing Co., Chicago, 1893.

Von Herrn **Dr. O. L. Schmidt:** Abraham Lincoln, an American immigration family—; English not German, by Prof. Marion D. Learned. Wm. J. Campbell, Philadelphia 1909.

Die Fortsetzung der „Geschichte der Deutschen und deutschen Nachkommen in Illinois" erfolgt im Aprilheft.

Inhalts-Verzeichniß.

Jahrgang 10.—Vol. X. April 1910. No. 2.—Heft .2



Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter.

„Die Vergangenheit ist die Mutter der Gegenwart.
Wir säen für unsere Nachkommen.“

Vierteljahrsschrift.

Herausgegeben von der

Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois.

Preis per Jahr $3.00. — Einzelhefte $1.00.

Die Deutsch-Amerikanische Historische Gesellschaft von Illinois.
No. 809 Schiller Building, 109 Randolph Str.
Chicago, Ill.

Entered as Second Class Matter January 7, 1901, at the Post-Office of Chicago, Ill., under Act of July 16, 1894

Deutsch-Amerikanische Historische Gesellschaft von Illinois.

Organized April 6, 1900.

Verwaltungsrath:

Für ein Jahr:

H. Bornmann,
Otto Kieselbach,
Dr. E. P. Raab,
H. v. Wackerbarth,
F. E. Habicht.

Für zwei Jahre:

F. J. Dewes,
Max Eberhardt,
E. W. Kalb,
Dr. O. L. Schmidt,
Otto C. Schneider,
Rudolf Seifert.

Beamte:

Dr. O. L. Schmidt, Präsident.
F. J. Dewes, 1. Vize-Präs.
Hy. v. Wackerbarth, 2. Vize-Präs.
Consul A. Holinger, Schatzmeister.
Emil Mannhardt, Sekretär.

Comites:

Finanz-Comite. — Dr. O. L. Schmidt, F. J. Dewes, Otto C. Schneider, A. Holinger.

Archiv-Comite. — Max Eberhardt, H. v. Wackerbarth, der Sekretär.

Comite für Historische Forschung.— H. v. Wackerbarth, Otto C. Schneider, Rudolf Seifert, Dr. O. L. Schmidt, Dr. Phil. H. Matthei, Fritz Glogauer, Dr. O. J. Roskoten, Peoria, Ill. H. Bornmann, Quincy; Wm. A. Meese, Moline; Otto Kieselbach, Mendota; der Sekretär.

Comite für Literarische Leitung.— Der Sekretär, der Präsident, H. Bornmann.

Druck-Comite. — Dr. Otto L. Schmidt; E. W. Kalb, A. Holinger.

C. M. Staiger Printing Co., 438 N. Clark Str., Chicago.

Entered as Second Class Matter January 7, 1901, at the Post-Office of Chicago, Ill., under Act of July 16, 1894.

Jahrgang 10. April 1910. Heft 2.



„Die Vergangenheit ist die Mutter der Gegenwart.
Wir säen für unsere Nachkommen.“

Zehnte Jahres-Versammlung der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois

am 12. Februar 1910.

Die Versammlung wurde im großen Saale des Germania-Männerchors abgehalten.

Ihr gingen — vor einem großen Publikum — poetische Vorträge von Frau Hermione von Preuschen, und ein höchst belehrender, durch Lichtbilder erläuterter Vortrag von Dr. A. B. Faust, Professor des Deutschen an der Universität Cornell, voraus.

Sie wurde durch den ersten Vicepräsidenten, Herrn Dr. O. L. Schmidt eröffnet.

Nach Verlesung und Annahme des Protokolls der neunten Jahres-Versammlung erfolgte Verlesung des nachstehenden Berichtes des Sekretärs, der vom Verwaltungsrath zu dem seinigen gemacht worden war, und der angenommen, ins Protokoll verwiesen und zur Veröffentlichung empfohlen wurde.

Jahres-Bericht des Sekretärs für 1909 an den Verwaltungsrath.

Das zehnte Jahr des Bestandes der Gesellschaft liegt hinter uns. Es darf als ein verhältnißmäßig erfolgreiches bezeichnet werden, da die veranstalteten beiden Versammlungen — die Jahres-Versammlung mit der Lincoln-Gedächtniß-Feier, und die Holand-Versammlung — sich zahlreichen Besuches erfreuten, und es gegen das Vorjahr mit einer etwas höheren Miegliederzahl abschließt.

Es traten nämlich während des Jahres 36 Jahresmitglieder und ein lebenslängliches Mitglied, sowie 3 Buchhandlungen und 1 Bibliothek hinzu, während durch Tod 6 Jahresmitglieder und 1 lebenslängliches Mitglied, durch Austritt 12 Jahresmitglieder verloren gingen, so daß die Zunahme

18 Jahresmitglieder und 4 Buchhandlungen und Bibliotheken betrug.

Der Bestand am Ende des Jahres 1909 stellte sich auf 45 lebende lebenslängliche und 341 Jahresmitglieder, den Chicago Schwaben-Verein, der die Gesellschaft wieder mit einem Geschenk von $100 erfreute, und 45 Bibliotheken, Gesellschaften und Buchhändler als zahlende Abonnenten auf die Geschichtsblätter.

Nicht so günstig stellten sich die Finanzen. Die Einnahmen, einschließlich des am 1. Januar 1909 vorhandenen Bestandes von $112.17, beliefen sich auf $1990.91, und kamen aus folgenden Quellen:

Kassenbestand 1. Januar 1909		$ 112.17
Von Herrn Dr. O. L. Schmidt		650.00
Zuschuß zur Redaktion der Geschichtsblätter	$600.00	
Zuschuß zu den Unkosten der Versammlungen	50.00	
Vom Schwaben-Verein		100.00
Von lebenslänglichen Mitgliedern		25.00
Von Jahresbeiträgen für 1909		857.75
Von Jahresbeiträgen für 1908 und früher		162.50
Von Jahresbeiträgen und Buchhandlungen 1910		16.50
Vom Verkauf von Geschichtsblättern		66.99
		$1990.91

Einschließlich des jährlichen Beitrags des Schwaben-Vereins stellten sich die Einnahmen aus Mitgliederbeiträgen auf $1161.75, eine Zunahme von $31.48 gegen das Vorjahr, und um $1.75 niedriger als 1908.

Sie würden sich höher gestellt haben, hätten nicht für die Werbung der neuen Mitglieder und für die Einkollektirung rückständiger Beiträge hohe Commissionsgebühren bezahlt werden müssen.

Die Ausgaben betrugen $1920.24 und entfielen auf folgende Posten:

Druck der Geschichtsblätter	$ 536.10
Office-Miethe	210.00
Gehalt des Sekretärs	240.00
Gehalt für Redaktion der Geschichtsblätter	600.00
Exchange	1.20
Collektionen und Commissionen	104.33
Drucksachen und Schreibmaterial	62.10
Versammlungen	71.90
Hülfe	15.00
Binden	20.90
Kleinigkeiten	1.60
Porto	57.11
	$1920.24

so daß am 31. Dezember ein Rest von $70.67 in der Kasse verblieb — $41.50 weniger als am Ende des Vorjahrs.

Einem der Zwecke der Gesellschaft — die Verbreitung der Kenntniß der deutsch-amerikanischen Geschichte — ist durch Veröffentlichungen in der „Chicago Tribune" und im „Wochenblatt" außerhalb der Geschichtsblätter Rechnung getragen worden.

Zahlreiche Ersuchen von Geschichtsforschern um Auskunft über verschiedene Dinge bewiesen das gute Ansehen, dessen sich die Gesellschaft erfreut.

Indem der Sekretär dem Verwaltungsrath und besonders Herrn Dr. O. L. Schmidt für die gewährte Unterstützung seinen Dank ausspricht, glaubt er der Ansicht Raum geben zu dürfen, daß das bisher Erreichte das Recht giebt, mit Vertrauen in die Zukunft zu schauen, und die Ermuthigung, die Arbeit in der bisherigen Weise fortzusetzen.

Achtungsvoll unterbreitet

Der Sekretär

Emil Mannhardt.

Der Sekretär berichtete, daß der Gesellschaft die Protokolle des Vereins der deutschen Patrioten von 1848—49 in Chicago und Umgegend überwiesen, und durch Frl. Magda Heuermann,

der Tochter des langjährigen Sekretärs des Vereins, Herrn H. W. Heuermann, übermittelt worden seien.

Dem Verein der Deutschen Patrioten und Frl. Heuermann wurde der Dank der Gesellschaft ausgesprochen.

Desgleichen dem Germania-Männerchor für freundliche Ueberlassung seines Lokals.

Die verfassungsmäßig ausscheidenden Direktoren, die Herren H. Bornmann, Quincy, O. Kieselbach, Mendota, Dr. E. P. Raab, Belleville, H. v. Wackerbarth und F. E. Habicht, Chicago, wurden wiedergewählt.

Die Beamtenwahl hatte folgendes Ergebniß:

Präsident: Dr. O. L. Schmidt.

Erster Vicepräsident: Herr F. J. Dewes.

Zweiter Vicepräsident: Herr Hy. von Wackerbarth.

Schatzmeister: Consul A. Holinger.

Zu Ehren der während des Jahres verstorbenen Mitglieder: H. W. Heuermann, B. Cahn, Dr. Gustav Hessert, Gustav Laabs, Chicago, Julius Kespohl und Joseph Bürkin in Quincy erhob sich die Versammlung von ihren Sitzen.

Die während des Jahres hinzugekommenen neuen Mitglieder, deren Namen in den Geschichtsblättern bereits veröffentlicht sind, sowie Herr M. J. Gerts, Frl. Magda Heuermann, Herr Max Teich und Herr Max Papke, in Chicago, und Frau J. Kespohl, Frl. Emma Dick und Frau Joseph Bürkin in Quincy wurden formell aufgenommen.

Darauf Vertagung.

Aus den Aufzeichnungen von L. A. Wollenweber

über seine Erlebnisse in Amerika, namentlich in Philadelphia.

(Aus Mittheilungen des Deutschen Pionier-Vereins von Philadelphia.)

(Fortsetzung.)

Was meine Predigt betrifft, so war ihre Fassung nach meiner Ansicht gut, und meine Deklamation, wie mir alle nachher versicherten, einfach, würde- und eindrucksvoll. Aber ihr Inhalt war ziemlich allgemeiner Natur, wie man sich es wohl von meiner Jugend und Unerfahrenheit auf diesem Gebiet denken kann. Die Rede bestand aus einer Reihenfolge von Ermahnungen zur Tugend und Rechtschaffenheit. Ich forderte meine Zuhörer auf, in diesem Leben voller Unruhe, Kummer und Sorgen sich einander zu lieben und zu achten. Ein Jeder sollte nach seinen Kräften beitragen, das Elend, welches seinen Nebenmenschen treffen möge, zu lindern, denn solche Werke wären die gottgefälligsten und gewährten dem Herzen die schönste Befriedigung usw. Dann ermahnte ich die Eltern, auf die Erziehung ihrer Kinder wohlbedacht zu sein, denn die Kinderzucht sei die heiligste Verpflichtung der Ehegatten. Die Kinder ermahnte ich, ihre Eltern zu lieben, zu achten, und ihnen folgsam zu sein, denn das bringe Glück und Segen usw. Zuletzt sprach ich den Wunsch aus, daß meine Predigt gefallen habe und daß meine Ermahnungen gute Früchte tragen möchten. Glücklich darüber, daß ich nicht ins Stocken gerathen oder mir sonst ein Unfall begegnet, stieg ich von der Kanzel herab, nachdem ich noch den letzten Vers des begonnenen Lieds aufgegeben hatte. Nachdem das Lied gesungen, trat ich wie ein Pfarrer, der schon viele Jahre praktizirt, vor die Kanzel und sprach den Segen.

Als die meisten Zuhörer die Kirche verlassen hatten, kamen die Kirchenvorsteher auf mich zu und bemerkte Herr Gerst, einer

der Aeltesten, folgendes: „Pfarrer, daß deine Predigt gefalle hot, beweist partikulär die Kolekt, es ist seit der Einweihung die größt, wu noch in der Elsaß-Kerch gefalle ischt. Do sin 15 Dollars und sieben Cents, und ich hoff, du wirscht uns noch mehr predige." Ich dankte den Herren Verstehern, gab dem Schulmeister zwei Dollars und ging, vergnügt und voll der schönsten Hoffnungen für die Zukunft, mit meinen Lateinern unsern Kosthäusern zu, wo ich von ihnen die größten Lobsprüche und noch eine ganz besondere Gratulation als zukünftiger Pfarrer erhielt.

Lange lag ich in der folgenden Nacht in meinem Bette, ohne daß der Schlaf sich meiner bemächtigte; denn meine Gedanken waren mit allerlei kühnen Projekten beschäftigt. Ich wollte an dem Kanal ruhig fortarbeiten, und wie mir angeboten, alle vierzehn Tage in der Elsaß-Kirche fortpredigen, in den mir übrigen Freistunden bei einem Pfarrer in Reading, wie das viele junge Männer in jener Zeit thaten, studiren, ein Examen machen und ein tüchtiger Prediger werden. Die herrlichsten Hoffnungen erfüllten mich; ich sah mich schon als wohlbestellter Prediger bei einer bedeutenden Gemeinde angestellt, und in pekuniärer Hinsicht meine Zukunft gesichert. Das war eine schöne Zeit, eine Zeit voll süßer Hoffnungen, und freudig wurde am Schuylkill-Kanal die Schaufel gehandhabt und der Schiebkarren geschoben.

Am Tage nachdem ich meine Predigt gehalten, die, wie schon bemerkt, allgemein gelobt wurde, erschien in Elsaß Township ein daselbst wohl bekannter und als sehr streng religiös geachteter Mann, ein Pedlar namens John Platt aus Philadelphia, und ein Landsmann von mir, der mich sehr gut kannte. Auch ich kannte ihn persönlich. Er erfuhr von einem Pfarrer, der meinen Namen nicht wußte, daß ein Deutscher der drunten am Kanal arbeite, gestern in der Elsaß-Kirche eine schöne Predigt gehalten habe, und daß viel davon die Rede sei, denselben eine Zeit lang alle vierzehn Tage in jener Kirche predigen zu lassen, und daß schon mehrere für seine Besoldung nicht unbedeutende Summen unterschrieben hätten. Der neue deutsche Prediger käme aus Zweibrücken in der Pfalz, seinen Namen habe er jedoch vergessen. Da Meister Platt von Zweibrücken nach Philadelphia gewandert war, und beinahe jeden von dort Eingewanderten persönlich kannte, so ließ er sich von dem Farmer eine Beschreibung meiner Person geben, und als der Farmer vollendet hatte, rief er aus: „Das ist ja der versoffene, relegirte Student; den kenne ich gut, und solch einen Lump laßt ihr in eure protestantische Kirche und auf eure Kanzel. Pfui, schämt euch! Heute noch gehe ich zum Pfarrer Müller in Reading und will ihm sagen, daß ihr einen Lump und einen Katholiken auf die lutherische Kanzel gelassen habt." Ohne weiter auf den Farmer zu hören, nahm er senen Pedlar-Kasten auf den Rücken und eilte nach Reading zu, in allen Häusern auf dem Weg dorthin laut bekannt machend, daß er mich genau kenne, daß ich Katholik, ein fortgejagter Student und ein versoffener Lump sei.

Am nächstfolgenden Abend (Dienstag) begab ich mich zu dem Kirchenvorsteher Herrn Pilippi, um mich mit ihm zu besprechen, wann ich wieder eine Predigt halten sollte; wie erstaunte ich aber, als er mir sehr kalt entgegen kam und mir geradeaus sagte: „Du kannscht net mehr in unserer Elsaß-Kerch predige, wir hawe dich ausgefunne. Du gleichst de Whiskey, du bischt en fortgejagter Student, und was noch's ärgscht is, du bischt katholisch! Der Pedlar Platt, der vum nämliche Platz kommt wo du herkommscht, kennt dich von Kind an, und kann net genuk Schlimmes vun dir sage." Ich entgegnete Herrn Philippi mit dem höchsten Ernst, daß sich der Pedlar Platt, den ich und der mich genau kenne, geirrt haben müßte. Ich sei nie aus der Schule oder von der Universität gejagt worden,

und ich sei kein Branntweintrinker, was alle, die mich kennen, bezeugen müßten.

Alle Einwendungen, die ich bei ihm und auch bei andern Farmern, die mir so wohl gewogen waren, machte, halfen nichts mehr, und selbst nachdem Meister Platt im Reading Adler alles widerrufen hatte, was er gegen mich ausgesagt, mit dem Zusatz, daß er sich in meiner Person geirrt habe, wollten die einmal mißtrauisch gewordenen Bauern nichts mehr von mir wissen. Ich war ein geschlagener Mann und von der so schönen hoffnungsvollen Zukunft, die ich mir ausgemalt, blieb mir nichts mehr übrig als der Spottnamen Herr Pfarrer. Das Mißverständniß entstand dadurch, daß einer der Lateiner namens Benzino, der mir sehr ähnlich sah, ein Whiskeytrinker, ein relegirter Student, ein Katholik und aus Zweibrücken gebürtig war. Diesen wollte Platt bloßstellen. Ich armer Pechvogel aber mußte die Zeche bezahlen.

Obschon die Leute in der Nachbarschaft mir noch immer Achtung zollten, so sah ich doch, daß sie kälter gegen mich waren, und als ich in den Readinger Zeitungen las, daß am Ohio-Kanal in der Nähe von Harpers Ferry Arbeiter verlangt werden und der Lohn anderthalb Dollar per Tag sei, so entschloß ich mich, mit neun meiner Kameraden dorthin zu wandern. Mit 18 Dollars in der Tasche, meinem Felleisen wieder auf dem Rücken und frischen Muthes ging ich in der Mitte des Monats Dezember mit meinen ebenso fröhlichen Kameraden über Lancaster, York, Gettysburg und Hagerstown nach Harpers Ferry. Zwölf Dollars waren auf der langen Reise futsch gegangen, ein Paar starke Beinkleider zur Arbeit und Schuhe, die ich in Harpers Ferry kaufte, brachten meine Kasse bis auf einen halben Dollar herunter.

Noch am nämlichen Tage als wir am Patomac-Fluß angelangt, wurde uns ungefähr drei Meilen unterhalb Harpers Ferry Arbeit und ein Kosthaus angewiesen. Es ging soweit alles recht gut, auch schritten wir alle mit freudigem Muth an die Arbeit und rechneten schon, wie viel wir uns bis zum Frühling ersparen könnten, um mit dem Ersparten dann nach Baltimore, Philadelphia oder New York zu reisen und eine passende Stellung zu finden, denn unter uns waren sechs Handelsreisende, ein Chirurg, ein relegirter Student (nämlich der Schnapssäufer, für den ich leiden mußte), ein Bierbrauer und Buchdrucker.

Aber leider sollte es anders werden. Bei schlechter ungesunder Kost mußten wir schwer arbeiten, die Cholera brach auch hier aus und forderte viele Opfer, und als ein Monat und vier Tage verflossen waren, gerade als unser Zahltag sein sollte, gingen die Kontraktoren durch und ließen uns das Nachsehen. Der arme Kostwirth, der uns die ganze Zeit gefüttert, war ebenfalls betrogen, nahm uns in Selbsthülfe, was er nehmen konnte, und mußte ich am Ohio-Kanal meinen treuen Freund, das Felleisen, welches ich durch Deutschland, die Schweiz, Frankreich und Holland und nach Amerika trug, zurücklassen, weil ich nichts mehr darin zu tragen hatte.

Eine alte Jacke, schlechte Hosen, Hemd und krumm getretene Schuhe waren alles, was mir der Kostwirth übrig ließ. In der Tasche war vollkommen Ebbe, und arm wie Lazarus wanderte ich trübselig nach Pennsylvanien zu. Da ich gar kein Englisch verstand, und die Bevölkerung an meiner Straße bis York County nur Englisch sprach, so spielte schon am ersten Tag meiner Reise der Hunger keine kleine Rolle, und da meine Fußbekleidung erbärmlich war, und da forwährend Regen und Schnee fiel, so ging das Reisen gar langsam und hatte ich in dem ersten Tag kaum acht Meilen zurückgelegt.

Als es zu dunkeln begann, kam ich bei einer Mühle an, vor welcher ein Neger sich an einem Wagen zu schaffen machte. Ich redete ihn folgenderweise an: Can I slip with you thiſ night? Der Neger lachte über mein treffliches Englisch, sagte etwas

von Old Lady, was ich aber nicht verstand, und da er aus mir und ich aus ihm nichts weiteres herausbringen konnte, so eilte er ins Haus, und bald darauf kam eine alte Dame unter die Thüre und fragte, what you want? Gleich war ich mit meinem Englisch wieder bei der Hand und wiederholte was ich dem Neger gesagt, can I slip with you this night? Die alte Dame lachte so laut über mich, daß noch mehrere der Hausbewohner herbei kamen und ich eine bedeutende Angst bekam und eben weiter wollte, als mich die Dame, die kaum aus dem Lachen kommen konnte, in Deutsch folgendermaßen anredete:

Sie: Du bist ein Deutscher?

Ich: Ja Madame!

Sie: Woher kommst du bei so schlechtem Wetter?

Ich: Madam, ich komme vom Ohio-Kanal, wo ich einen Monat lang gearbeitet habe, als der Zahltag kam, ging mein Arbeitgeber durch, und mein Kostgeber nahm mir alles, was Werth für ihn hatte.

Jetzt sprach sie mit ihrer Umgebung wieder Englisch, dann wandte sie sich mit der Frage an mich: Wo hascht du gearbeitet vorher? Ich antwortete, am Kanal bei Reading, von wo aus ich durch Schwindler an den Ohio-Kanal gelockt wurde.

Sie: Kennst du Leute in Reading?

Ich: Ja, ich kenne den Buchdrucker John Ritter, den Mister Mehsler, den Mister Lauer, den Pfarrer Mühlenberg, den Pfarrer Müller.

Sie: So, so! Well du magst herein kommen und bei uns übernachten.

Ich ließ mir dieses nicht zweimal sagen, trat ein und saß bald in der Küche am wärmenden Ofen und bei einem höchst frugalen Nachtessen. Wer war glücklicher als ich! Ein Neger wies mir später ein Zimmer und ein sehr gutes Bett an, in dem ich wie ein Prinz schlief, ohne Sorge was der nächste Tag bringen werde. In aller Frühe weckte mich die Glocke, ich zog mich schnell an und begab mich vor das Haus an den laufenden Brunnen, um mich wie im Lande gebräuchlich zu waschen. Eine Negerin brachte mir ein Handtuch, und als ich gehörig gereinigt und erfrischt war, begab ich mich wieder in die Küche,, wo ich mich mit den Dienstboten zum Frühstück setzen durfte und gehörig zugriff. Eine alte Negerin die bei Tisch saß, deutete mir durch Zeichen an, daß ich nach dem Essen zur Lady müßte für good by zu sagen. Das versteht sich von selbst, dachte ich, daß man für so freundschaftliche Aufnahme danken muß, und klopfte bald nach der Mahlzeit am Nebenzimmer an. Es wurde geöffnet und dort fand ich die Herrschaft ebenfalls beim Frühstück. Es waren nämlich die alte Dame, ein junger Mensch von 10 bis 12 Jahren und zwei Mädchen von 16 bis 20 Jahren. Ich schritt auf meine Wohlthäterin zu und dankte ihr recht innig für das Gute, was sie mir gethan, und versprach, sie niemals zu vergessen. Der Alten traten die Thränen in die Augen und sie erzählte mir, daß sie als Kind von zwei Jahren mit ihren Eltern aus der Pfalz nach Amerika gewandert sei. Sie habe mit ihren Eltern lange bei Reading gewohnt und es hätte sie gefreut, daß ich Leute von da genannt hätte, die sie genau kenne. Sie ersuchte mich, Platz zu nehmen, und sprach einige Worte mit dem jungen Mann, der sich darauf aus dem Zimmer begab, aber bald mit einem Neger wieder zurückkam, der einen Sack trug, worin sich eine noch gute Jacke, zwei Hemden, und ein Paar Wollhosen und eine Weste befanden, die mir die alte Dame zum Geschenk machte. Die Kinder oder Enkel wollten nicht in der Wohlthätigkeit zurückbleiben und jedes gab mir einen halben Dollar, auch der Neger schenkte mir noch ein Paar ganz gute Schuhe, und dankbar verließ ich das Haus.

Das Wetter war über Nacht bedeutend besser geworden; ich hing meine alten Schuhe, mit denen ich nicht mehr fortkommen konnte, an die Fenz, die am Wege hin-

lief, zog die neuen an und marschirte sorglos weiter.

Ich will meine Leser nicht weiter mit den Ereignissen, die auf meiner ferneren Reise vorkamen, aufhalten und nur sagen, daß ich mich wie ein echter Handwerksbursche durchgefochten und nach fünf Tagen glücklich und wohlbehalten, doch mit total leerer Tasche, wieder in Reading ankam und freundlich bei meinem früheren Kostgeber zum Uebernachten eingeladen wurde.

Der Winter trat jetzt mit seiner ganzen Härte ein, und war daher am Kanal keine Beschäftigung zu finden. Ich war nach Reading gegangen, um dort irgendwo als Hausknecht oder sonstwie Beschäftigung zu finden, doch waren alle meine Bemühungen umsonst, nicht einmal für Kost und Logis wollte man mir Arbeit geben. Jetzt war guter Rath wieder theuer, und traurigen Schrittes ging ich der deutschen Herberge (Wilhelm Tells Hotel, jetzt Berks County House) zu, wo ich einige Landsleute traf und unter ihnen einen Apotheker namens Serta, der mit mir über das Weltmeer kam und nicht wenig über mein jämmerliches Aussehen erstaunt war.

„Ich habe nicht nöthig zu fragen wie es dir geht", sagte er, „denn du siehst aus, als ob du Hunger hättest und nichts zu essen, Durst und nichts zu trinken."

Richtig errathen, gab ich ihm zur Antwort, und erzählte ihm meine Leidensgeschichte seit meiner Ankunft in Philadelphia, bis auf den Augenblick. Als ich geendet, machte er mir den Vorschlag, mit ihm in Geschäftsverbindung zu treten, und da mein Freund auch aussah, wie einer, dem es überall fehlt, so war ich neugierig zu erfahren, welchen Geschäftszweig er betreibe. „Ich bin Hausirer", sagte er, „verkaufe Rasirmesser, Pillen, Schuhbänder, Goldtinktur, Seife, Schwefelhölzer, Schnupftabak usw. Siehe, dort steht mein Kasten, in dem sich mein Waarenlager befindet. Den nehme ich auf den Rücken und wandere von Farm zu Farm, bis ich alles verkauft habe. Dann komme ich zurück nach meiner Station Reading, bezahle meinen Freund Meyer Siegel, der mir die Waaren geborgt hat, bekomme wieder neuen Kredit und habe immer noch eine Kleinigkeit übrig. Nun wenn du Antheil an dem Handel nehmen willst, so wollen wir die Waaren, wenn wir unsern jetzigen Stock verkauft, bei Herrn Steiner in Philadelphia en gros nehmen, dann Wagen und Pferd anschaffen und das Land nach allen Richtungen durchziehen, und werden besonders mit dem Tauschhandel bedeutend gewinnen."

„Das wäre alles recht, lieber Freund", erwiderte ich, „aber du weißt ja doch, daß ich keinen Cent in der Tasche habe. Wie kann ich Antheil nehmen an dem Geschäft?"

„Nichts leichter als das", antwortete mir mein leichter Freund, „wir gehen zu Freund Meyer Siegel, sagen ihm, daß wir zusammen in Geschäftsverbindung getreten sind, und unterschreibst du den Schuldschein von 60 Dollars, den ich ihm für die Waaren, die dort stehen, gegeben habe. Du weißt, wir hatten eine Zeit lang schlechtes Wetter, da konnte ich nicht hinaus auf den Handel und so konnte ich Siegel kein Geld geben."

Ich willigte in die Geschäftsverbindung, Siegel gab uns noch Waaren, und ich kaufte mir einen Korb mit Tragriemen und Wachstuch, und am andern Morgen war ich schon auf der Handelsreise und hatte meinen Korb in wenigen Tagen leer. Mein Partner dagegen war faul und blieb hinter dem warmen Ofen sitzen, und als er erst nach Wochen seine Waaren bis auf weniges verkauft, blieb nicht soviel übrig, um Freund Siegels Forderung zu bezahlen. Da der Frühling allmählich herankam, und ich Aussicht auf Arbeit sah, so schlug ich meinem Compagnon vor, die Geschäftsverbindung aufzulösen und die Schulden zu vertheilen. So geschah es und war abermals ein Hoffnungsstern für mich dahin.

In dieser traurigen Lage, in welcher ich mich befand, beschlich mich wieder das Heimweh, und ganz muthlos ging ich vor der

Herberge auf und ab. Da sah ich drei derbe junge deutsche Gestalten munter und fröhlich die Penn-Straße herab kommen. Einer derselben, als sie bei mir ankamen, frug mich recht höflich, ob ich nicht ein deutsches Gasthaus wüßte, wo sie einige Tage ordentlich logiren und einmal wieder eine deutsche Suppe bekommen könnten. Ich empfahl ihnen das Wilhelm Tell Hotel, in welchem ich selbst logirte, da wären sie gut aufgehoben und könnten auf Verlangen jeden Tag Suppe erhalten. Der Sprecher lud mich dann freundlich ein, mit ihnen in die Wirthsstube zu kommen und einen auf die Lampe zu gießen, was ich mir auch nicht zweimal sagen ließ. Mit Vergnügen nahm der Wirth die kräftigen und wohlgekleideten jungen Männer auf. Während des Gesprächs erfuhr ich, daß die jungen Männer in einer Fabrik bei Boyertown, ungefähr acht Meilen von Reading, als Schlosser beschäftigt seien, daß es ihnen recht gut ergehe und sie sich nicht nach Deutschland zurückwünschten. Sie seien nach Reading gekommen, um sich auf dem Frühlingsmarkt, der morgen beginne, lustig zu machen, und ich sei, sagte der Sprecher, freundlichst eingeladen, mit ihnen das Vergnügen zu theilen, denn ich sehe ja aus, als sei ich schon lange nicht mehr in gutem Humor gewesen. Der freundliche junge Mann war kein anderer als der jetzt noch in Philadelphia wohnhafte, geachtete Fabrikant Herr Martin Stephan, der mir, als er mein Schicksal erfuhr, Muth zusprach, und nie werde ich die drei schönen Tage vergessen, die wir mit einander in Reading verlebt.

(An dieser Stelle fehlt ein Zeitungsausschnitt.)

Das Wetter wurde nun mit jedem Tag gelinder, und da ich erfuhr, daß man bald wieder Leute am Kanal anstellen werde, wandte ich mich an einen Kontraktor, einen geborenen Elsässer, der mir auch sogleich Arbeit gab. Ich wurde nach Robinson Township, Berks County, geschickt, um dort auf einem hohen Berge, die seit der Erdumwälzungs-Periode oder Sündflut hier liegenden furchtbaren Felsenstücke zu sprengen. Dort fand ich wieder einige der Lateiner, die mich auch sogleich mit einem „Hurrah für den Pfarrer" begrüßten. Den Berg nannte man zu jener Zeit den Schlangenberg, wegen der außerordentlichen Menge Schlangen aller Art, die sich dort aufhielten, und es kommt mir heute noch wie ein Wunder vor, daß von den 16 Arbeitern, die in dem wüsten Gestrüpp daselbst beschäftigt waren, kein einziger bebissen wurde. Wir tödteten eine Menge, ich selbst habe während der drei Monate, die ich auf dem Berg zubrachte, mehr als 40 getödtet, und doch schienen sie sich nicht zu vermindern, bis uns der Farmer, bei dem wir logirten, den guten Rath gab, seine Schweine des Morgens mit auf den Berg zu nehmen. Diese räumten dann gehörig auf, und es war eine große Freude für uns zuzusehen, wie die Schweine so geschickt die Schlangen fingen und als eine Delikatesse bis auf den Kopf und Schwanz gierig verzehrten.

Da wir in jener Gegend ziemlich von der Welt abgeschlossen waren und uns an Sonntagen außerordentlich langweilten, kamen meine Kollegen auf den Gedanken, ich sollte wieder predigen, sie wollten einen passenden Platz aufsuchen und für Zuhörer sorgen. Dadurch, meinten sie, bekäme man dann Menschen zu sehen und der langweilige Sonntag werde verkürzt. Auch meinten sie, ich könnte mir einige Dollars verdienen, und ihnen daneben eine Gefälligkeit erweisen. Endlich kam ich ihren vielen Bitten nach, verschaffte mir Papier und Schreibzeug und fing an, einige Themata auszuarbeiten, über die ich predigen wollte.

Von unserm Kostwirth, einem Quäker, erfuhr ich, daß in jener Nachbarschaft die Battleaxes- (Streit-Axt-) Sekte, zur Schande der dortigen Bewohner, außerordentlich zunehme. Ihr Glaube sei, daß wir Menschen dahin gehen müßten, wohin uns die Liebe zieht, und alles, was die Liebe eines der Mitglieder von dem andern verlange,

müsse ihm baldigst von dem andern gewährt werden. Frauen und Männer, Mädchen und Jünglinge hätten in ihren Forderungen gleiches Recht, das empfehle die Bibel und das neue Testament. Ferner lehrten sie, daß man bei den Gottesverehrungen nur erscheinen dürfe, wie der Schöpfer uns geschaffen, im Adam'schen Kostüm, und derartigen unmoralischen Unfug mehr. Die Leute, welche sich dieser neuen Sekte anschlossen, und deren Zahl sich in den untern Townships von Berks County und Ober-Montgomery County schon auf Hunderte belief, trieben das Skandalöseste, was nur gedacht werden kann. Im Namen Gottes geschah alles das, denn nur dadurch werde die wahre freie Liebe gegen einander bezweckt.

Die Gründer und Hauptanführer dieser Sekte waren ein gewisser Stoffelbein und eine gewisse Frau Williamson; doch war ihr wüstes Treiben von nicht langer Dauer, denn mehrere Farmer aus der Gegend, welche dasselbe nicht mehr ansehen konnten, klagten bei dem Gericht von Berks County, welches durch eidliche Aussagen Herrn Stoffelbein und Mrs. Williamson verhaften ließ, und kamen bei dem Verhör solche Abscheulichkeiten ans Licht, daß die Verführer der leichtgläubigen Landbewohner, Herr Stoffelbein zu fünf und Frau Williamson zu sieben Jahren Gefängnißstrafe verurtheilt wurden. (Im Readinger Adler vom Jahr 1833 oder 34 sind die Gerichtsverhandlungen zu lesen.)

Meine erste Predigt hielt ich in einem Schulhaus, die zweite in einer großen, schön geschmückten Scheuer, die dritte in einer Kirche. Meine Vorträge waren immer zahlreich besucht, besonders da es bekannt wurde, daß ich gegen das unmoralische und unchristliche Treiben der Battleaxes so derb loszog.

Mit dem Predigen und der Arbeit im Steinbruch hatte ich mir ein Sümmchen zusammen gespart und hoffte ich, wenn die Winterzeit wieder herankäme und ich keine Arbeit hätte, nicht wie im letzten Jahre wieder Noth leiden zu müssen. Da ergriff mich plötzlich ein böses Fieber so hart, daß es meine Kameraden für nöthig fanden, mich nach Reading zu bringen, weil in jener Gegend kein Arzt zu finden war. In Reading lag ich mehrere Wochen schwer krank. Während meiner Krankheit und Verlassenheit besuchte mich oft mein früherer Waarenlieferant, Herr Meyer Siegel, ein Jude, der mir mehr Gutes erwies, als alle meine christlichen Freunde zusammengenommen, und kann ich wohl behaupten, daß ich nur durch seine Mithülfe am Leben blieb. Er verschaffte mir einen guten Arzt, ließ die Recepte in der Apotheke anfertigen, sorgte dafür, daß ich meine Medizin pünktlich bekam, erheiterte mich durch angenehme Unterhaltung und sprach mir Muth zu.

Als ich wieder genesen war und ausgehn konnte, hatte ich keinen Dollar mehr in der Tasche, und rieth mir Freund Siegel, der leider jetzt in kühler Erde ruht, ich sollte die schwere Arbeit am Kanal und im Steinbruch aufgeben, nach Philadelphia gehen und mich dort in einer Buchdruckerei oder sonst nach einer leichten Arbeit umsehen, da ich jetzt viel zu schwach sei, um harte Arbeit zu verrichten. Aber wo Reisegeld hernehmen, frug ich den guten Menschen. Dafür laß mich sorgen, war seine Antwort. Am nächsten Morgen kam er in mein Logis und gab mir zwei Dollars, ein halber Dollar, sagte er, kommt von mir, die anderen drei sind von den Freunden Heitzmann, Aben und Böhringer, dein Kostgeld ist bezahlt, nun packe dein Bündel und reise Philadelphia zu. Mit Thränen nahm ich Abschied von dem guten Menschen, und danke ich der Vorsehung, daß es mir später gegönnt war, demselben noch vergnügte Tage zu bereiten.

Meine zwei Hemden, eine Weste und ein Paar Beinkleider nebst einem großen Keil Brot und einem Stück Schinken, welche mir meine Kostwirthin zum Geschenk gab, waren bald in einem Bündel gepackt, und beschloß ich über Kutztown, Allentown, Easton und

Doylestown nach Philadelphia zu gehen, da ich hoffte, in einer Buchdruckerei dieser Stadt Beschäftigung zu finden. Obschon ich langsam die Straße hinwanderte, wurde ich doch bald müde und mußte oft ausruhen, doch erreichte ich noch spät am Abend das Städtchen Kutztown. Bis hierher hatte ich von meiner Barschaft noch keinen Cent ausgegeben, jetzt aber mußte die Kasse angegriffen werden, denn ich mußte ja wegen meiner Schwächlichkeit in einem Wirthshaus übernachten und das Schlafgeld bezahlen.

Ich kehrte in einem der ersten Wirthshäuser, das mir zu Gesicht kam ein, wo mir der Wirth sehr freundlich entgegen trat. Als ich nicht sogleich vor den Trinkschank ging, um einen auf die Lampe zu gießen, wie das bei Reisenden der Brauch ist, sondern mich still in eine Ecke drückte, kam der Wirth auf mich zu und frug, ob ich krank sei, ich sähe so blaß aus, und woher ich käme. Ich beichtete dem Neugierigen mein Elend und gestand ihm, daß ich nur das Nachtlager bezahlen könne, auf das Essen müßte ich verzichten. „Well", meinte der gutmüthige Mann, „wenn du krank bist und arm, brauchst du bei mir a ken Schlofgeld zu bezolhe", und entfernte sich, bald aber kam er wieder und sagte: „Geh naus in die Küch, die Weibsleut werde dir en warme Kaffe un ebbes zu esse gebe, en armer Kranker soll bei mir keine Noth leide." Nachdem mir der brave Wirth noch ein frugales Frühstück unentgeltlich zukommen ließ, nahm ich mit Dank von den guten Leuten Abschied und wanderte Allentown zu, welche Stadt ich spät am Abend erreichte.

Hier fand ich aber nicht den freundlichen Wirth und das Glück, unentgeltlich wohnen und essen zu können; ich mußte für mein Nachtlager und Frühstück 50 Cents bezahlen, doch muß ich erwähnen, daß beides ausgezeichnet war. Sobald ich mein Frühstück genossen hatte, eilte ich in die deutsche Buchdruckerei des Herrn Blumer, in der Hoffnung dort Beschäftigung zu finden, aber weder bei ihm noch in einer englischen Buchdruckerei konnte ich dieselbe erhalten. Von einem Viaticum (Wegegeld), wie es bei den Druckereien in Europa damals gebräuchlich war, wußte man in Amerika nichts, doch erhielt ich von einem jungen Mann namens Leisering, der in Blumers Druckerei beschäftigt war, ein 11 Pensstück und von Herrn Kunst, einem Deutschen, der die ersten Stereotyp-Platten in Amerika goß, einen viertel Dollar.

Von Allentown wandte ich mich auf Bethlehem, Easton, Doylestown, aber nirgendwo konnte ich mit meinem erlernten Geschäft oder sonst wie Arbeit finden.

Meine einzige Hoffnung war nun auf Philadelphia gerichtet, wo ich ja einige Freunde hatte, durch deren Vermittlung ich Beschäftigung zu bekommen hoffte. In Doylestown wurde meine Barschaft bis auf acht Cents reduzirt, obschon ich sehr sparsam war und einige Nächte in den Scheunen der Bauern mein Logis nahm. Freund Moritz Löb, der berühmte Morgenstern-Herausgeber, war damals noch nicht in Doylestown, sonst würde ich gewiß bei ihm gute Aufnahme gefunden haben.

Es war in den letzten Tagen des Monat August 1833, als ich gegen Abend das Städtchen Germantown erreichte, und nahm ich mir vor, noch an diesem Abend nach Philadelphia zu gehen, wo ich hoffte, daß mir mein alter Kostwirth Ziegler Quartier geben würde. Obschon ich an diesem Tag keine große Reise gemacht, ging es doch sehr langsam, denn ich hatte den ganzen Tag hindurch nichts als Aepfel genossen, die damals massenhaft an den Bäumen neben der Straße zu finden waren. Kaum war ich eine Meile weit von Germantown entfernt, als ich ein schweres Gewitter heranziehen sah. Ich nahm meine ganzen Kräfte zusammen, um wo möglich noch an diesem Abend Philadelphia zu erreichen. Aber umsonst, es wurde immer finsterer, die Donner brüllten, immer stärker zuckten die Blitze, der Regen fiel jetzt in Strömen, und halb in Verzweiflung hielt ich mich an einer Fenz

fest, die an der Straße stand, denn zu dem Donner, Blitz und Regen kam auch noch ein furchtbarer Wind. So stand ich eine Zeit lang und glaubte, in jeder Minute zusammen brechen zu müssen und elend umzukommen. Da erleuchtete ein greller Blitzstrahl meine Umgebung, und ich erblickte nicht weit von mir ein Haus mit einem Withsschild, und mit dem Ausruf: „Gott sei mir gnädig", tappte ich im Finstern dem Hause zu, das mir der Blitz gezeigt, und erreichte es glücklich Ich trat ein; es waren eine Anzahl Gäste darin, die dort gegen das schlimme Wetter Schutz gesucht und die mich armen, durchnäßten Teufel, mit meinem Bündelchen unter dem Arme, mit Bedauern betrachteten.

Wie freudig war ich aber überrascht, als ich den Wirth und die Gäste Deutsch sprechen hörte. Ich ging an den Schenktisch und ließ mir einen kleinen Whiskey geben, der zu jener Zeit zwei Cents kostete. Der Wirth fragte mich, woher ich komme und wohin ich wolle bei dem schlimmen Wetter. Ich erzählte ihm kurzgefaßt meine Reise von Reading, und daß ich nach Philadelphia wolle, wo ich Beschäftigung zu bekommen hoffe. Ich sei ganz ohne Mittel und er werde mir wohl erlauben, auf seinem Heustock zu übernachten. Die anwesenden Gäste, welche meine Unterredung mit dem Wirth gehört, schienen mein Schicksal zu bedauern. Einer derselben kam auf mich zu und gab mir einen viertel Dollar, die andern folgten seinem Beispiel und gaben mir einige Cents. Später sah ich denjenigen, welcher den Anfang zur Kollekte machte, öfters, mit einem Bündel Leder auf dem Rücken, das gelbe Wirthshaus an der Township Line von Philadelphia nach Germantown passiren und erfuhr, daß sein Name Leonhardt Benkert sei und daß er das Schuhmachergeschäft in Germantown betreibe.

Das Gewitter hatte aufgehört und die deutschen Männer, die in dem Wirthshaus Schutz gesucht und theils in Rising Sun, theils in Germantown wohnten, entfernten sich. Ich bat nun den Wirth, mir zu erlauben, auf seinem Heustock zu übernachten, und wollte ich ihm gerne am andern Tag dafür Arbeit verrichten. „Ne sell geht net", erwiderte der Wirth, ein Deutsch-Pennsylvanier namens Weber, „du guckst net aus wie en Trämp (Umhertreiber, Strolch), du magst dich in en Bett legen." Er nahm ein Licht und brachte mich in ein Zimmer, wo ich ein gutes Bett fand. Da es sehr warm war, zog ich meine durchnäßten Kleider aus und hing sie zum Trocknen umher, und begab mich zur Ruhe.

Schon früh am nächsten Morgen verließ ich mein Lager, das mich außerordentlich gestärkt hatte, und eilte hinab in die Wirthsstube. Dort fand ich bereits Herrn Weber beschäftigt. Ich bat ihn, mir nun Arbeit anzuweisen, damit ich meine Schuld abtragen könne, und wäre ich ihm für das gute Nachtquartier zu vielem Dank verpflichtet. „Never meind", sagte Herr Weber, „erst nemm dei Bräkfest (Frühstück), nachher will ich dir Aerwet (Arbeit) gewe." Die Frühstücksglocke erklang, ich wurde zum Essen eingeladen, und da ich seit mehreren Tagen nichts Ordentliches, Warmes genossen, so kann man sich denken, mit welchem Heißhunger ich zugriff, besonders da ich durch Frau Weber ermuthigt wurde, tüchtig zuzulangen. Nach dem Essen wies mich Herr Weber an, den Vorplatz vor dem Wirthshaus zu reinigen, alsdann die Fenzen, welche der gestrige Sturm umgerissen, wieder aufzustellen usw. Mit großem Vergnügen und Eifer versah ich das Geschäft, und da Weber sah, daß ich sehr willig war, sagte er nach dem Mittagessen zu mir: „Well, Louis, wenn du ke Aerwet hoscht, so kannscht en Zeit lang bei mir als Hausknecht bleibe, bis du ebbes besseres findst." Höchst dankbar nahm ich das Anerbieten an, und schätzte mich glücklich, ein ordentliches Obdach und gute Nahrung gefunden zu haben.

Da es um jene Zeit im Innern Pennsylvaniens noch keine Eisenbahnen gab, kamen die Bauern zahlreich mit ihren großen

Frachtwagen aus den obern Counties, wie Montgomery, Berks, Schuylkill und Lebanon County, die Germantown Road entlang und hielten bei unserm Wirthshaus an, da sie wußten, daß sie hier für ihre Pferde vorzügliches Wasser bekommen konnten. Als Hostler (Hausknecht) mußte ich die Thiere tränken, während sich die Bauern in die Wirthsstube begaben, um für zwei Cents Whiskey oder ein Pint Apfelwein (Cider) für zwei Cents zu genießen. Ich erhielt dann ein Trinkgeld von zwei bis drei Cents, wodurch ich nach und nach in den Stand gesetzt wurde, mir Strümpfe und Schuhe anzuschaffen, denn ich war, wie der Pennsylvanier sagt, „ganz erbärmlich heruntergerissen."

Glücklicher fühlte ich mich, als mein Brotherr mich bat, wenn nichts besonders Wichtiges im Hause zu thun sei, seine Kinder Deutsch lesen und schreiben zu lehren, denn er wolle sie durch Pfarrer Bibighaus in der reformirten Kirche in der St. John-Straße in Philadelphia deutsch konfirmiren lassen. Da ich schon in meinem fünfzehnten Jahre in Deutschland Schulmeisterei trieb, so nahm ich mit Freuden das Anerbieten an, und kaum waren 14 Tage verflossen, so buchstabirten meine Zöglinge, ein Knabe und ein Mädchen, schon zu meiner größten Zufriedenheit, und nach weiteren 14 Tagen, lasen die Kinder den Eltern, die sehr religiös waren, leichte Stellen aus der Bibel vor. Die Hausfrau war so vergnügt darüber, daß sie mir aus Dankbarkeit am nächsten Samstag ein schönes Hemd und Halstuch zum Geschenk machte.

Um diese Zeit kam jeden Tag gegen Abend ein alter Deutscher namens Groß in unsere Wirthschaft, und hatte derselbe von meinem Brotherrn die Erlaubniß, auf dem Heustock zu übernachten. Man erzählte mir von diesem Sonderling, er sei in der französischen Revolution der neunziger Jahre in Lyon öffentlicher Ankläger gewesen, sei nach derselben nach Amerika geflüchtet, habe in Lancaster, Pennsylvanien, sich als Schuhmacher etablirt, und als er sich etliche Tausend Dollars gesammelt, habe ihn die fixe Idee ergriffen, den Sonderling und großen Philosophen zu spielen. In Philadelphia miethete er ein Haus, stattete ein Zimmer mit alten Büchern aus und spielte den großen und reichen Gelehrten, indem er einen langen Bart und einen langen Talar trug und flott lebte. Er machte Aufsehen genug, aber bald war die Kasse leer, die Wirthe wollten dem Feinschmecker nichts mehr borgen und nach und nach mußte ein Stück Möbel und ein Buch nach dem andern verkauft werden.

Sein Kostwirth erdachte nun, um wieder zu seinem Geld zu kommen, folgendes. Derselbe hatte ein Hotel in der Nähe von Rising Sun; der Philosoph mußte nun eine Höhle in der Nachbarschaft beziehen und den Einsiedler spielen, der nur von Kräutern und Wurzeln lebte. Nachts, wenn alles still war, schlich sich der edle Einsiedler nach dem Hotel, wo er gefüttert wurde und schlief. Dieser Humbug zog; Hunderte besuchten die Höhle, nicht bloß von Philadelphia, sondern auch von Baltimore, New York und Washington, um den Wundermann zu sehen, der ihnen wahrsagte und Wundermedizin verkaufte. Drei Monate dauerte der Spaß, da betrank sich der Herr Einsiedler und wurde von den Besuchern als ein elender Humbug erkannt und verspottet.

Da nahm sich Herr Wilhelm Horstmann Senior des alten deutschen Narren an, ließ ihn rasiren und den Talar ablegen und miethete ihm eine Stube, wo er Schuh flicken sollte. Aber Groß war allzusehr an das Nichtsthun gewöhnt; er trieb sich überall umher, bis er als Vagabund aufgegriffen und ins Armenhaus gebracht wurde, wo er starb. Groß war eine handelnde Person in den furchtbaren Scenen der französischen Revolution gewesen, und gab von denselben höchst lebhafte und ergreifende Schilderungen.

* * *

Aus meinem Leben.

Man mag es glauben oder nicht; die harmlose Zeit, wo ich den Hausknecht und Hauslehrer in einer Person bei meinem deutsch-pennsylvanischen Wirth Weber machen mußte, war dennoch eine glückliche, an die ich noch oft mit Vergnügen zurückdenke. Wir hatten im Oktober einen sehr zahlreichen Besuch von pennsylvanischen Bauern; es gab viel zu thun, aber auch so viel Trinkgelder, daß ich imstand war, mich mit ordentlichen Winterkleidern zu versehen. Eines schönen Tages hatte ich auch das Vergnügen, einige bekannte Bauern aus Robinson Township, wo ich früher gepredigt hatte, anfahren zu sehen. Ich tränkte ihre Pferde und im Abfahren reichte mir einer ein Trinkgeld von zwei Cents, und als er mir ins Gesicht sah, rief er plötzlich „Ei mei Gott, bischt du net der deutsche Pfarrer, der bei uns gepredigt hot?"

Als ich mich zu erkennen gab, hatten die Bauern eine große Freude, mich wiederzusehen, bedauerten aber, daß ich es vom Pfarrer nicht weiter als zum Hausknecht gebracht, beschenkten mich aber mit einem viertel Dollar, was damals als Trinkgeld eine große Summe war, und versprachen, so oft sie vorbeikämen, bei mir einzukehren. Ich sah die Leutchen wieder als ich Herausgeber des Demokrat war und eine Erholungsreise in die Berge von Robinson Township machte, wo ich von ihnen auf das freundlichste aufgenommen wurde.

Da es damals von Philadelphia bis zu meiner Hausknechtstelle ein schöner Spaziergang war, so kehrten besonders an Sonntagen viele Leute bei uns ein. Ich mußte dann als Barkeeper agieren, und so lernten mich mehre Deutsche aus Philadelphia kennen, und kam bei gutem Wetter ein gewisser Herr A. Freiburger regelmäßig. Dieser gute Mann, mit dem ich mich sehr oft unterhielt, befragte mich eines Tages, wo ich geboren, wie lange ich im Lande sei, ob ich auch in Europa gewandert und welches Geschäft ich erlernt habe.

Als ich ihm erzählte, daß ich die Buchdruckerkunst erlernt, in Deutschland und in Frankreich gewandert und sogar ein Jahr in Paris gewesen sei, hatte er große Freude, da er als Möbelschreiner viele meiner genannten Touren gemacht, und die letzten drei Jahre vor seiner Ankunft in Amerika in Paris gewesen war. Lieber Freund, sagte er freundlich zu mir, Sie müssen eine andere Stellung haben, ich bin in Philadelphia bekannt und werde mir Mühe geben, Sie in ein passendes Geschäft zu bringen. Dieses Gespräch wurde an einem Sonntag Morgen geführt, und noch an demselben Abend kam Freiburger wieder, sagte mir, daß er die Bekanntschaft des Herrn G. Wesselhöft gemacht, welcher die Ritter'sche Buchdruckerei angekauft und bis Neujahr eine deutsche Zeitung, Die alte und neue Welt, herausgeben wolle. Wesselhöft habe meine Adresse aufgeschrieben und werde in einigen Tagen selbst zu mir kommen, um mich als Drucker zu engagieren.

Es war im Anfang des Monats November 1833, als ein stattlicher Herr auf unser Wirthshaus an der Township Line zugeschritten kam; er frug nach mir und gab sich als Buchdrucker Wesselhöft zu erkennen. Nachdem er mich über meine Leistungen in der Buchdruckerkunst, und wo ich überall in Europa konditionirte befragt, und es ihn besonders nach meinem Bericht freute, daß ich mich bei den Freiheitsbewegungen in Deutschland betheiligt hatte, versprach er, mich mit wöchentlich sechs Dollars Gehalt in sein Geschäft zu nehmen, und müsse ich die Stelle sobald als möglich antreten. Ich nahm das Anerbieten dankbar an, Herr Wesselhöft traktierte mich mit einem Pint trefflichen Ciders für zwei Cents und einer exzellenten Cigarre für einen halben Cent, worauf er sich freundlich verabschiedete.

So froh ich war, wieder in mein erlerntes Geschäft treten zu können, so gab mir doch der Gedanke, mich von der guten Weber'schen Familie trennen zu müssen, eine sehr unruhige Nacht, und als ich am nächsten Morgen dem guten Weber sagte, daß ich ihn verlassen werde, zitterte meine Stimme, und auch er wurde traurig, besonders aber waren es meine Zöglinge, seine Kinder, die mein Weggehen tief betrübte.

Als ich nach Philadelphia kam, kehrte ich zuerst mit meinem Bündel in dem Gasthaus des Herrn Conrad Neumann, damals 111 Race-Straße zwischen der Dritten und Vierten Straße, ein, das mir durch Herrn Freiburger und Wesselhöft empfohlen war, und wurde ich dort nach meiner Anfrage als Kostgänger für 2½ Dollars wöchentlich aufgenommen. Nachdem ich meine Habseligkeiten in das mir angewiesene Zimmerlein gebracht, in welchem drei andere junge Leute wohnten, begab ich mich in die Buchdruckerei No. 9 Bread-Straße, wo ich von Herrn Wesselhöft und dessen einzigem Gehülfen, Herrn Wilhelm Radde (der als bekannter Buchdrucker noch in New York lebt), auf das freundlichste empfangen wurde. Nach kurzer Berathung wurde beschlossen, sofort am nächsten Morgen fleißig an die Einrichtung der Druckerei zu gehen, damit die Alte und neue Welt unfehlbar am 1. Januar 1834 erscheinen könne. Herr Wesselhöft erzählte mir dann mit großem Vergnügen, daß er schon 124 Abonnenten in Philadelphia gesammelt habe, auch aus dem Innern von Pennsylvanien waren ihm schon Bestellungen zugekommen.

Herr Pastor Walz, ein höchst gebildeter Mann aus Carlsruhe, der schon mehrere Jahre als lutherischer Prediger und Lehrer in Pennsylvanien gewirkt habe, und der englischen Sprache vollkommen mächtig sei, werde die Redaktion der Zeitung übernehmen, und er hoffe, daß eine Wochenzeitung, in guter deutscher Sprache redigirt, Anklang finden werde.

Ich stimmte ihm vollkommen bei, denn seit dem Eingehen des Deutschen Correspondenten von Herrn Ritter in der Zweiten Straße nahe Callowhill, der wegen Mangel an Subskribenten einging, war seit Jahren keine deutsche Zeitung, außer dem Readinger Adler, in Pennsylvanien, in welcher die deutsche Sprache ordentlich gepflegt wurde. Außer dem traurig redigirten deutschen Wochenblatt Telegraph hatte Herr Wesselhöft keine Opposition, und diese Zeitung lag in den letzten Zügen. Nachdem die zweite Nummer der Alten und neuen Welt erschienen war, hatten wir bereits 350 Subskribenten, eine Anzahl, wie sie noch nie zuvor eine deutsche Zeitung in Philadelphia hatte.

In dem Neumann'schen Hotel, dem Hauptuartier der Deutschen, versammelten sich fast allabendlich mehrere junge Deutsche, die in der Nachbarschaft in Logis waren. Ich machte bald die Bekanntschaft des Herrn Carl Wilhelm, Carl Schüllermann, Georg Doll, Lorenz Herbert, Philipp Becker, Jakob Heiner, Benedikt Kohler, L. Schmitt, alle lebenslustige grüne Deutsche. Auch Herrn Christian Halm, einen tüchtigen jungen Bäcker, der bereits in Philadelphia etablirt war, und welcher heute noch in No. 406 Green-Straße lebt, lernte ich damals dort kennen. Ich unterhielt mich mit diesem sehr belesenen Mann und großen Anhänger des talentvollen Predigers Rudolph Demme sehr gerne, und sind wir uns bis zu unserem hohen Alter stets treue Freunde geblieben.

Unter den sogenannten deutschen Spießbürgern, welche des Abends zu Neumann kamen, lernte ich den berühmten Schwertfeger Widmann, den Zuckersieder Bühler, den Zuckersieder Haas, den Pionier-Lithographen Lehmann, den Ciseleur Seger kennen. Auch der brave und wohlthätige Apotheker, der Gründer der Apotheke, die jetzt

von seinem würdigen Nachfolger Herrn Krämer in der Race-Straße geführt wird, fand sich öfters ein. Herr Wilhelm Horstmann, der noch nicht lange eine Posamentierfabrik gegründet hatte, fand sich auch manchmal des Abends bei Neumann ein.

Die Herren saßen gewöhnlich an einem für sie besonders bestimmten Tisch, wo sie sich den guten französischen Wein zu 18—25 Cents per Bouteille schmecken ließen und dann politisirten, wobei es ziemlich laut herging, denn sie gehörten zu den zwei Parteien, den Whigs und Demokraten, und war der lauteste unter allen Herr Tobias Bühler, ein enthusiastischer Whig.

In unserer Buchdruckerei wurde es jetzt immer lebendiger, denn neben Herrn Radde und mir waren nun noch Herr Schüllermann, Birk, Gronau angestellt, und später noch Herr Heinrich Schwacke, Herr Franz Schreiber und Herr Fabian. Wir vertrugen uns alle recht freundschaftlich miteinander, arbeiteten mit Liebe für unseren Brotherrn, und da die meisten von uns musikalisch und besonders Freunde des Gesangs waren, und einige ganz vortreffliche Stimmen hatten, so erklang aus der Druckerei No. 9 Bread-Straße gar manches schöne deutsche Lied, an welchem unsere ganze Nachbarschaft großen Gefallen fand.

So wie wir auf ihn, so war auch Herr Wesselhöft stolz auf seine Arbeiter und machte den Vorschlag, einen Verein zu gründen und ein Lokal zu miethen, wo wir uns wöchentlich einmal versammeln sollten, um uns durch Gesang, Deklamationen, Vorlesen u. s. w. angenehm zu unterhalten. Jeder sollte seine Freunde, die Fähigkeiten hatten, dazu einladen. Mit großem Vergnügen wurde der Vorschlag angenommen, und kaum waren zwei Wochen verflossen, war der Verein unter dem Titel Bildungsverein gegründet und ein Lokal in dem Hause, das jetzt von Herrn Schneider, in der Vine-Straße nahe der Zweiten No. 210, als Gasthaus gehalten wird, gemiethet. Bei der ersten Zusammenkunft, wo die Statuten entworfen wurden zählte der Verein bereits 18 Mitglieder, von denen jeder wöchentlich 25 Cents Auflage zu bezahlen hatte. Außer den Arbeitern der Wesselhöft'schen Druckerei und ihrem Meister, waren die Herren M. Wolsieffer, W. Beschke, Louis Smith, J. Berg, Benedict Kohler und andere, deren Namen ich vergessen, Mitglieder des Vereins geworden. Es war ein großes Vergnügen für uns alle den Versammlungen beizuwohnen, wo wir uns so angenehm unterhielten, und wurde hier auch der erste Impuls, einen deutschen Gesangverein zu gründen, gegeben.

Da, wie schon erwähnt, sich die Arbeitskräfte im Jahre 1834 in der Wesselhöft'schen Druckerei sehr mehrten, so bekam ich öfters freie Zeit, und mit Bewilligung des Herrn Wesselhöft benutzte ich dieselbe, um in Philadelphia Subskribenten für die Alte und neue Welt zu sammeln, und mich unter den deutschen Bewohnern der Stadt der Brudedliebe bekannt zu machen. Bei meiner Rundreise lernte ich den Herrn Conrad Meyer, Pianofabrikant, kennen, der mir später ein so lieber Freund geworden, und welcher heute noch, während ich dieses schreibe, in dem Alter von 87 Jahren in Arch-Straße als vielgeehrter Mann lebt. Auch die Pianofabrik des Herrn Wm. Feuering, der jetzt als hochgeehrter Greis in Camden wohnt, besuchte ich, und erhielt ich in beiden Fabriken nicht allein mehrere Subskribenten, sondern auch mehrere gebildete junge Männer als Mitglieder für unsern Bildungsverein. Ebenso hatte ich Glück in der Fabrik des Herrn Horstmann, und an andern Plätzen. Bald kannte ich, und kannten mich, die meisten gewerbtreibenden Deutschen in der damals noch kleinen Stadt Philadelphia. Ebenfalls versäumte ich nicht, an den Sonntag-Morgen die verschiedenen deutschen Kirchen zu besuchen, wo ich manche gute Bekanntschaft

machte. In großem Ansehen stand damals der außerordentlich talentvolle Kanzelredner Herr Dr. R. Demme, dessen Predigten in der lutherischen Kirche, Ecke der Vierten und Cherry-Straße, zu hören, ein Vergnügen und eine Belehrung für jeden war, mochte er zu irgend einer Konfession gehören.

Da Herr Wesselhöft einsah, daß ich ihm nützlicher als Subskribenten-Sammler, denn als Arbeiter in der Druckerei sein könnte, so ersuchte er mich in freundlicher Weise, in die deutschen Counties von Pennsylvanien zu reisen, um zu sehen, ob sich etwas für die Alte und neue Welt machen ließe. Dieses war Wasser auf meine Mühle, ich sagte zu, und nachdem mir Herr Wesselhöft Probe-Nummern eingepackt und mir etwas Reisegeld in die Tasche fließen ließ, machte ich mich sogleich per pedes apostolorum auf den Weg, und viel lustiger ging es jetzt die Ridge Road hinaus als früher.

Mein erster Anhaltspunkt war Manayunk, wo ich zuerst die Fabrik des braven und hochgeehrten Herrn Joseph Ripka besuchte. Herr Ripka war ein Deutsch-Böhme, kam als armer Webergeselle nach Philadelphia, arbeitete dort eine Zeit lang bei einem Weber in der Poplar-Straße, fing dann das Geschäft für sich an, und da seine Arbeiten so sehr gesucht waren, so sah er sich genöthigt, da ihm außerordentliche Bestellungen gemacht wurden, sein Geschäft bedeutend zu vergrößern, und erbaute sich in Manayunk die jetzt noch bestehende große Fabrik. Herr Ripka, dessen irdische Hülle jetzt in kühler Erde ruht, und bei dessen Tod mir die traurige Pflicht wurde, seinen Sarg zum Grabe tragen zu helfen, nahm mich sehr freundlich auf, unterschrieb sogleich seinen Namen als Subskribent für die Alte und neue Welt und führte mich in seine Fabrik, wo mehrere Deutsche arbeiteten, und von denen ich einige als Abonnenten erhielt.

Nun ging es Norristown zu. Norristown war damals nur ein kleines Dorf. Zwei Wirthshäuser, eine Apotheke, einige Schmiedewerkstätten, eine kleine Kirche und 30—40 Privathäuser bildeten damals die ganze Stadt. Ueberall hörte ich damals Deutsch sprechen, doch glückte es mir in dem Dörfchen nicht, auch nur einen einzigen Subskribenten zu erhalten. Da es bereits Nacht geworden, mußte ich hier übernachten, fand aber ein sehr gutes, auch außerordentlich billiges Logis. Am nächsten Tage in aller Frühe setzte ich meine Reise weiter fort und erreichte gegen Mittag das Dörfchen die Trappe, früher von den ersten Ansiedlern, den Deutschen, die Treppe genannt, wahrscheinlich weil der Weg von Philadelphia aus nach dem Ort terrassenmäßig ansteigt. Für uns Deutsch-Amerikaner besonders ist der Ort Trappe ein historischer Platz; hier wurde nämlich die erste deutsche Kirche in Pennsylvanien erbaut, hier weilte lange der große Kirchenvater Mühlenberg, hier trafen sich oft, um über religiöse Dinge zu disputiren, die gelehrten Männer, Graf Zinzendorf, die Theologen Conrad Beissel, der Gründer der Siebentäger-Sekte, sein Kollege Peter Müller, welcher später, als die Unabhängigkeitserklärung proklamirt wurde, dieselbe in sieben verschiedene Sprachen für die neue Regierung übersetzte, der Theologe Pyraculus, ein protestantischer Missionär, welcher unter den Indianern für die christliche Religion wirkte und derjenige war, welcher zuerst das Vaterunser in die Irokesen-Sprache übersetzte, Conrad Weiser, der berühmte Indianer-Dolmetscher, und fand sich auch von Zeit zu Zeit der bekannte Baron Stiegel dort ein. Hier wurde der berühmte General Peter Mühlenberg geboren. Auf dem Gottesacker daselbst ruhen nun die Gebeine des hochgeschätzten Theologen Heinrich Melchior Mühlenberg und von Peter Mühlenberg, der in dem Unabhängigkeitskrieg ein Held und General Washingtons innigster Freund war. Hier schlummert der edle deutsch-pennsylvanische

Gouverneur Franz Schunk, den das Volk von Pennsylvanien wegen seiner Treue, Redlichkeit und Sparsamkeit während seiner Amtsdauer nie vergessen wird.

Nachdem mir der freundliche Pfarrer Müller, der, als ich die Trappe besuchte, dort als lutherischer Prediger fungirte, noch einige Reliquien in der alten Kirche gezeigt, die von den ersten Ansiedlern aus dem alten Vaterland mitgebracht worden, verließ ich mit der Postkutsche, die eben vorbei kam, das Dörfchen und erreichte noch an demselben Abend Reading.

Reading war damals die zweitgrößte Landstadt in Pennsylvanien und zählte, als ich dahin kam, wie schon bemerkt, etwas über 4000 Einwohner, und hörte man daselbst nur höchst selten Englisch sprechen. Die Bevölkerung war ein ganz gemüthlicher, einfacher, aufrichtiger, ehrlicher Menschenschlag, mit welchem zu verkehren es eine große Freude war. Die Stadt hatte zwei Kirchen, eine reformirte, eine lutherische, und ein Quäker-Versammlungshaus, in welchen nur am Sonntag Morgen, und manchmal am Sonntag Nachmittag Gottesdienst gehalten wurde; Abend-Gottesdienst kannte man noch nicht. Was ist aber seitdem leider, ja leider, aus der braven Bevölkerung Readings geworden? O, laßt es mich verschweigen! Es thut meiner Seele weh, wenn ich an die alten Zeiten denke und jetzt sehe, wie die Yankees, Mucker, heuchlerischen Betbrüder, Leute, welche in den Kirchen plärren wie das liebe Vieh, die sonst so ehrliche, gutherzige Bevölkerung demoralisirt haben.

Da ich bereits in Reading etwas bekannt war, so glückte es mir bald, eine Anzahl Subskribenten für die Alte und Neue Welt zu erhalten. Der brave alte Bierbrauer Herr Georg Lauer, den ich früher öfters besuchte, sowie dessen wackere Söhne, die jetzt noch lebenden hochgeachteten Bierbrauer Georg und Friedrich, nahmen mich auf die freundschaftlichste Weise auf.

Zu meinen Subskribenten, die ich in Reading gesammelt, gehörten Herr Henry M. Mühlenberg, später amerikanischer Gesandter in Oesterreich, die Gebrüder Deininger, Herr Carl Heitzmann, Herr Pfarrer Müller, Herr Böhringer und andere, zwölf an der Zahl.

Von Reading machte ich einen Abstecher nach dem lieblichen Städtchen Kutztown, theils um den Wirth, der mich so gut behandelt hatte, zu besuchen, theils um in dem ganz deutschen Städtchen Subskribenten zu sammeln. Ich traf meinen guten Wirth gesund und wohl, der sich auch sehr freute, mich wieder zu sehen. Ich erhielt in Kutztown drei Unterschreiber, worunter Herr Pfarrer Herman. Der Weg von Reading nach Kutztown ist ein sehr romantischer, und war ich sehr erstaunt, in der Nähe von Kutztown die schönen Hügel, die sich westlich ziehen, mit Reben bepflanzt zu sehen, die bereits reiche Ernten gaben, so daß man in Reading und Kutztown die Gallone reinen leichten Isabella-Wein zu 25—30 Cents kaufen konnte. In den Wirthshäusern bekam man für einen Fip (6 Cents) ein großes Glas. Leider trat in 1850 die Rebenfäulniß ein und die meisten Bauern sahen sich genöthigt, den Weinstock nach und nach auszuhauen. Heute sind die schönen Weinhügel mit Frucht bepflanzt. Vor einiger Zeit besuchte ich einmal wieder das niedliche Kutztown, welches sich durch seine deutschen Lehrinstitute einen Namen macht. Ich kehrte in dem alten Gasthof ein, aber meinen alten Wirth traf ich nicht mehr, an seiner Stelle aber einen höchst würdigen Nachfolger, Herrn Ulrich Miller, dessen Gasthaus in nah und fern einen guten Ruf hat.

Von Reading begab ich mich über Hamburg, Orwigsburg nach Pottsville, wo das Kohlengeschäft nun im großen Aufschwung war und mehrere deutsche Familien hingezogen waren. Die Stadt Pottsville bestand damals, außer einigen wenigen Brickhäu-

fern, aus lauter Bretter- und Blockhütten, doch war man überall mit dem Bau neuer, schöner Häuser beschäftigt, und wenn am Abend die Miners nach der Stadt kamen, herrschte reges Leben und ein bedeutender Geschäftsverkehr, denn die schwarzen Diamanten, Kohlen genannt, brachten viel Geld herein. In Pottsville lernte ich den braven und ausgezeichneten Bierbrauer Herrn David Züngling, die Herren Dörflinger, die Gebrüder Brum, Herrn Schwarz und andere kennen, die alle auf die Alte und neue Welt subskribirten. Auch begegnete ich zufällig meinem alten Kanal-Kapitän Herrn Betz, der mich, wie berichtet, mit seinem Kohlenboot von Manayunk nach Reading nahm. Er lud mich freundlichst ein, bei ihm zu wohnen, was ich mit Vergnügen annahm. Ich lernte dann auch seine liebe Frau kennen, die mir später, als Herr Betz ein Hotel in Pottsville hielt, gar manches treffliche schwäbische Knöpflesüppchen bereitete. Auch lernte ich daselbst seine beiden wackeren Söhne kennen, von denen der eine nun in New York, der andere in Philadelphia große Brauergeschäfte betreiben.

Da in Pottsville die Welt für mich wie man zu sagen pflegt, mit Brettern zugenagelt war, indem weiter hinauf das Land noch eine wüste Wildniß war, so nahm ich meinen Weg über die blauen Berge nach Lebanon, was keine kleine Strapaze für mich war, besonders da sich zu dem rauhen Weg, den ich machte, noch die Furcht gesellte, daß mir Wölfe, Bären oder Panther begegnen könnten, denn dieses Wild war damals noch häufig in jener Gegend zu sehen. Nach einem Marsch, der beinahe zwei Tage dauerte, erreichte ich glücklich das Landstädtchen Lebanon, wo damals noch echte deutsche Sitten und Gebräuche herrschten. Mein erster Besuch war bei Doktor Leineweber, dem braven Enkel eines eingewanderten deutschen Arztes, der mich sehr freundlich aufnahm und sogleich auf die Alte und neue Welt abonnirte. Dann begleitete er mich zu Herrn Weidle und Herrn Moser, die ebenfalls Abonnenten wurden.

In Lebanon hörte man damals nur Deutsch sprechen, in allen Kirchenschulen wurde nur Deutsch gelehrt, nur bei Privatlehrern konnte man Englisch lernen. Nachdem ich von meinen neuen Freunden, die leider alle jetzt im Grabe ruhen, herzlichen Abschied genommen, nahm ich die Postkutsche nach Harrisburg; der Marsch über die blauen Berge hatte meine Marschirkräfte stark in Anspruch genommen.

Der nächste Ort, wo ich Subskribenten zu erhalten hoffte, war Harrisburg, die Hauptstadt von Pennsylvanien, wo die Gesetzgebung sich jährlich versammelt und wo es in jener Zeit noch ehrlicher wie jetzt in den Versammlungen derselben herging; Sparsamkeit und Gewissenhaftigkeit waren die Losungsworte mancher tüchtiger Männer. Herr Weidmann, einer der Gesetzgeber von Lebanon, dem ich von Dr. Leineweber in Lebanon vorgestellt wurde, und der noch nach alter deutscher Väter Weise einen Zopf trug, erzählte mir, daß die Gesetzgeber, welche damals drei Dollars täglich erhielten, sich, da das Volk gegen diese hohen Tagegelder murrte, bequemt hätten, mit zwei Dollars zufrieden zu sein, (das betreffende Gesetz wurde ohne Widerspruch passirt). Später hätten es aber die Philadelphia Advokaten durch ihre Ueberredungskunst dahin gebracht, daß die Tagegelder erhöht wurden, und jetzt wären sie wieder daran, dieselben noch weiter zu erhöhen. Es wäre eine wahre Dummheit des Volkes, daß es so viele Advokaten in die Gesetzgebung wähle, und daher seine eigene Schuld, wenn es immer höher besteuert wird und wenn niederträchtige Gesetze passirt würden, die nur einzelne bereicherten, dem Gemeinwohl aber großen Schaden zufügten. Das Geld der Gesellschaften, welche inkorporirt zu werden wünschten, spiele jetzt schon eine große Rolle in der Gesetzgebung und werde später noch eine viel größere spielen.

Schon in Philadelphia wurde mir das William Tell Hotel, von Herrn Christian J. Hähnlen in Harrisburg gehalten, aufs beste empfohlen, und als ich Harrisburg erreichte, hatte ich nicht lange darnach zu suchen, denn es befand sich in der Hauptstraße des damals noch sehr kleinen Harrisburgs. Herr Hähnlen nahm mich recht freundlich auf, und da er meinen Reisezweck erfuhr, so gab er sich, da er bei allen Deutschen der Stadt bekannt war, Mühe, mir Subskribenten zu verschaffen, da es aber damals nur sehr wenige seßhafte Deutsche daselbst gab, so zog ich leider mit nur drei Subskribenten für die Alte und neue Welt aus der Hauptstadt Pennsylvaniens. Ganz anders sieht es aber jetzt daselbst aus, das kleine Städtchen ist zu einer respektablen großen Stadt herangewachsen. Die deutsche Bevölkerung hat außerordentlich zugenommen, sie ist im Besitz mehrerer Kirchen, Unterstützungsvereine, Bauvereine, zweier deutscher Zeitungen, eines Musikkorps, eines Sängervereins, Bierbrauereien und Hotels genug, in welchen gutes Bier, aber erbärmlich schlechter Wein verzapft wird. Da lobe ich mir doch Reading, da ist es viel gemüthlicher.

Da meine Ausgaben in Harrisburg größer waren als meine Einnahmen, so sah ich mich verpflichtet, den Weg von Harrisburg nach Lancaster per Schusters Rappen zu machen, und trotzdem ich herzhaft zuschritt, erreichte ich erst am andern Morgen, nach Abgang von Harrisburg, die Stadt Lancaster und kehrte in dem mir bereits bekannten Hotel König von Preußen ein. Nachdem ich mich etwas ausgeruht und einen kleinen Imbiß zu mir genommen, begann ich meine Jagd nach Subskribenten, und war dabei viel glücklicher als in der Hauptstadt Pennsylvaniens; ich hatte aber auch in der Person des Herrn Meyer, aus Ludwigsburg in Württemberg, eines der achtbarsten Bürger von Lancaster, einen ganz vortrefflichen Wegweiser. Auch besuchte ich meinen alten Freund Herrn Philipp Raninger, der mich auf meiner Rundreise durch die Stadt hier und da begleitete, und mich mit dem damals noch sehr jungen talentvollen John Forney, sowie mit dem Buchdrucker Herrn Frank bekannt machte. Lancaster war damals die größte und reichste Inland-Stadt von Pennsylvanien und zählte ungefähr 6—7000 Einwohner, unter ihnen viele eingewanderte Deutsche. Man hörte daselbst meistens nur Deutsch sprechen, und waren noch gar viele der alten deutschen Sitten und Gebräuche geehrt und geübt. Leider wimmelte es auch damals schon in Lancaster, wie heute, von Advokaten, die sich von den streitsüchtigen Bauern im County füttern und bereichern ließen, und spielten besonders die Herren Advokaten Jim Buchanan und Thad. Stevens keine kleine Rolle in der gesetzlichen Beutelschneiderei.

Mit 82 Subskribenten auf meiner Liste traf ich von meiner Landreise glücklich wieder in der Stadt der Bruderliebe ein, und wurde von meinem Brotherrn freundlich empfangen und zu meiner vollkommenen Zufriedenheit für meine Bemühungen und Strapazen belohnt. Auch meine Kollegen in der Druckerei waren erfreut, mich wieder zu sehen, und ich mußte den wohlgemuthen, lustigen Leuten erzählen, wie es in Deutsch-Amerika zugeht.

In dem Neumann'schen Hotel waren während meiner Abwesenheit mehrere neue Kostgänger angenommen worden, und beschlossen mein Kollege Carl Schüllermann und ich, in das Privatkosthaus der Wittwe Heiner in der Nähe der Druckerei zu ziehen, und fanden wir dort allen Komfort, den wir uns nur wünschen konnten, dabei war die Familie eine recht gebildete.

Der Sommer des Jahres 1834 war ein außerordentlich heißer, und ich kann wohl sagen, daß ich seit dieser Zeit keine so große und anhaltende Hitze erlebt. Regen und

Gewitter waren eine Seltenheit. Es war dazu ein Locust-Jahr, und während durch die Sonne Gras und Gewächse verdorrten, entblätterten die Locust die Bäume. Wo sich jetzt der schön hergerichtete Franklin Square befindet, war damals ein großer offener Platz und nur durch einen Theil desselben, in der Mitte zwischen der Sechsten und Siebenten Straße, von der Vine-Straße südlich, zog ein Gottesacker bis beinahe in die Mitte des Squares, der mit einer Bretterfenz eingezäunt war. Hier fanden sich des Abends Tausende ein, um nach frischer Luft zu schnappen. Hunderte verließen des Nachts, von Hitze und Moskitos geplagt, ihre Zimmer und schliefen auf den Dächern. Die große Hitze begann gleich nach dem 4. Juli und dauerte bis über die Mitte des Monats September. Ein Glück für viele Bewohner der Stadt war es, daß noch eine bedeutende Anzahl Wasserpumpen bestanden, so daß man sich an dem erfrischenden Quellwasser laben konnte.

In dieser schweren Zeit kamen viele Einwanderer aus dem deutschen Vaterlande nach Philadelphia, und unter diesen entstanden, durch die ungewohnte große Hitze, Krankheiten und viel Elend, besonders da in Philadelphia noch keine Anstalten von irgend einer Bedeutung bestanden, in welchen man die vielen Verlassenen und Elenden unterbringen konnte. Von der Deutschen Gesellschaft, die damals noch keinen Agenten hatte und mehr als eine religiöse, als eine Wohlthätigkeits-Gesellschaft zu betrachten war, kam leider zu jener Zeit für die bedauernswürdigen Einwanderer nur höchst selten eine kleine Hülfe. Zwar bestanden in Philadelphia zwei Odd Fellow Logen, auch zwei Unterstützungsgesellschaften, aber diese waren verpflichtet, nur für ihre Mitglieder Sorge zu tragen, doch kam von dieser Seite und von den deutschen Freimaurern manches Scherflein für die Bedürftigen. Mit allem Recht aber darf ich behaupten, daß aus dem Neumann'schen Hotel in den Jahren 1833 und 1834 mehr Trost und Unterstützung für die armen deutschen Einwanderer kam, als von der Deutschen Gesellschaft, trotz ihren Legaten und ihrem damals so hoch gepriesenen Christenthum. Bei Neumann fanden sich regelmäßig des Abends wackere junge deutsche Handwerker ein, die guten Verdienst, aber auch das Herz auf dem rechten Fleck hatten, und es für Pflicht und Ehrensache hielten, für arme Deutsche zu kollektiren und ihnen mit gutem Rath beizustehen.

Man kann dem Deutschthum gratuliren, daß es später bei der Deutschen Gesellschaft besser, ja viel besser geworden, und daß der Muckerei die Herrschaft aus der Hand genommen, und daß jetzt ein freier guter Geist dort waltet, daß der Protestant, der Katholik, der Jude, der Freidenker, kurz jeder ordentliche Mann, dessen Absicht es ist, Gutes zu thun, ein Mitglied dieser jetzt so ehrenhaften Gesellschaft werden kann, welches in jener Zeit nicht der Fall war. In diesem Jahre hatte ich das Vergnügen, ganz unverhofft meinen Schulkameraden und Kollegen aus der Ritter'schen Druckerei in Zweibrücken, Herrn Zahm aus New York, bei mir zu sehen. Er hatte erfahren, daß ich in einer hiesigen deutschen Druckerei arbeite, und da er nach Philadelphia kam, um deutsche Schriften zu kaufen, und glaubte, daß ich ihm nützlich sein könnte, so suchte er mich auf, und wir begrüßten uns auf die freudigste Weise. Herr Zahm erzählte mir, daß in der Stadt New York eine Aktiengesellschaft bestehe, welche beschlossen, eine deutsche demokratische Wochenzeitung unter dem Titel New Yorker Staatszeitung zu gründen, daß man ihn als Geschäftsführer erwählt und hierher gesandt, um die deutschen Typen zu kaufen, da man keine solche in New York erhalten könne. Wir gingen dann zu den Herren Johnson und Smith in der Sansom-

Straße, den einzigen deutschen Schriftgießern in den Vereinigten Staaten, wo Freund Zahm alles fand, was er zu haben wünschte.

Als die Geschäfte, die Freund Zahm in Philadelphia hatte, erledigt waren, begaben wir uns gegen Abend in das deutsche Hauptquartier zu Neumann, wo Zahm auch Logis nahm. Zu derselben Zeit logirte in diesem Hotel ein gebildeter, stiller, junger deutscher Mann, namens Neumann, welcher trotz aller Mühe, welche er sich gab, in Philadelphia keine Beschäftigung irgend einer Art finden konnte. Ich schlug Freund Zahm vor, diesen jungen Mann mit nach New York zu nehmen, da er ja jede anständige Beschäftigung mit Dank annehme, er könne ihn ja zu einem Setzer oder Drucker heranbilden. Zahm besprach sich hierauf mit Neumann und nahm ihn mit nach New York.

Kaum waren einige Wochen verflossen, so hatten wir das Vergnügen, in Philadelphia die New Yorker Staatszeitung zu lesen. Der erste Redakteur war Herr Stephan Molitor, Herr Zahm der Geschäftsführer und der oben angeführte Herr Neumann der Gehülfe. Wie ich später erfahren, soll Herr Neumann zuerst Herrn Molitor, dann Herrn Zahm und zuletzt die Aktionäre aus dem Geschäft gebissen haben. Unter seiner Leitung nahm die gut geführte Zeitung sehr an Abonnenten zu und verbreitete sich nach allen Theilen der Union. Herr Neumann, nachdem er mehrere Jahre das Geschäft mit Vortheil betrieben, wollte sich von den vielen Sorgen und Mühen lossagen und verkaufte das Geschäft an Herrn Jakob Uhl, von dem es später an Herrn Oswald Ottendorfer kam, welcher die Wittwe des Herrn Uhl heirathete.

Im Jahre 1835 wurde es unter den Deutschen in Philadelphia immer lebendiger. Auf eine Einladung zu einer Versammlung der Deutschen, zu Gunsten der Errichtung eines Homöopathischen Instituts zur Bildung von Aerzten für diese medizinische Heilmethode, wurde in der Office des Blattes Alte und neue Welt zuerst eine berathende Versammlung abgehalten. An der Spitze dieser Unternehmung stand der hochgeachtete, jetzt noch lebende Doktor Hering. Es wurde beschlossen, Aktien zu sammeln, um in der so gesunden und schönen Stadt Allentown in Pennsylvanien zu dem Zweck Grund und Gebäulichkeiten anzukaufen. Bald waren auch so viele Aktien gewonnen, die zu dem Glauben berechtigten, daß das Institut fortbestehen könne. Grund und Gebäulichkeiten wurden in einer schönen Lage der Stadt Allentown angekauft, aber leider mußten dieselben wieder aufgegeben werden, denn trotz der vielen Bemühungen der Doktoren Hering und Mattac, letzterer ein Amerikaner, wollte die neue Hahnemann'sche Lehre in Amerika in jener Zeit nicht recht vorwärts.

Da um diese Zeit so sehr viele günstige Berichte über die außerordentliche Fruchtbarkeit des Landes im Westen der Union in Philadelphia anlangten, so traten mehrere deutsche Männer zusammen, unter ihnen die Herren Wesselhöft, Adam Schmidt, Wilhelm Betz, Gebhart, Lehrer Bayer und andere, um sich über die Gründung einer deutschen Kolonie im Westen zu besprechen. Die erste ordentliche Versammlung fand im William Penn Hotel, dem Hause in der Lätitia Court, in welchem William Penn, der Gründer Pennsylvaniens, residirte und das jetzt von Herrn Gottlieb Zimmermann gehalten wird, statt und fungirte ich dabei als Schreiber. Das Unternehmen fand Anklang und ging so rasch vorwärts, daß man in kurzer Zeit imstande war, ein Komite nach dem Westen zu senden, um einen passenden Platz für die Ansiedlung aufzusuchen. Dasselbe machte sich auf den Weg nach dem Staat Missouri, wo es im Gasconade County, am Ausfluß des Gascona-

de-Flusses in den Missouri, der dort noch vollkommen schiffbar ist, ein ansehnliches, gutes und sehr billiges Stück Land fand, das zum Frucht- und Weinbau ganz besonders geeignet war, und wo damals schon öfters Dampfer den Missouri-Strom auf und ab fuhren; bei seiner Zurückkunft empfahl das Komite dieses Land dem Verein aufs beste. Nun wurden Aktien ausgegeben, deren Beträge den Verein bald instand setzten, die schöne Strecke Landes anzukaufen, und erhielt die Ansiedlung den Namen Hermann.

Heute steht dieselbe in voller Blüthe, und wird jetzt in Philadelphia gar manches Gläschen Wein getrunken, welches aus den Weinbergen von Hermann kommt, wo zu jener Zeit noch eine unübersehbare Wildniß war.

Im Spätsommer dieses Jahres (1835) erschien bei Herrn Betz, Hamburg Hotel, in der Dritten Straße unterhalb der Race, ein junger württembergischer Offizier namens Koseritz, der unter den Philadelphier Deutschen Aufsehen erregte. Sein Vater war ein Württembergischer General, nach dessen Tod sein Sohn vom König sehr begünstigt wurde, denn er stieg in kurzer Zeit in der Armee zum Oberleutnant. Als im Jahre 1832 und 1833 das Revolutionieren auch in Deutschland losging, machte sich Koseritz zum Haupt einer Verschwörung, die nichts weniger beabsichtigte, als den König von Schwaben vom Thron zu stoßen und das ganze Land zu einer Republik zu erklären. Nach andern wollte er den König zum deutschen Kaiser machen. Der Plan wurde aber verrathen und Koseritz, sowie seine Anhänger, in Haft gebracht und vor das Gericht gestellt. Louis Koseritz und sein Feldwebel Samuel Lehr wurden zum Tode verurtheilt. Schon standen beide bei Ludwigsburg auf einem Sandhaufen, um totgeschossen zu werden, als im Augenblick, wo Feuer kommandirt werden sollte, sich ein weißes Tuch erhob und verkündet wurde, daß beide vom König zum Transport nach Amerika begnadigt wären.

Da diese Thatsache unter den Deutschen Philadelphias, besonders aber unter den Württembergern bekannt war, so war das Hamburg Hotel fortwährend mit Neugierigen gefüllt, die den Revolutzer von Angesicht zu Angesicht kennen lernen wollten. Unter den Besuchern des Hamburg Hotel waren viele, die als Soldaten im alten Vaterland gedient, und bald wurde der Wunsch geäußert, daß man, da noch keine freiwillige deutsche Militär-Kompagnie in Philadelphia bestand, eine solche gründen und Herrn Koseritz das Kommando übertragen solle. Bald wurde zu diesem Zweck eine Versammlung berufen, in welcher am ersten Abend schon 50 Männer sich als Mitglieder unterzeichneten. In den nächsten Versammlungen zeichneten mehr und mehr, und wurde der Name der Kompagnie, sowie die Uniformirung besprochen. Man gab der Kompagnie den Namen Washington-Garde, die Uniform sollte sein: blauer Rock mit roten Aufschlägen, graue Hosen mit rotem Streif an den Seiten, Tschako mit kurzem rothem Pompon. Auch an eine Militär-Musik wurde gedacht, und bald waren 24 Mann Musik gefunden, welche Herrn Scherer zu ihrem Kapellmeister erwählten und fleißig Märsche einstudirten.

Nun ging es eifrig ans Exerzieren in der südlichen Military Halle in der Library-Straße, und da Kapitän Koseritz ein tüchtiger Exerziermeister war und seine Methode von sich sprechen machte, so fanden sich an jedem Exerzierabend mehrere amerikanische Miliz-Offiziere ein und gaben ihren ganzen Beifall zu erkennen.

Am Ende des Jahres 1835 zählte die Washington-Garde an 200 aktive Mitglieder, 24 Musiker, 8 Tambours und an 100 Ehrenmitglieder, und wurde beschlossen, daß die Washington-Garde, vollkommen einexerziert und equipirt, am 22. Februar

1836, Washingtons Geburtstag, zum ersten Male paradiren solle.

Während nun die deutschen Männer, welche sich der Washington-Garde als aktive Mitglieder angeschlossen, fleißig exerzierten, um sich ihren Mitbürgern als tüchtige Soldaten zeigen zu können, versammelten sich die älteren Männer und solche, welche sich verhindert sahen, als aktive Mitglieder in die Kompagnie einzutreten, im Hamburg Hotel, Nord-Dritte Straße nahe der Cherry und beschlossen, am Abend der Parade ein großartiges Bankett zu veranstalten und Einlaßkarten zu zehn Dollars das Stück auszugeben. Auch die deutschen Frauen und Jungfrauen blieben nicht zurück. Sie versammelten sich in der Wohnung der Wittwe Heiner, damals Nr. 35 Cherry-Straße oberhalb der Vierten, und beschlossen, für die Washington-Garde eine Fahne zu verfertigen und sie derselben am Paradetag zu überreichen. Sogleich wurde auch fleißig an die Arbeit gegangen, und nach einigen Wochen waren die Stickereien der prachtvollen Fahne vollendet. Von den edeln Frauen, die damals das schöne Werk unternahmen, leben jetzt, so viel ich weiß, nur noch Frau Mathilde Hoffman, Frau Roehm, Frau Schüllermann und Frau Nehr.

Während des Sommers und Herbstes des Jahres 1835 versammelten sich von Zeit zu Zeit mehrere junge deutsche Männer in der Absicht, einen deutschen Gesangverein zu gründen, und wurde diese Angelegenheit besonders in dem schon erwähnten Bildungsverein besprochen, und zeigte sich besonders eifrig Herr P. M. Wolsieffer, ein tüchtiger junger Musiklehrer. Endlich im Beginn des Monats Dezember hatten sich so viele junge Männer gefunden und waren von Herrn Wolsieffer geprüft. daß man das Vorhaben unternehmen konnte. Die Gründung des Männerchors fand am 15. Dezember 1835 statt, und Herr Wolsieffer wurde einstimmig zum Dirigent erwählt. Aktive Mitglieder waren an diesem Abend zwölf, nämlich: P. M. Wolsieffer, Karl Schüllermann, Franz Schreiber, Wm. Beschke, Fr. Lüdeking, C. Liebrich, H. Reitz, C. W. Gronau, J. Fabian, B. Hasert, C. F. Wesselhöft. Passive Mitglieder: L. A. Wollenweber, Adam Luik. Folgendes Motto wurde angenommen:

Wir lieben deutsches Fröhlichsein
Und echte deutsche Sitten.

Bei allen Besprechungen, die der Gründung des Männerchors vorausgingen, nahm ich warmen Antheil, auch bei der Gründung desselben war ich anwesend. Leider hatte ich nicht Stimme, um aktives Mitglied sein zu können, doch machte ich mich dem Verein so nützlich als möglich.

Mit deutschen Schulen sah es um diese Zeit traurig aus. Außer den Schulen der lutherischen St. Michaelis- und Zionsgemeinde, weiß ich mich keiner englischen Schule zu erinnern, in welcher die Kinder deutscher Eltern ihre Muttersprache erlernen konnten. Zwar waren bei oben genannten Schulen tüchtige Lehrer und Lehrerinnen angestellt, wie Fräulein Mathilde Heiner, der brave Schmauk, Herr Bayer und später der für das Schulfach tüchtig gebildete Friedrich Gentner, aber leider hatten nur die Kinder der Lutheraner Zutritt zu diesen Schulen. Herr Wilhelm Beschke gab sich in jener Zeit viele Mühe, um eine allgemeine deutsche Schule ins Leben zu rufen, allein alle seine Mühen waren umsonst, und mußte er sich mit einigen Privatstunden begnügen.

Gegen Ende des Monats Dezember trat eine furchtbare Kälte ein und an dem Christfest waren die Flüsse Delaware und Schuylkill so fest gefroren, daß man mit Pferden und Schlitten darüber fahren konnte. An den Feiertagen, und später bis zum März 1836, belustigten sich des Sonntags Tausende und abermals Tausende auf

dem Eise des Delaware. Da waren viele Hütten gebaut, wo man reichlich mit Essen und Trinken versehen werden konnte. Austern auf alle mögliche Weise zubereitet, Würste, Beefsteaks, Cornbeef, Kuchen, Kaffee, Wein, Bier, Porter, Ale, Whiskey, Punsch konnte man selbst am heiligen Sonntag billig erhalten. Selten hörte man von Unordnung oder Unglück, und wehe dem Sonntagsmucker, welcher es hätte unternehmen wollen, die Lustigkeit der Philadelphier am Sonntag zu stören, oder der bei der Behörde hätte Einspruch gegen, wie es jetzt heißt, die Schändung des Sabbaths erheben wollen. Ich danke der Allmacht, daß sie mich die schöne Zeit erleben ließ, wo der Amerikaner noch ein freier Mann war, wo ich unter einem guten aufrichtigen Volk lebte, das die Heuchelei haßte, wo Diebstahl und Mord eine Seltenheit waren, wo fast jeder Beamte noch gewissenhaft seine Pflicht erfüllte, wo das Sektenwesen noch nicht eingerissen, das jetzt so viele Menschen in die Tollhäuser bringt, kurz der ganze Menschenschlag ein ganz anderer war wie heutzutag. Obschon er auch seine Fehler hatte, so sind sie doch lange, ja lange nicht mit den heutigen in Vergleich zu bringen. Wo Menschen sind, da giebt es auch Fehler und keiner von uns ist davon frei.

Die Kälte dauerte auch im Beginn des Jahres 1836 mit großer Heftigkeit fort, mit der Zugabe von furchtbaren Schneestürmen. Die Preise der Lebensmittel und der Brennmaterialien stiegen in den Monaten Januar und Februar außerordentlich, und es entstand Noth in der Stadt der Bruderliebe, doch war sie nicht so drückend, da alle Gewerbe und Fabriken vollauf zu thun hatten und überall Arbeitskräfte gesucht und gut bezahlt wurden.

In diesem Jahr (1836) gründete Herr Heinrich Ginal aus Augsburg, welcher im Jahr 1829 als Kandidat der Theologie in dieses Land kam und sechs Jahre lutherischer Prediger im Innern Pennsylvaniens war, in Philadelphia eine freie Gemeinde, welche die Lehren der Vernunft als das echte Evangelium (Freudenbotschaft) erklärte und sich in diesem Sinne evangelische Gemeinde nannte.

Herr Ginal sprach an Sonntagen zuerst in der Commissioner Halle der damaligen Vorstadt Nördliche Freiheiten, dem jetzigen Schulhaus an der Dritten nahe Green-Straße, und da derselbe ein ganz vorzüglicher Redner und tüchtiger Geschichtskenner ist, so fanden seine Vorträge, besonders bei den gebildeten Deutschen, großen Anklang und war die Halle an Sonntagen so mit Zuhöhern überfüllt, daß man sehr oft, wenn man nicht eine halbe Stunde vor dem Beginn da war, keinen Stehplatz mehr erhalten konnte. Kaum hatte Herr Ginal dreimal in der Commissioner Halle gesprochen, so fand auch schon eine Versammlung seiner Zuhörer statt, die eine Freie Gemeinde zu gründen und Herrn Ginal als Lehrer und Sprecher derselben anzustellen beschloß. Ich wohnte dieser zahlreich besuchten Versammlung bei, und wie ich versichert bin, leben von den damals Anwesenden nur noch drei, Herr Ginal, Keller und meine Wenigkeit. Später werde ich wieder auf diese Gemeinde zurückkommen.

Auch an ein deutsches Theater wurde in diesem Jahre gedacht, und es traten in den Bund, um Thalia einen deutschen Tempel in Philadelphia zu errichten, die Damen Fräulein Rothenhäusler, Frau Dejeune, Fräulein Philippi, die Herren Wilhelm Kiderlen, H. Münsch, C. Angeroth, Charles Wilhelm, Julius Stern, B. Lorch, Wm. Saxe, Fr. Bold, H. Hottenstein, H. Solbrich, F. Mohl, J. Bach.

Von den Genannten leben heute noch Fräulein Rothenhäusler, jetzt Madame Schweitzer, F. Münch und Charles Angeroth.

Herr Kiderlen, der kürzlich erst als ehrwürdiger und hochgeachteter Greis das

Zeitliche gesegnet hat (1877), wurde die Leitung übertragen, und arbeitete man mit allem Fleiß an der Aufgabe, die man sich gestellt, dem deutschen Publikum in Philadelphia eine angenehme und belehrende Unterhaltung zu verschaffen. Hier kann ich es nicht unterlassen, die Bemerkungen, welche ein damals unter uns weilender, tüchtiger deutscher Literat über die Gründung des deutschen Theaters gemacht, einzuschalten. Er schrieb an mich: „Zu den bemerkenswerthen Erscheinungen, welche die Deutschen in Philadelphia als Vorbote einer schönen Zukunft begrüßt, gehört der Versuch, eine deutsche Bühne zu gründen. Vor einigen Jahren wäre ein solcher Gedanke belächelt worden und bald wieder in Vergessenheit gerathen. Nun aber herrscht fast durch die ganze deutsche Bevölkerung der Union eine Anregung und Empfänglichkeit für sehr viele Dinge, wovon unsere entschlafenen Vorväter in diesem Lande sich nichts träumen ließen. Wie könnte es auch anders sein? Mit jedem Jahr mehrt sich die Anzahl deutscher Einwanderer. Viele zeichnen sich durch Geistesbildung aus und fühlen das Bedürfniß, ihre Lebensstunden nicht ausschließlich mit Rechnen oder rastlosem Spekuliren auszufüllen. Der Deutsche will etwas mehr als Metall! Noch nie, theurer Freund, hat sich diese Wahrheit so offen dargelegt als in dem gegenwärtigen Zeitpunkte. Vereine aller Art werden gestiftet. Musik und Gesang haben bereits in den gesellschaftlichen Zirkeln der Deutschen Nordamerikas warme Würdigung gefunden. Der Männerchor in Philadelphia ist in dieser Hinsicht die trefflichste Anstalt, die unter diesem Himmel aus dem Gemüthe der Deutschen ins Dasein gerufen ward. Kein Wunder also, wenn auch Thalia endlich ihre Herrschaft unter uns errichtet hat. Ein glücklicher Anfang ist hierzu gemacht; die erste Veranlassung gab Herr Kiderlen, ein junger Mann von vielseitiger Bildung; und muß man ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er es verstanden, die Sache gehörig einzuleiten, so daß sie fortbestehen werde."

Diesen Brief publizirte ich später im Freisinnigen, als wieder ein Anlauf zur Gründung eines deutschen Theaters gemacht wurde.

Es dauerte eine geraume Zeit, bis die Dilettanten im Stande waren, Vorstellungen zu geben. Die erste Vorstellung fand in dem damaligen Pennsylvanier Theater in der Coates-Straße nahe der Zweiten statt. Es wurde aufgeführt „Die Sühne" und der „Nachtwächter" von Körner. Als erster Versuch betrachtet, fiel die Vorstellung sehr gut aus, so eine zweite und dritte; dann traten unter den Schauspielern schon Uneinigkeiten ein, dazu kam noch, daß viel Geldmangel war, und die Unternehmung schlief ein, um bald wieder zu erwachen.

Im Beginn des Jahres 1835 hatte ich das Vergnügen, die Bekanntschaft mehrerer deutscher Aerzte zu machen, welche sich eines sehr guten Rufs erfreuten. Es waren die Herren Dr. W. Schmöle, Dr. During, Dr. Hering, Homöopathen, die Herren Doktoren Bournonville, Homburg, Karsten, Möhring und Wittig, Allopathen. Mit letzterem, welcher, während ich dies schreibe, sich des Lebens noch freut, trat ich in ein besonders freundschaftliches Verhältniß, und freue mich stets, wenn wir uns begegnen und wir uns an die längst vergangenen frohen Tage unserer Jugendzeit erinnern.

Wegen des ungestümen Wetters, welches während des Monats Februar (1836) eintrat, beschloß die Washington-Garde, die auf den 22. Februar festgesetzte Parade auf den 4. März zu verlegen. Aber leider war auch dieser Tag ein sehr unfreundlicher, denn ein kalter Regen dauerte während des ganzen Tages fort, und dennoch war das ganze deutsche Publikum auf den

Beinen, um seine Soldaten, auf die es so stolz war, paradiren zu sehen. Um zehn Uhr pünktlich setzte sich der Zug von der Militär-Halle in der Library-Street in Bewegung, die Tambours an der Spitze, dann das treffliche Militärmusikcorps, wie wenn noch nie zuvor eines hier gehört und gesehen, hierauf die Soldaten der Washington-Garde in strammer Haltung und zum Schluß die Governers Garde, eine Philadelphia Milizkompagnie, als Ehrengarde. Der Marsch ging vor das Stadthaus, wo der Mayor, die Stadträthe, mehrere höhere Milizoffiziere, sowie das Publikum die Washington-Garde mit Jubel begrüßten. Nachdem der erste Jubel vorüber war, spielte die Musik den Washington-Marsch, dann folgte der jetzt schon kräftige Männerchor mit dem Liede Hail Columbia, worauf der Mayor der Stadt eine treffliche Rede hielt. Nach dieser Rede überreichten Fräulein Mathilde Heiner und Frau F. S. Hoffmann, im Namen der deutschen Frauen, mit höchst passenden Worten der Garde die mit aller Kunst gestickte Fahne, die Kapitän Koseritz für die Kompagnie mit dankenden Worten annahm. Der Männerchor sang noch ein treffliches Lied, dann bewegte sich der nicht unbedeutende Zug durch mehrere Straßen, und dann zurück nach seinem Hauptquartier. Von denen, die damals die Parade mitmachten, sind kaum mehr als ein Dutzend übrig, der Tod hielt unter ihnen eine reiche Ernte.

Nachdem sich die Soldaten in ihrem Hauptquartier etwas von den Strapazen des Tages ausgeruht, wurde Punkt sieben Uhr nach der alten Freimaurer-Halle, hinter der Chestnut-Straße, zwischen der Siebenten und Achten Straße marschirt, wo das Bankett für sie bereit war. Es waren bei demselben wohl an 500 Personen zugegen, und waren unter den eingeladenen Gästen anwesend der Mayor der Stadt Philadelphia und der Mayor der Nördlichen Freiheiten, die Stadträthe, Mieglieder des Kongresses, der Adjutant des Gouverneurs von Pennsylvanien und die höheren Offiziere der Philadelphier Miliz. Das Comite der älteren deutschen Bürger hatte die trefflichsten Anordnungen getroffen, damit das Bankett ohne irgend welche Störung seinen Verlauf nahm. Das Mahl war ein ganz vortreffliches, von dem Restaurant Hering hergerichtet; alle Weine, die auf die Tische kamen, waren rein und ganz vortrefflich. Reden, Gesang und Musik wechselten, Freundschaften wurden angeknüpft, Brüderschaften getrunken, in allen Theilen der Halle sah man nur hoch vergnügte Menschen, und bis in später Nacht kam keine einzige Unordnung vor, nur hier und da sah man den einen oder andern etwas fidel einherschreiten.

Niemals hatte ich einem so harmonischen deutschen Feste beigewohnt, und wird mir wohl in der Spanne Zeit, welche ich noch auf dieser schönen Erde zu wandern habe, keine Gelegenheit werden, einem solchen beizuwohnen. Hier muß ich noch bemerken, daß, nachdem alle Ausgaben für das Fest gedeckt, noch 157 Dollars übrig waren, die für die Anschaffung von Instrumenten für das Musikkorps verwendet wurden. Nach diesem Feste nahm die Washington Garde an Mitgliederzahl sehr zu und man beschloß, ein Bataillon zu bilden, bestehend aus drei Kompagnien, was auch zustande kam, aber auch viel dazu beitrug, daß das deutsche Militär nur kurze Zeit einig blieb, da viele mit der Wahl der Offiziere unzufrieden waren. Dazu kam noch, daß der nunmehrige Major Koseritz sich Ausschweifungen hingab, Schulden machte, die er nicht bezahlen konnte, und sich sogar in Betrügereien einließ. Er wurde abgesetzt, an seine Stelle Herr Daniel M. Keim aus Reading zum Major erwählt, da aber jetzt die Shinplasterzeit eintrat, da viele Geschäfte stockten, und dazu noch Herr Henry Bohlen eine neue deutsche Militärkompagnie errichtete, so war das Ganze bald zer-

rissen, und nur einige Fetzen der großen, wohleinexerzirten Washington-Garde sah man später hier und da durch die Straßen wackeln.

Ein junger deutscher Chirurg, Herr von Quenauton aus Freiburg in Baden, unternahm es in diesem Jahre, eine deutsche Ulanenkompagnie zu bilden, und es glückte ihm auch bald, 25 bis 30 Deutsche dafür zu gewinnen, die sich in kurzer Zeit equipirten, und da die meisten derselben im Besitz von Pferden waren, auch theilweise in Europa unter der Reiterei gedient hatten, so machten sie bald mit dem übrigen deutschen Militär eine glänzende Straßenparade. Herr Wilhelm Binder, der sich später im mexikanischen Krieg als Kapitän einer deutschen freiwilligen Kompagnie auszeichnete, war Wachtmeister und Exerziermeister der Ulanen.

Leider nahm die Uneinigkeit unter dem deutschen Philadelphiaer Militär immer mehr zu, und das Soldatenspielen hatte bald seinen ganzen Reiz verloren. Der abgesetzte Kapitän Koseritz, als das Vereinigte Staaten Government freiwillige Truppen verlangte, um die Seminolen-Indianer in Florida zu bekriegen, sammelte sich unter den damals vielen arbeitslosen jungen Deutschen eine Kompagnie, bot dieselbe dem Kriegssekretär an, welcher sie auch annahm, equipierte, verproviantierte und dann nach Florida expedierte.

Dem Beispiel von Kapitän Koseritz folgte auch bald der stets kriegerisch gesinnte Herr von Quenauton, sammelte sich eine Schwadron, und wurde dieselbe ebenfalls vom Kriegsminister angenommen. Koseritz und Quenauton hielten sich während des Krieges recht brav und wurde ihnen von dem Obergeneral großes Lob ertheilt. Nach dem Kriege begab sich Koseritz nach New Orleans, wo er starb. Von Quenauton soll, wie mir berichtet wurde, noch als hochbetagter Mann in Washington leben.

Im Jahr 1836, wo das deutsche Element in Philadelphia sich sehr zu regen anfing, erschien auch die erste tägliche deutsche Zeitung in den Vereinigten Staaten. Der Herausgeber war Herr Adolph Sage, und führte das kleine Blättchen den Titel „Der Beobachter am Delaware". Die Office war Süd-Ost-Ecke der Dillwyn und Wood-Straße. Trotzdem die Redaktion eine ganz erbärmliche war, nahm die Zeitung an Subskribenten rasch zu; doch da der Herausgeber sehr nachlässig war und der Beobachter höchst unregelmäßig abgeliefert wurde, so verlor er bald wieder viele seiner Abonnenten. Da ich mit vielen Deutschen in jener Zeit zusammenkam und vielfach den Wunsch vernahm, man sollte doch in Philadelphia, wo so viel Deutsch gesprochen wird, eine ordentliche tägliche deutsche Zeitung haben, rieth ich Herrn Wesselhöft, dem Herausgeber der „Alten und neuen Welt", an, neben seiner wöchentlichen eine tägliche Zeitung herauszugeben, und machte ihn dabei auf die technischen Vortheile aufmerksam. Allein der gute Wesselhöft war viel zu ängstlich und sah erst später ein, welche Vortheile er sich hat entreißen lassen.

Auch wurde in diesem Jahr unter den Deutschen viel agitiert, um die Gesetzgebung von Pennsylvanien zu bewegen, daß das Journal mit allen Gesetzen in deutscher Sprache gedruckt werde, welches auch zustande kam, da beide politische Parteien unter den Deutschen, Whigs und Demokraten, einig für diesen Zweck wirkten. Sobald es bekannt war, daß die Legislatur den Wunsch der Deutsch-Amerikaner erfüllt, sandten die Deutschen Philadelphias ein Komitee mit einer Dankadresse an die Gesetzgebung. Am 20. Februar 1837 erschien dieses Komitee im Senat und überreichte die Dankadresse. Nach einigen Bemerkungen von verschiedenen Seiten erhob sich Senator Frailey von Schuylkill County und sagte folgendes:

„Unter der bisher vernachlässigten deutschen Bevölkerung regt sich ein lebhaftes Interesse im ganzen Staat, um von der wohlthätigen Bestimmung Nutzen zu ziehen und die Gesetze in ihrer eigenen Sprache zu lesen. Durchs ganze Land sind Maßregeln zu diesem Zweck ergriffen. Diese Herren (indem er das Komitee von Philadelphia vorstellt) erscheinen hier von Seiten ihrer deutschen Brüder, um diesem Körper ihren Dank abzustatten für das Interesse, welches derselbe bei Passirung des Gesetzes an den Tag gelegt, welches das Drucken der Gesetze in deutscher Sprache verordnet. Da viele der Herren Senatoren begierig sind, die Adresse in deutscher Sprache zu hören, so biete ich mit Vergnügen meine Dienste an, sie vorzulesen."

Ein damaliger Berichterstatter der United States Gazette berichtete an diese Zeitung folgendes:

„Während des Verlesens herrschte eine tiefe Stille, welche wohl durch die fremdartigen Töne einer Sprache hervorgerufen wurde, die zwar dort heimisch ist, wo man Genügsamkeit und häusliches Glück antrifft, die aber heute zum ersten Male seit längerer Zeit wieder in den Hallen des Senats erschallt."

Damals wurde das Gesetz-Journal englisch und deutsch gedruckt und gegen sehr billigen Preis an Besteller gesandt. Da aber die Deutschen sich wenig um das Journal bekümmerten, und höchst selten Bestellungen gemacht wurden, so beschloß nach einigen Jahren die Legislatur, die Gesetze nicht mehr in Deutsch drucken zu lassen. Schande!

Im Jahre 1836 besprach man sich privatim über die Nothwendigkeit, ein deutsches Schullehrer-Seminar zu gründen, um die deutsche Sprache in den Vereinigten Staten zu erhalten und zu heben. Im Beginn des Jahres 1837 wurden nun auch öffentliche Versammlungen abgehalten für diesen Zweck, worin unter anderem die öffentlichen Zeitungen ersucht wurden, auch andere Städte der Union, in welchen Deutsche zahlreich wohnen, auf das Unternehmen aufmerksam zu machen. Nachdem man sich mehrere Monate über die Angelegenheit hin und her gestritten, kam man überein in der Stadt Pittsburg eine Konvention abzuhalten. Die Delegaten der Stadt Philadelphia zu dieser Konvention waren Herr Wilhelm Schmöle, Wilhelm Kiderlen und Francis Grund. Leider schickten nur sehr wenige Städte Delegaten zu dieser Konvention, New York war gar nicht vertreten. Die Konvention kam zwar dessen ungeachtet zustande, und wurde in Philippsburg, ohnweit Pittsburg, für billigen Preis ein Gebäude angekauft und eingerichtet, als aber die Sache so weit gediehen war, blieben die Mittel zur weiteren Unterstützung des Seminars aus, und die hoffnungsvolle Anstalt, die so schöne Früchte hätte tragen können, ging durch die Uneinigkeit und den Geiz der Deutschen zu Grunde.

Zuletzt habe ich zu den bereits erzählten Vorgängen unter den Deutschen Philadelphias im Jahre 1836 noch zu bemerken, daß in diesem Jahre eine bedeutende Anzahl deutscher Lutheraner und Reformierter, auch einige wenige Katholiken, zu der Methodisten-Sekte übergingen, und sich eine religiöse Schwärmerei unter den Deutschen bemerklich machte.

(Hier fehlt ein Zeitungsausschnitt.)

Als ich aber meine Heimath in Nr. 35 Cherry-Straße verließ, um wieder in die Fremde zu gehen, begegneten mir die Herren Wolfieffer und Liebermann und machten mir die Offerte, mir die Druckerei des Herrn Beschke zu einem sehr billigen Preis zu verkaufen, da Herr Beschke nicht mehr fortkommen könne. Die Druckerei gehöre ihnen, und sie wollten nicht auch noch für die todten Buchstaben Rent bezahlen. „Ja, ja, meine

Herren", sagte ich, „das wäre mir schon recht, aber wo das Geld hernehmen und nicht stehlen, um die Druckerei zu bezahlen?" „Wir wollen jetzt kein Geld, lieber alter Freund", erwiderte Herr Wolsieffer, „wir wollen jetzt bloß die Druckerei aus dem Haus, damit wir nicht auch noch um die Miethe geplagt werden; wir haben Geld genug an dem Unternehmen verloren. Setzen Sie selbst den Termin zur Bezahlung; es ist uns nur darum zu thun, die Druckerei so schnell als möglich aus dem Haus zu bringen." „Nun, wenn dies der Fall ist", gab ich zur Antwort, „so will ich Ihnen den Vorschlag machen, wir schlagen die Druckerei zu ihrem jetzigen Werth an, ich verzinse das Kapital mit sechs Prozent und erhalte das Vorkaufsrecht während des ersten Jahres. Die Herren waren mit meinem Anerbieten ganz zufrieden, der Werth der Druckerei wurde auf 300 Dollars abgeschätzt und der Kontrakt unterzeichnet. Es dauerte mehrere Stunden bis alles in Ordnung war und ich eilte wieder nach Hause. Meine Frau war ganz erschrocken als sie mich wieder zurückkommen sah, denn sie glaubte mich schon in Bucks oder Montgomery County, und als ich ihr das Geschehene mitgetheilt, war sie höchlichst erstaunt.

Kaum war die Dämmerung des nächsten Morgens angebrochen, da begann ich schon, Buchstaben und Kasten nach dem kleinen Zimmerlein, das ich mit meiner Frau in Nr. 35 Cherry-Straße bewohnte, zu schleppen. Abends halfen mir meine Freunde, die eiserne Presse dahin zu bringen. Das Zimmerlein war so klein, daß ich neben dem Bett und dem Tischchen, das wir hatten, nur einen Setzerstand und die Presse unterbringen konnte. Bei meiner Frau Mutter im Fronthaus wurde unser Essen bereitet. Ich will mich nicht loben, aber ich will sagen, ich hatte keine Ruhe, ich war unermüdlich bis die Druckerei eingerichtet war und ich kleine Druckarbeiten schnell und pünktlich besorgen konnte. Herr Jakob F. Hähnlen, der California Pionier, der vor kurzem in Philadelphia starb, war damals wohlbestallter Hutmacher und mein erster Customer, bald, da er mit meiner Arbeit zufrieden war, brachte er mir noch andere Customer, und ich machte mit meinem „Druckereichen", wie der Pennsylvanier zu sagen pflegt, gut aus. Da kam aber die Shinplaster-Zeit, das Hartgeld verschwand wie durch Zauber, und nicht allein die auf thönernen Füßen stehenden Banken, sondern auch Private überflutheten die Stadt mit elendem, noch dazu ganz schlecht gedrucktem Papiergeld. Ich bekam selbst viel von diesem Geld zu drucken, welches von Metzgern, Bäckern, Grocers, Wirthen usw. bestellt wurrde. Die Summen variierten von 3, 5, 10, 15, 25 Cents u. s. w.

Auch die Bogus-Sparbanken, die damals bestanden, trieben große Niederträchtigkeiten mit dem Ausgeben der werthlosen Papiere. Gar mancher hat in dieser schweren Zeit Hab und Gut verloren, besonders aber wurden die Bäcker und Metzger hart mitgenommen. Doch zum Glück dauerte der Schwindel nicht lange, und hoffentlich wird Philadelphia keine so traurigen Tage, wie jene waren, wiedersehen.

Meine Jobdruckerei ging ganz erfreulich, ich verlor in der Shinplaster-Zeit wenig. Ich wurde unter den Deutschen immer mehr bekannt und sammelte mir viele wackere Freunde. Da in jener Zeit die Redaktion des täglichen Beobachters eine sehr schläfrige war, sich wenig um die deutschen Angelegenheiten bekümmerte, so wurde ich von vielen Seiten bestürmt, doch eine tägliche Zeitung herauszugeben, und versprach man mir, viele Subskribenten zu sammeln. Uebermüthig gemacht durch einige Dollars, die in meiner Tasche juckten und die ich in meiner Jobdruckerei mühsam verdient, ließ ich mich überreden, kaufte mehr Schriften, nahm Arbeiter an, und am

23. August 1837 erschien das Probeblatt der zweiten deutschen täglichen Zeitung in den Vereinigten Staaten, Der Freisinnige.

Herr Wilhelm Beschke war der Redakteur. Ich trug das Probeblatt selbst in alle deutsche Häuser, die ich finden konnte, von der Navy Yard bis Kensington, von dem Delaware bis zum Schuylkill, und hatte ich nach drei sehr mühevollen Tagen 162 Subskribenten gesammelt, meine Freunde etwas über 50. Wir sahen diese Zahl für den Anfang als bedeutend an, und in der Hoffnung, daß es mit jedem Tage mit der Subskribenten-Liste besser werde, auch die Anzeigen sich mehren würden, ließ ich von Montag dem 28. August 1837 den Freisinnigen regelmäßig täglich erscheinen. Herrn Beschke ward plötzlich eine gute Stelle angetragen, und so mußte ich mich nach einem andern fähigen Mann umsehen, dem ich die Redaktion übertragen konnte. Diesen fand ich auch sogleich und zufällig in der Person des Herrn Molitor, welcher Redakteur der New Yorker Staatszeitung gewesen, aber mit Herrn Neumann, wie schon erwähnt, in Streit gerathen, von dem Direktorium seine Entlassung verlangt und nach Philadelphia gekommen war, um Beschäftigung zu suchen. Mit großem Vergnügen übergab ich ihm die Redaktion des Freisinnigen. Zur Zeit der Gründung des Freisinnigen bestanden neben demselben die Alte und neue Welt und der Beobachter am Delaware. Herr Samuel Ludvigh war damals der Redakteur der Alten und neuen Welt, Herr Krull Redakteur am Beobachter.

Während der Redaktion des Herrn Molitor nahm der Freisinnige sehr an Subskribenten zu, und hatte ich bald die beiden andern Zeitungen überflügelt, doch hatte ich noch immer sehr schwer zu kämpfen, da die Ausgaben noch immer größer waren als die Einnahmen. Mit meinem besten Willen konnte ich Herrn Molitor nur sechs Dollar wöchentlich bezahlen, da er aber seine Familie in New York zu ernähren hatte, so konnte er mit dem Honorar von sechs Dollars nicht auskommen und kündigte nach einigen Wochen seine Stelle. Wir schieden mit tiefem Bedauern von einander und blieben unser ganzes Leben lang treue Freunde. Im Jahre 1872 starb der gute Molitor in Cincinnati als hochbetagter und hochgeachteter Bürger.

An seine Stelle trat Herr Major von Fehrenthal, früher Festungskommandant von Magdeburg, der, weil er sich im Jahr 1832 den Freiheitsbewegungen anschloß, flüchtig werden mußte.

Da ich nun als Herausgeber einer deutschen Zeitung bei den deutschen Angelegenheiten ein Wort mitzusprechen hatte, so machte ich es mir zur Pflicht, alle Bestrebungen der Deutschen Amerikas, besonders aber in Philadelphia, nach meinen besten Kräften zu unterstützen. Die Seminar-Bestrebungen, die Ansiedlungsprojekte, der Gesangverein, das deutsche Militärwesen, die Unterstützungsgesellschaften, die Odd Fellows Logen, das deutsche Theater usw. wurden im Freisinnigen besprochen.

Auf Ersuchen einiger Freunde rief ich das Theaterunternehmen, das eingeschlafen war, wieder wach und hatte bald das Vergnügen, daß der Theater-Verein wieder Versammlungen abhielt und mehrere Stücke einstudirte. Am 3. Oktober 1837 wurde wieder im Pennsylvanischen Theater in der Coates-Straße die Banditenbraut aufgeführt, wobei sich Fräulein Rothenhäusler und Herr Edward Röhm, letzterer ein neues Mitglied, besonders auszeichneten.

Ermuthigt durch die eifrige Theilnahme des damals noch kleinen deutschen Publikums, führte die Gesellschaft, da ihr das Pennsylvania Theater zu klein war, am 19. Oktober im Arch-Straßen Theater die Banditenbraut und die Wittwe und das Reitpferd bei gut besetztem Haus auf. Am 3. November wurden die Räuber, am 14. Der

Vetter aus Bremen und Humoristische Studien, und am 20. November Zwei Freunde und ein Rock bei ziemlich gut besetzten Häusern aufgeführt. In letzterem Stück zeichnete sich besonders Herr W. Kiderlen, der in seinen letzten Lebensjahren noch so fromm geworden, in seiner Rolle als Schneider Fleck durch beißende Witze aus. Besonders beleidigte er dabei einen sehr wohlbekannten und geachteten Schneidermeister namens Cöck auf eine so bösartige Weise, daß mehrere achtbare Männer von dem Theaterverein verlangten, daß er Herrn Kiderlen nicht mehr auf die Bühne lassen möge, wenn er nicht Unannehmlichkeiten erwarten wolle. Da sich Herr Kiderlen auch sonst noch bei dem weiblichen Theaterpersonal unbeliebt gemacht, wodurch in dem Verein Unannehmlichkeiten entstanden, und er dazu fortfuhr, Diesen und Jenen des Vereins lächerlich zu machen, so beschloß die Mehrheit des Vereins in einer heimlichen Sitzung, ihm den Laufpaß zu geben; doch der kluge Kiderlen machte es wie sein Landsmann, der „Nachtwächter von Ulm", er dankte ab, bevor er abgedankt wurde. Es entstanden nun neue Streitigkeiten im Verein, als ein gewisser Schulz die Direktion übernommen hatte und die Schauspieler bezahlte. Nur vier Wochen freute sich Herr Schulz Theaterdirektor zu sein, und nach bedeutenden Verlusten kehrte er reuig nach New York zurück, von wo er gekommen; das deutsche Theaterunternehmen schlief wieder ein.

Hinsichtlich der deutschen literarischen Bestrebungen in Philadelphia in jener Zeit habe ich zu berichten, daß Herr Samuel Ludvigh seine „Reisebilder aus Griechenland" und den „Quäker und Vernunftprediger" in Pamphletenformat drucken ließ. Herr Francis Grund, ein ausgezeichneter Philologe, aber eine politische Wetterfahne, kündigte ein deutsches Wochenblatt an unter dem Titel Allgemeine Deutsche Zeitung, in welcher die neuesten Novellen aus dem alten Vaterlande, sowie auch deutsch-amerikanische, erscheinen sollten. Auch versprach er, für die Erhaltung und Pflege der deutschen Sprache in Amerika seine besten Kräfte zu verwenden. Die erste Nummer erschien und wurde freudig begrüßt, dann plötzlich aber erhielt Herr Grund eine politische Mission nach Europa und das Unternehmen hörte auf. Hierauf kündigten die Herren Dr. Hering, Dr. Häusler und Kiderlen eine Wochenschrift unter dem Titel Deutsche National-Zeitung, ein Sprechsaal für alle gebildete Deutschen, an, die sie vom 1. Januar 1838 an herausgeben würden. Diese Zeitung bestand bis zum Jahre 1840, wo sie Herr Grund an sich brachte und zu einem politischen Blatt umwandelte, unter dem Titel Der Deutsch-Amerikaner.

Im Sommer 1837 kam mit der Bremer Barke Constitution der damals ungefähr neunzehn Jahre alte Friedrich Gerstäcker, der später so beliebte Novellendichter, in New York an. Er konnte dort keine Beschäftigung finden, kam nach Philadelphia und ersuchte mich dringend, ihm in meiner Druckerei Arbeit zu geben. Leider war mir das nicht möglich. Ich bemühte mich, ihm sonstwo Beschäftigung zu verschaffen, doch alle meine Bemühungen waren umsonst, und Gerstäcker wanderte nach dem weiten Westen. Ich erfuhr später, daß er sich eine Zeit lang in Cincinnati aufgehalten, wo er ein trauriges Leben führen mußte, und dann von dort mit einigen Trappers in die Wildniß gezogen sei. Noch einmal begegnete ich demselben in New York, als er von dort aus nach Süd-Amerika zog. Gerstäcker hatte damals schon einen bedeutenden Ruf, und verlebte ich mit dem munteren Kumpan einige recht vergnügte Stunden. Auch lernte ich um diese Zeit Herrn Weber, einen tüchtigen Journalisten, kennen, der später in St. Louis den Anzeiger des Westens gründete, ebenfalls Herrn Scriba, der später den Pittsburg Courier gründete.

Am 1. Dezember (1837) kam Herr F. W. Thomas, der Herausgeber der Freien Presse, in Philadelphia an; arbeitete eine kurze Zeit als Setzer am Freisinnigen, den ich damals herausgab. Dann erhielt er eine Stelle bei G. G. Rottenstein, der eine deutsche Zeitung, der Demokrat betitelt, leitete, ging dann mit seiner Frau nach Summytown, Montgomery County, wo er an der Zeitung Der Bauernfreund arbeitete und wo ihm sein ältester Sohn Wilhelm geboren wurde. Nach Verlauf von 1—2 Jahren kam er wieder nach Philadelphia zurück. Wie jedem, der damals großen Trubel hatte, sich ehrlich durchzuschlagen, ging es auch Herrn Thomas, den ich in seiner schweren Zeit genau kennen lernte. Thomas hielt den Kopf aber immer oben, war fleißig, ernährte seine immer stärker werdende Familie redlich und erwarb sich bei allen, die ihn kennen lernten, die höchste Achtung. Jetzt (1877) ist er ein Greis von 69 Jahren, einige Monate jünger als ich, und freuen wir uns, wenn wir uns hier und da wiedersehen, unterhalten uns von den längst vergangenen Tagen, so wie es die alten Spießbürger zu thun pflegen, wenn sie alt werden, denn von den alten Zeiten zu sprechen ist ihnen ja die angenehmste Unterhaltung.

Auch lernte ich damals Herrn Joseph Schipper, Professor der Philadelphia Hochschule, kennen, der den Ruf eines ausgezeichneten Philologen hatte, und waren meine Besuche bei ihm mir die angenehmsten und lehrreichsten, welche ich damals finden konnte. Herr Schipper war in Brückenau in Bayern geboren und kam im Jahr 1805 in dieses Land. Er wohnte meistens in Germantown, wo er auch starb Das Hinscheiden dises braven und tief gelehrten deutschen Mannes wurde besonders bei der gelehrten Welt in Philadelphia tief betrauert.

Musik. — In dieser herrlichen Kunst zeigten die Deutschen in den Jahren 1837 und 1838 einen sehr lobenswerthen Eifer und machten außerordentliche Fortschritte. Die Musik war so zu sagen ganz in den Händen der Deutschen. In den Konzerten, in den Theatern, war die größte Zahl der Musiker Deutsche. Ueberall wurden die deutschen Musiklehrer gesucht und vorgezogen. Im Lehrfach thaten sich besonders hervor, die Herren Viereck, Vincenz Schmidt, Hupfeld und Friedländer. Letzterer wurde der Gründer des Blinden-Instituts, wo er später als Musiklehrer angestellt war. Leider starb der intelligente Mann viel zu früh (1840), in seinem besten Mannesalter. Wir hatten zwei tüchtige Militärmusikchöre, die auf die erfreulichste Weise mit einander wetteiferten, und hat sich besonders Herr Friedrich Rasche als Dirigent hervorgethan. Nach dem Tode des Herrn Friedländer wurde er als Musiklehrer am Blinden-Institut angestellt, und brachte es bald mit seinen blinden Musikanten so weit, daß ihm von dem Institut Erlaubniß gegeben wurde, in den größeren Städten Pennsylvaniens Konzerte zu geben, deren reicher Ertrag in die Kasse des Instituts floß. Leider schlummert der tüchtige Mann auch schon lange in der kühlen Erde.

Der Männerchor hatte im Jahr 1838 an tüchtigen Kräften zugenommen und beschloß, während des Winters seinen passiven Mitgliedern und deren Familien Abendunterhaltungen zu geben, die immer zahlreich besucht waren und mit einem Tänzchen endeten. Durch diese Unterhaltungen erwarb sich der Männerchor den besten Ruf, auch bei unsern amerikanischen Mitbürgern, die sich zahlreich als passive Mitglieder eintragen ließen.

Die Tyroler Alpensänger, welche um diese Zeit hier ankamen, gaben unter der Direktion des Herrn Schlegel Konzerte, die sehr zahlreich besucht waren und die Liebe zu dem deutschen Gesang unter den Amerikanern sehr weckten. Leider dauer-

ten die Konzerte nicht lange, der tüchtige Sänger Herr Schlegel, der von Europa einen großen Ruf mitbrachte, wurde plötzlich krank und starb nach einigen Tagen im Schiller Hotel, jetzt Herrn Groß und Witmeyers Hotel, 238 Race-Straße. Der Leichenzug war ein höchst bedeutender. Herr Ginal hielt die Grabrede.

Im Frühling des Jahres 1838 (? 1837) kamen deutsche Tonkünstler aus Prag in Böhmen nach Philadelphia und gaben in der alten Freimaurer-Halle in der Chestnut-Straße mehrere Konzerte. Die United States Gazette, damals die gelesenste Zeitung in Philadelphia, schrieb über diese Musiker folgendes:

„Wir wollen uns nicht über die deutschen Musiker, welche jetzt unter uns weilen, in Schmeicheleien ergehen, aber so viel ist gewiß, daß noch nie in den Vereinigten Staaten eine musikalische Gesellschaft aufgetreten ist, die ihr nur im Entferntesten gleichgestellt werden kann. Wessen Gemüth erhebt sich nicht freudig, wenn er diese herrliche deutsche Musik hört."

Am 2. Januar 1838 gab der Männerchor zum Besten seines beliebten und hochgeachteten Dirigenten Herrn Wolsieffer ein Abschiedskonzert im Pennsylvanien Theater, da er eine Stelle als Lehrer in Baltimore angenommen hatte und dorthin übersiedelte. Bei dieser Gelegenheit war das Theater überfüllt, ein Beweis, daß Herr Wolsieffer eine große Anzahl wahrer Freunde in Philadelphia hatte.

Auch die Freunde einer deutschen Bühne arbeiteten wieder an einem neuen Plan, ein stehendes, anständiges Theater in einem passenden Gebäude zu errichten, leider aber, da die Versuche ein Kapital zu sammeln, mißglückten, beschloß man, von Zeit zu Zeit hier und da, wo gerade ein Theater frei war, Vorstellungen zu geben. Auch an ein Liebhaber-Theater wurde jedoch gedacht, welches auch später durch die Bemühungen der Gebrüder Kretschmar und Herrn Fincks zustande kam, aber auch nur kurze Zeit am Leben erhalten werden konnte. Ich nahm dabei die Stelle des Souffleurs ein.

Schon im Frühling des Jahres 1838 wurde eine Feier des 4. Juli, des Unabhängigkeitsfestes der Vereinigten Staaten, unter den Deutschen in Anregung gebracht, und wurde nach mehreren Zusammenkünften beschlossen, daß die Deutschen sich in dem Walde vor der früheren Engel und Wolfs Farm versammeln und, nach der Art der damaligen gemüthlichen Picknicks, sich mit Speis und Trank versehen sollten. Herr Lorenz Herbert, der heute noch einen Tabaks-Store an der Ecke der Vierten und Race-Straße hält und damals schon, wo er noch ein junges Bürschchen war, wie heute noch, hohe Achtung genoß, arrangirte die Sache und ein Komitee leitete das Fest. Musik, Gesang, Reden und erheiternde Spiele belebten das Fest auf die würdigste und angenehmste Weise, und wurde beschlossen, daß die Deutschen Philadelphias jedes Jahr das Unabhängigkeitsfest auf eine ähnliche Weise feiern sollten.

Unter den neuen Bekanntschaften, die ich in diesem Jahre machte, war auch die des Herrn Charles Engel, der heute noch als sehr rüstiger Mann die Bergner und Engel-Bierbrauerei leitet. Herr Engel war eben in Philadelphia angekommen, wo er im Hamburg Hotel des Herrn Betz abstieg. Dort sah ich zum erstenmal den lustigen, netten, jungen Bierbruder, der uns öfters mit seinen herrlichen Gesängen und ganz vortrefflicher Stimme auf das angenehmste unterhielt. Gewiß erinnert sich Herr Engel freudig heute noch der angenehmen Stunden, die wir damals mit einander verlebt, obschon es in der Shinplaster-Zeit war. Nicht lange blieb Herr Engel in Philadelphia, da er gar keine Aussicht hatte, hier Beschäftigung zu finden. Mehrere Jahre waren vergangen, als ich ihn zufällig in der Dillwyn-Straße

wiedersah, wo er sich eine kleine Brauerei errichtete und ein ganz ausgezeichnetes Bier in seinem kleinen Kesselchen braute, und ich will behaupten, daß das Bier des Herrn Charles Engel, später dann Engel und Wolf, vortrefflicher war, als das Bier, das heutzutage mit allen Verbesserungen und Künsten gebraut wird. Dieses wird mir selbst Herr Engel zugestehen.

Anmerkungen und Zusätze.

Wollenwebers Erinnerungen aus seinem Leben wurden in mehreren Folgen und, wie es scheint, in verschiedenen Zeitschriften abgedruckt, von denen wahrscheinlich keine Exemplare mehr vorhanden sind. Der Band der Neuen Welt, des Sonntagsblattes des Philadelphia Demokrat, der einen Theil davon enthielt, befindet sich wenigstens nicht unter den dem Archiv der Deutschen Gesellschaft von der Demokrat Publishing Co. geschenkten Jahrgängen, die erst später beginnen.

Das Gedächtniß ist Wollenweber beim Niederschreiben seiner Erinnerungen nicht immer getreu gewesen, wodurch sich manche Ungenauigkeiten eingeschlichen haben, die zu berichtigen zum Theil der Zweck dieser Anmerkungen ist. Zur näheren Zeitbestimmung sind an einigen Stellen Jahreszahlen in Klammern eingefügt worden.

1. Die New Yorker Staatszeitung erschien am 24. Dezember 1834.

2. In dieser Versammlung wurde wahrscheinlich, „zum Behufe der umfassenden Beleuchtung des Projektes, eine neue deutsche Stadt zu gründen", ein Ausschuß ernannt, dessen erste Sitzung am 10. Juni 1836 stattfand. Er bestand aus Heinrich Ginal, Vorsitzer, Wilhelm Mohl, Sekretär, Anton Dunkelberg, Ferdinand Stark, Gottfried Conradt, Dr. W. Schmöle, Xaver Fendrich und Ludwig Friedauf. Am 27. August wurde in einer allgemeinen Versammlung eine Konstitution angenommen und im Frühling 1837 wurden drei Mitglieder ausgesandt, um geeignetes Land auszuwählen. Sie kehrten Mitte Juli zurück und empfahlen Land in Missouri zu kaufen. Darauf wurde am 22. Juli G. F. Bayer zum Agenten gewählt und ihm 18,000 Dollars zur Verfügung gestellt, womit er einen am Missouri- und Gasconade-Flusse gelegenen, etwa 12,000 Acker umfassenden Landstrich kaufte. (Protokolle der Ansiedlungsgesellschaft im Archiv der Deutschen Gesellschaft.)

3. Als zwölften aktiven Gründer nennt Seidensticker in der Geschichte des Männerchors M. Birk.

4. Seidensticker in der Geschichte des Männerchors erwähnt ebenfalls die Ueberreichung der Fahne und das Bankett, doch gibt er dafür den 4. April an. Er schildert besonders das Bankett ausführlicher, bei dem 13 regelmäßige und 67 freiwillige Toaste getrunken wurden und der Männerchor zahlreiche Lieder sang, deren Texte für die Gelegenheit von W. Beschke gedichtet waren. Wollenweber war einer der ersten Gründer der Washington-Garde, zog sich aber seines Geschäftes wegen zurück ehe die Kompanie zu einem Bataillon umgewandelt wurde. Ihre am 20. November 1836 angenommene und von Wollenweber 1837 gedruckte Konstitution enthält folgende Namensliste.

Stab. — Bataillons-Kommandeur, Ludwig Koseritz. Bataillons-Adjutant, Anton Sacher. Bataillons-Arzt, F. H. Karsten. Bataillons-Quartiermeister, Carl Wiegant. Fähnrich, Johann Buck.

Musikchor. — Georg Spieler, Johann Batzig, Joseph Nock, Georg Schiele, Philipp Hoffmann, Johann Metzler, Friedrich Rehmann, Valentin Heim, Carl Edler, Carl Schilling, Conrad Liebrich, Gottlieb Giese, Johann May, Michael Henhöfer, Franz Bräuning, Adolf Knab, Wilhelm Schenk, Gottlieb Gaus, Ludwig Zimmermann, Jacob Heiner, Ferdinand Friz, Gottlieb Kappes, Ludwig Poh, Franz

Kloz, Heinrich Schwacke, Wilhelm Brädy, Alexander Kuhn, E. Freitag.

Tambours. — Tambourmajor, Joseph Freund. Johann Kiefaber, Jacob Weisbrod, Adolf Lutze, Georg Ziegler, Georg Rau, Leopold Vogel, Ferdinand Hartrauf, Jacob Geslen.

Sappeurs. — Johann Ackermann, Adrian Spigel, Jacob Oertle, Johann Mayer, Johann Bechler.

Erste Kompanie. — Hauptmann, Ludwig Koseritz. Oberleutnant, August Moor. Leutnant, Philipp Bläß. Unteroffiziere, Joseph Feser, Jacob Weinert, Anton Wagner, Carl Göbel, Johann Schäfer, Eduard Röhm. Freiwillige. Peter Rau, Frederick Dittelbach, Christian Faus, Jacob Ebner, Georg Wagner, Christian Elias, Matthias Maag, Augustus Unger, Wilhelm Stahl, Caspar Kraus, Joseph Zoell, Ludwig Sebald, Johannes Mayer, Anton Graß, Wilhelm Glaser, Georg Jacob, Carl Koch, Carl Wilhelm, Johann Harrer, H. Petri, Gottlieb Deis, Martin Hauser, Gottlieb Behringer, Christian Klein, Jakob Krumb, Leonhard Benkert, Edward Pommer, Heinrich Stautermann, M. Dingler, Johann Zoller, Franz Spellenberg, Max Kuhn, Johann Hardtmann, Ludwig Schmidt, Wilhelm Reichmann, Peter Laufterer.

Zweite Kompanie. — Hauptmann, Johann Hees. Oberleutnant, Johann Seffert. Leutnant, Jacob Hähnlen. Unteroffiziere, Gustav Räher, Jacob Deites, Heinrich Lampater, Gottlieb Schwarz, Christian Zimmermann, Gottfried Gökeler. Freiwillige, Friedrich Brack, Jacob Dörr, Philipp Bläß, Heinrich Dörr, Wilhelm Dieth, Emanuel Ehret, F. Merz, Gottlieb Pommer, Ludwig Rösch, Gottlieb Rapp, Jacob Riker, Jacob Schiedel, Georg Göbel, Jacob Gulden, Jacob Henning, Carl Kreis, Gottlieb Loos, Christian Müller, August Motts, Franz Müller, Adam Müller, Johann Müller, Gottlieb Schwarz, Carl Spring, Johann Truchsäß, Jacob Traub, Frederick Wehmaier, Wilhelm Andermann, Jacob Heins, August Kraft.

Dritte Kompanie. — Kapitän, Carl Sauser. Oberleutnant, Jacob Schiefer. Leutnant, Wilhelm Betz. Unteroffiziere, Joseph Disinger, Johann Schoenthaler, Eduard Koch, Philipp Bäcker, Wilhelm Hoffman, Benedict Kohler. Freiwillige, Lorenz Specht, Michael Schäufele, Johann Stucke, Johann Rebmann, Heinrich Zirkel, Friedrich Leibrandt, Ludwig Dreyer, Heinrich Meier, Wilhelm Kilian, Frederick Christian, Christoph Schäfer, Gottlieb Laib, A. Altmeyer, Carl Eickhof, Jacob Aitz, Philipp Schuler, L. Armbruster, A. Liebermann, David Unterkoch, Simon Müller, Heinrich Martin, Carl Kesler, Heinrich Weber, August Kaiser, Andreas Westermann, Isidor Hirsch, Wilhelm Schäfer, Andreas Beck.

Von obigen Mitgliedern der Deutschen Washington-Garde lebten im Jahre 1882 nur noch neun Mann. Ihre Fahne wurde im Jahre 1884 der Deutschen Gesellschaft als Reliquie vergangener Zeiten zum Geschenk gemacht.

5. Gustav Körner in seinem Werke Das deutsche Element berichtet über L. von Fehrenthal, er sei früher zweiter Kommandant von Erfurt gewesen, habe wegen demagogischer Umtriebe zu Magdeburg auf der Festung gesessen und sei kurz vor der Abreise J. G. Wesselhöfts nach Amerika (September 1832) von dort entflohen.

* * *

Neue Folge.

Herr Walz, der mich so sehr getröstet und mir Unterstützung versprochen, konnte nicht Wort halten mit der großen Hilfe, die er mir von der Whig-Partei versprochen. (Wie Wollenweber später berichtet, übernahm Walz die Schriftleitung des Freisinnigen, nachdem Fehrenthal zurückgetreten war.) Die Publizierung der neuen Konstitution,

einige Bündel Papier, war alles was ich in Wirklichkeit bekam, vieles wurde mir aber versprochen, wenn ich den Freisinnigen bis zum Wahltage bestehen lasse. Ich Thor schenkte den Politikern Glauben.

Da nun die deutschen Demokraten einsahen, daß der Freisinnige fort und fort der Whig-Partei das Wort rede, so gründeten sie mit Hilfe der demokratischen Officehalter eine deutsche Zeitung unter dem Namen Demokrat, und war ein gewisser G. G. Rottenstein der Geschäftsführer und Redakteur. Sobald diese Zeitung im Publikum erschienen war, verlor ich eine große Anzahl meiner Abonnenten. Dazu kam noch, daß die Wahl für die Whig-Partei mit großer Mehrheit verloren ging.

Gleich nach der Wahl erschien in der New Yorker Staatszeitung eine Karikatur, in welcher ich mit hohen Wasserstiefeln und eine Fahne hoch haltend gezeichnet war, mir folgte Herr Wm. Kiderlen als Tambour Veit, die Herren Walz und Stollmeyer als Leidtragende. Diese Karikatur erschien nachgezeichnet im Demokrat, wodurch ich des Spottes halber mich genöthigt sah, mich so wenig als möglich sehen zu lassen. Doch wo ich mich auch nur blicken ließ, war mir der Spott sicher, dazu kam noch, daß meine Zeitungsträger überall grob behandelt wurden, und da sie einsahen, daß sie mit den wenigen Subskribenten, die ihnen noch geblieben, sich nicht ernähren konnten, verließen die Ratten das Schiff und Der Freisinnige hatte zu leben aufgehört. Als ich meine Whigfreunde an ihr Versprechen erinnerte, war niemand zu Hause. Ich saß in der Patsche.

Bald aber hatte auch der damalige Demokrat zu leben aufgehört, denn sein Herausgeber G. G. Rottenstein war ein leichtsinniger liederlicher Mensch, der viele Schulden machte und, von seinen Kreditoren gedrängt, französischen Abschied nehmen mußte, und wurden besonders viele Deutsche von ihm betrogen. Wie ich später erfuhr, trieb sich Rottenstein als Methodistenprediger in Virginien umher, wo er starb.

Durch die schlechten Geschäfte, welche ich in letzter Zeit gemacht, war ich bei meinen Arbeitern, sowie bei deren Kostgeberin, meiner Schwiegermutter, in Schulden gerathen. Bei letzterer trug ich dieselben ab, indem ich die Miethe des Hauses, in welchem sie ihr Kosthaus hielt, zu bezahlen übernahm. Die Arbeiter mußten sich gedulden und geduldeten sich auch, da bei mir nichts zu holen war. Auch blieb ich ihnen nur eine Kleinigkeit schuldig, und jeder wurde später redlich bezahlt.

Anders war es mit der Hausrente, deren Betrag nahezu auf 300 Dollars gestiegen war. Das Haus gehörte einem gewissen Ripperger, einem deutschen Barbier, welcher auch Chirurgie betrieb und sich ein großes Vermögen erworben hatte. Derselbe ließ mir mehrmals den Betrag der Rente abfordern, da ich aber immer nur die leere Hand zeigen konnte, so verließ den reichen Mann die Geduld, und legte er Beschlag auf meine Druckerei, Haushaltungsartikel usw. Er wurde durch das damalige Gesetz zu einem Konstabel-Verkauf berechtigt. Bald genug erschien auch der Konstabel, Herr Murphy in meiner ärmlichen Wohnung in der Sherry-Straße und Scribners-Alley, zeigte mir an, daß er am Nachmittag meine Hausartikel und am nächsten Tage die Druckerei verkaufen wolle. Mit Thränen in den Augen bat ich den Konstabel dringend, den Verkauf meiner Hausartikel doch noch um einen Tag zu verschieben, ich wolle noch einmal zu Ripperger gehen und ihn bitten, mir zur Zahlung noch eine Frist zu geben.

Als der Konstabel auch den Jammer meiner Frau sah, sagte er: „Gut, ich will mit Ihnen zu Ripperger gehen, aber glauben Sie, mit dem harten Mann ist nichts auszurichten." Wie der brave Murphy gesagt so war es auch, Ripperger blieb uner-

bittlich. Als wir wieder auf die Straße kamen (Ripperger wohnte an der Nordwest-Ecke der Sechsten und Sansom-Straße), redete mich der Konstabel auf folgende Weise an: „Mr. Wollenweber, ich habe mich nach Ihrem Charakter erkundigt und vernommen, daß Sie in Ihrem Geschäft ein fleißiger und redlicher Mann waren und daß Sie die unselige Politik zu grund gerichtet hat. Ich will Ihnen nun folgenden Vorschlag machen: ich habe einige Hundert Dollars, kaufe dem Ripperger Ihre Schuld ab, Sie geben mir Ihre Note für 300 Dollars und bezahlen mich in Raten, wie Sie können, da ich das Vertrauen zu Ihnen habe, daß Sie mich bezahlen werden." Tief erschüttert griff ich die Hand des guten Mannes, dankte ihm auf die herzlichste Weise, daß er sich in der großen Noth meiner annehmen wolle. Murphy ging sogleich zu Ripperger zurück und kam bald wieder mit freundlicher Miene aus dem Hause auf mich zu und sagte: „All right!" Wir gingen dann in die nahegelegene Aldermans Office und ließen den Vertrag aufsetzen, wonach mir Herr Murphy den Schlüssel zu der Druckerei gab.

Kaum waren drei Jahre verflossen, so war meine Schuld bei dem braven Mann in Raten von 5, 10 und 20 Dollars bezahlt, und als ich ihm anbot, die Interessen zu bezahlen, weigerte er sich dieselben anzunehmen. Später, als ich Eigenthümer des Philadelphia Demokrat war, wurde Murphy als Kandidat für das Sheriffsamt aufgestellt, und suchte ich ihn mit meinen ganzen Kräften zu unterstützen. Er wurde gewählt. Lange schon ruhen die Gebeine des braven Konstabel in kühler Erde.

Mit welch freudigem Gefühl ich nach Hause eilte, um meiner so tief bekümmerten Frau die frohe Botschaft zu bringen, läßt sich nicht leicht beschreiben. Nachdem ich dieselbe beruhigt, eilte ich in die Druckerei und nahm mir vor, mich überall um Drucksachen umzusehen und dieselben prompt und billig zu liefern; an Zeitungsherausgeben dachte ich nicht.

Es sollte aber anders kommen. Kaum hatte ich die Thüre aufgeschlossen und die Fenster geöffnet, so trat auch mein braver Lehrling, Friedrich Krotel, zu mir ein, beglückwünschte mich, daß ich wieder in Besitz der Druckerei sei, „und nun", sagte er, „wollen wir wieder an die Arbeit, hier habe ich gleich einen Auftrag von Herrn Kraft, ihm nach diesem Muster 1000 Karten zu drucken." Herzlich drückte ich dem guten fleißigen Knaben die Hand. Die Karten waren bald gedruckt, und wieder klapperten einige Dollars in der seit längerer Zeit ganz leeren Tasche. Als die Karten abgeliefert waren, sagte mein guter Friedrich: „Ich habe jetzt gar nichts zu thun, aber dort in der Ecke liegt noch ein Bündel Papier, Farbe ist auch noch da, wie wäre es, wenn Sie ein Witzblättchen schreiben und herausgeben würden. Wir können jede Woche eine Nummer fertig bringen, ich werde es zum Verkauf herumtragen, und wird dieses Unternehmen uns beschäftigen, auch etwas einbringen." „Herrlicher Gedanke, mein lieber Fritz", rief ich, „bis nächsten Samstag soll schon der Deutsche Michel erscheinen und das deutsche Publikum ergötzen, auch den Whigs, die uns so schändlich hintergangen, derbe Hiebe ertheilen. Schriften abgelegt, Fritz, zum Satz des Deutschen Michel, frisch gewagt ist halb gewonnen!" Wir arbeiteten nun fleißig an der Herstellung des kleinen Quarto-Blättchens, daß es bis nächsten Samstag in der Frühe fertig war und wir es austragen konnten. Mit unsern Zeitungsbündeln durchwanderten wir die Stadt, Krotel nahm den südlichen, ich den nördlichen Theil, den Deutschen unsern Michel zum Kauf anbietend, und als wir gegen Abend wieder in der Druckerei anlangten, zeigte es sich, daß wir alle Exemplare, 300 an der Zahl, zu zwei Cents das Stück

abgesetzt hatten. Freudig zahlte ich meinem guten Fritz den Wochenlohn, wollte ihm auch Trägerlohn bezahlen, was er aber durchaus nicht annahm. Seit langer Zeit kehrte ich nicht so vergnügt in meine Wohnung zurück als damals.

Der von mir herausgegebene Freisinnige (von dessen Untergang ich bereits sprach) war bis zum Beginn der Wahlagitation neutral und von Herrn Major von Fehrenthal fähig redigirt. Da, als ich glaubte, daß mein Geschäft im besten Gang sei, kündigte mir Herr Fehrenthal, der Homöopathie studirt hatte, an, daß ihm eine schöne Stelle als Arzt in Bucks County angetragen worden sei, die er angenommen habe, ich müßte mich daher nach einem anderen Redakteur umsehen. Ich war dadurch in große Verlegenheit gesetzt, denn es war in jener Zeit nicht leicht, einen Mann zu finden, der als Redakteur mit so wenigem Gehalt, wie ich bezahlen konnte, mir dienen wollte.

Durch Zureden einiger meiner Freunde, sehr achtbarer Männer, aber, wie ich leider zu spät erfuhr, eifrige Whigs, nahm ich Herrn Walz, früher Redakteur der Alten und neuen Welt, als Redakteur, indem er nicht mehr Honorar verlangte als sein Vorgänger. In jener Zeit war ich noch nicht Bürger der Vereinigten Staaten, konnte mich auch nur wenig um die Politik bekümmern, denn meine Sorgen und schwere Arbeiten ließen dieses nicht zu, und war ich, was die Politik anbetraf, sehr grün. Um die Redaktion konnte ich mich, wegen der oben angegebenen Ursachen, nicht bekümmern, und ich war froh, wenn die Woche zu Ende war, daß ich meine Arbeiter bezahlen konnte, und so brachte Herr Walz mehrere Artikel zu Gunsten der Whig-Partei in dem Freisinnigen, und ich muß es zu meiner eigenen Schande eingestehen, erst dann wurde ich das Spiel des Herrn Walz gewahr, als mich meine demokratischen Freunde darauf aufmerksam machten. Die Warnung mehrerer, mich nicht mit den Whigs einzulassen, kam zu spät, die Redaktion des Freisinnigen hatte sich zu tief, zu stark für die Whig-Partei ausgesprochen, als daß sie auf schickliche Weise widerrufen konnte, was sie zu Gunsten der Whigs gesagt.

Mit jedem Tag verlor ich jetzt Abonnenten, und mußte ich selbst beim Herumtragen der Zeitung vernehmen, daß die Leute den Freisinnigen nicht mehr nehmen wollten, weil er eine Whig-Zeitung geworden sei. Ich machte Herrn Walz schwere Vorwürfe, daß er ohne meinen Willen das neutrale Blatt zu einer Whig-Zeitung umgestempelt, und ich jetzt dadurch große Verluste erleide, und daß ich es nicht länger zugeben könne, daß der Freisinnige der Diener der Whig-Partei sei. Herr Walz, ein alter Heuchler, tröstete mich und versprach, sein Möglichstes zu thun, um den Schaden wieder gut zu machen. Vor der Hand verlange er kein Honorar mehr, auch wolle er mit dem Whig-Komite sprechen, daß ich eine Vergütung erhalte.

Doch ich muß wieder auf meinen Deutschen Michel zurückkommen. Als ich die verbesserte Nummer 2 des Witzblattes herumtrug, kam ich auch in die Fabrik des Herrn Horstmann, damals an der Germantown Road, bot meinen Michel zum Verkauf an und setzte mehrere Exemplare ab. In der Office stand der freundliche alte Herr unter der Thüre und rief mich an. Er nahm sechs Exemplare und bemerkte dabei: „Wollenweber, ich sehe Sie sind ein tüchtiger Mensch, der sich ehrlich durchzuschlagen sucht, ich bedaure daher sehr, daß Sie den dummen Streich begangen und den Freisinnigen, der neutral war, zu einem Whigblatt umsatteln ließen. Wären Sie neutral geblieben, oder hätten Sie sich nur ein wenig zur demokratischen Partei geneigt, so würde der Freisinnige noch bestehen und Sie wären ein gemachter Mann.“ Ich erzählte Herrn Horstmann,

wie ich in die Schlingen der Whigs gekommen sei, und wie man die Versprechungen, die man mir gegeben, nicht gehalten habe. „Nun", sagte der gute Mann, „hören Sie meinen Rath. Mit dem Deutschen Michel ist es nichts. Es soll ein Witzblatt sein, aber glauben Sie mir, der Witz wird Ihnen bald ausgehen, und man wird Witze über Sie machen. Ich rathe Ihnen daher, nach dem Muster des Philadelphia Ledger eine anständige Zeitung herauszugeben, und neben den Stadtneuigkeiten die Bestrebungen der Deutschen in der Union, besonders aber der Deutschen in Philadelphia ins Auge zu fassen. Geben Sie auch hier und da den Whigs wegen ihrer Verschwendungen eine Ohrfeige und ich wette, Sie werden von den Demokraten unterstützt. Ihre Angelegenheit mit dem Freisinnigen wird vergessen, denn jedermann weiß ja, daß Sie von Herzen ein guter Demokrat sind."

„Das was Sie mir, lieber Herr, hier sagen, ist alles schön und gut", erwiederte ich, „Sie haben aber dabei nicht daran gedacht, daß ein solches Unternehmen viel Geld kostet, und daß ich keines habe, ja so arm bin wie eine Kirchenmaus. Woher das Geld nehmen, um bei einer solchen täglichen deutschen Zeitung nur die Arbeiter bezahlen zu können?" „Nun", erwiderte er, „wenn es nicht täglich geht, lassen Sie die Zeitung einstweilen dreimal wöchentlich erscheinen. Ich liefere Ihnen das Papier bis Sie es sich selbst verschaffen können, und werde mich bei meinen Freunden für Sie verwenden." Ich sprach Herrn Horstmann meinen herzlichsten Dank aus. Noch an demselben Abend theilte ich meinem braven Krotel den Rath des Herrn Horstmann mit. „Ja", meinte der kluge Knabe, „machen Sie das Format um die Hälfte größer als das des Deutschen Michel, nehmen Sie den Eugen Ketterlinus, welcher die Buchdruckerei so gerne lernen möchte, und noch einen tüchtigen Setzer dazu, wir werden dann sicher fertig. Natürlich müssen Sie die Redaktion, das Drucken und theilweis auch das Zeitungstragen übernehmen."

Ich machte nun meine Wochenberechnung: $6 für einen Setzer, $2.50 für Krotel, $2 für Ketterlinus, $2 für Druckerschwärze und sonstige kleine Ausgaben. $12.50 (Miethe nicht eingeschlossen) das ist gewiß billig für eine Zeitung, die dreimal wöchentlich herausgegeben werden soll, wenn auch die Zeitung in sehr bescheidenem Format erscheint. Aber woher das Geld nehmen, denn von dem Gelde, was ich mit dem Michel verdiente, waren, nachdem ich etwas für die Haushaltung gesorgt, kaum $2 übrig und $12.50 war für mich ein großes Kapital. Da fiel mir ein, daß ich einer Gesellschaft angehöre, die, wenn es ihre Kasse erlaubte, an ihre Mitglieder, ohne weitere Bürgschaft, Geld ausleihe. Ich begab mich zu dem Verwalter und, welche Freude, ich erhielt gegen meine Note $50 auf ein Jahr geliehen.

Mit den 50 Dollars in der Tasche eilte ich in die Druckerei, wo mein Krotel schon mit Aufräumen beschäftigt war. „Fritz", rief ich, „Fritz, ich habe Geld, ich befolge Herrn Horstmanns Rath, ich nehme einen Setzer, Eugen Ketterlinus dazu, Papier liefert Herr Horstmann, ich schreibe, ihr setzt, ich drucke und trage die Zeitung aus, nächsten Dienstag soll die erste Nummer der Stadtpost erscheinen." „Good bye! Deutscher Michel", meinte Krotel. Ich ging dann zu Herrn Horstmann, der damals seinen Laden an der Dritten nahe Arch-Straße hielt, und berichtete, daß ich seinen Rath befolgen wolle und daß schon in der nächsten Woche eine Zeitung erscheinen werde, die so viel als möglich seinem Wunsch entsprechen solle. Freundlich nahm er meinen Bericht an, schrieb mir eine Anweisung auf eine nicht unbedeutende Quantität Papier und bemerkte dabei: „Wenn dieses Papier aufgebraucht ist, kommen Sie wieder und bald werden Sie sich das Papier selbst verschaffen können." Darauf engagierte ich

einen Setzer, Herrn Roth, Eugen Ketterlinus als Lehrling, begab mich dann zu dem Auktionator Heinemann, zu Herrn Hähnlen, Hutmacher, zu Dr. Langolf, den Herren Kraft, Betz und Großholz, die mir Anzeigen gaben. Herr Friedrich Contourier, ein Landsmann und einer meiner Mitbetheiligten bei dem Aufstand in der Rheinpfalz, war mir stets ein lieber Freund und wies mir bei allen meinen Zeitungsunternehmungen Subskribenten zu, besonders war er jetzt und später bei der Uebernahme des Demokrat für mich thätig, wofür ich ihm heute noch den besten Dank sage.

Die Stadtpost war nun seit drei Wochen regelmäßig dreimal die Woche erschienen, und war in dieser Zeit die Subskribenten-Liste auf 300 gestiegen und wuchs mit jedem Tag. Meine Arbeiter waren fleißig und alles ging nach Wunsch.

Die Hoffnung, daß jetzt mein Trubel ein Ende nehmen werde, machte mich ganz glücklich. Da kam an einem Tage mein Kortel, auf den ich so viel hielt, mit betrübtem Gesicht in die Druckerei und erzählte mir, daß bei der deutsch-lutherischen St. Michaelis- und Zions-Gemeinde ein Vermächtniß existiere, um einen jungen Mann, Mitglied der Gemeinde, Theologie studiren zu lassen. Bald darauf trat auch sein Vater, der alte Herr Krotel, ein ganz gemüthlicher Schwabe, ein und berichtete mir, daß die Aeltesten und Vorsteher der lutherischen Michaelis- und Zions-Gemeinde beschlossen hätten, seinem Sohn Friedrich das Stipendium zum Studiren der Theologie zukommen zu lassen, da er von den Lehrern und Predigern das beste Zeugniß erhalten habe. Sein Sohn sei aber jetzt gerichtlich als Lehrling zu mir verbunden und es hänge von mir ab, ob der Beschluß des Kirchenraths erfüllt werde; besonders würde es Friedrichs Eltern glücklich machen, wenn ihr Sohn Theologie studieren werde und sie die große Freude erleben könnten, ihn auf der Kanzel zu sehen und predigen zu hören. Ihr ganzes Leben hindurch würden sie mir dankbar sein, wenn ich Friedrich freilasse. Dem alten braven Mann traten die Thränen in die Augen. So unangenehm mir dieser Vorfall auch war, da Friedrich bereits ein tüchtiger Setzer geworden, welcher so zu sagen im Geschäft meine rechte Hand war, so bedachte ich mich jedoch nicht lange und sagte Vater Krotel, daß wenn Friedrich den Wunsch seiner Eltern erfüllen wolle und er sein Glück in einem Predigeramt zu finden hoffe, wollte ich gewiß nicht dagegen sein, obschon seine Entlassung gerade jetzt für mich sehr empfindlich sei. Dankbar drückte mir der gute alte Krotel die Hand.

Nach wenigen Tagen verließ mich mein braver Lehrling mit seiner Entlassung in der Tasche, um eine neue Laufbahn anzutreten. Später hatte ich das Vergnügen, ihn als tüchtigen Kanzelredner in der englischen und deutschen Sprache zu hören. Er hat sich den Doktorhut erworben und predigt jetzt vor einer der bedeutendsten Gemeinden in der Stadt New York, die ihn gehörig salariert.

An die Stelle des jungen Krotel mußte ich einen bewährten Setzer nehmen, und guten Muthes und mit allem Fleiß arbeiteten wir fort, da ja jetzt unsere Bemühungen belohnt wurden und die Stadtpost immer mehr Anklang fand. Ich mußte neben mir noch zwei Zeitungsträger anstellen, und darf ich mit Vergnügen sagen, daß sich diese recht viel Mühe gaben, um die Subskribentenzahl zu vermehren. Die Stadtpost war schon mehrere Monate alt, als ich mit meinem Zeitungsbündel zu Vater Ziegler, meinem früheren Kostwirth und Gönner, kam. Als ich die Zeitung wie gewöhnlich abgeben wollte, winkte mir Papa Ziegler nach seiner Nebenstube. Hier eröffnete er mir, daß am gestrigen Abend eine bedeutende Anzahl deutscher Männer eine Versammlung gehabt, wobei beschlossen wurde, eine strikt demokratische Zeitung zu gründen.

Eine berathende Versammlung werde an einem der nächsten Abende in dem Schiller Hotel des Herrn Großholz stattfinden. Er wolle mir zeitlich Nachricht davon geben, und müsse ich mit ihm dahingehen, da ja er, sowie mehrere der Herren, die der Versammlung beiwohnen werden, wüßten, daß ich ein Demokrat wäre und nur schändlich in die Schlingen der Whigs gezogen worden sei. Auch hätten die Bemerkungen, die ich über die Verschwendung der öffentlichen Gelder, welche sich die Whigs zu Schulden kommen ließen, in der Stadtpost gemacht, großen Anklang gefunden. „Nun aufgepaßt, junger Mann, vielleicht kommt etwas Gutes für Dich bei dem Unternehmen heraus“, sagte der gute Ziegler. Diese Nachricht erschreckte mich sehr und gab meinen Hoffnungen für eine bessere Zukunft einen harten Stoß, besonders da ich wußte, daß mehrere der bei der Gründung einer neuen Zeitung Betheiligten, die mir Freund Ziegler genannt, bei dem deutschen Publikum großen Einfluß hatten, und die Stadtpost viele Subskribenten verlieren werde. Mit wehmüthigem Gefühl und bangen Sorgen für meine Zukunft kehrte ich in meine Druckerei zurück.

Damals wurde der Philadelphia Demokrat von mir mit Beihilfe einer Anzahl Freunde gegründet, den ich bald selbstständig auf eigenes Risiko übernahm. Ueber die Einzelheiten dabei werde ich später berichten.

Am 4. Juli 1840 feierten die Deutschen Philadelphias das Unabhängigkeitsfest der Vereinigten Staaten in einem Wäldchen nahe Gray's Ferry auf die allergemüthlichste Weise. Nach den Vorschlägen, die in den deutschen Zeitungen gemacht waren, brachte jede Familie, jeder Einzelne, welche dem Fest beiwohnte, ihren Proviant für den Tag mit. Die Familien und Freunde, die sich einander angeschlossen, stationirten sich gruppenweise, fertigten sich Tische und Sitze so gut es möglich war, kramten dann ihren Proviant aus und stellten ihn zur Schau. Da war alles zu einem Picknick eingerichtet, wie es sein sollte, und habe ich trotz allem Aufpassen nie wieder einem so herzlich gemüthlichen deutschen Picknick beigewohnt.

Nachdem man sich ordentlich eingerichtet und das Hämmern und Lärmen etwas nachgelassen, begann die Musik zu spielen, und die Sänger ließen ihre herrlichen und fröhlichen Lieder durch den Wald erschallen. Hierauf begannen die Promenaden, oder besser gesagt die gegenseitigen Besuche von einer Gruppe zur andern, und jeder Wanderer, welcher eine Gruppe besuchte, durfte dieselbe nicht verlassen, ohne von den Leckerbissen zu versuchen, welche aufgetragen waren. Man begrüßte sich auf die herzlichste Weise, und gute Witze, die hier und da losgelassen wurden und worin sich Herr Jacob Haehnlen, Kapitän F. W. Binder und Herr Carl Wilhelm besonders auszeichneten, erheiterten alle. Diese Wanderungen mitzumachen, war gewiß ein großes Vergnügen, denn es war nirgends ein unfreundliches Gesicht zu sehen; das herrliche Wetter, die schöne Lage des Festplatzes und die netten, oft komischen Einrichtungen darauf hatten alle zum Frohsinn geweckt.

Nachdem die Besuche überall abgestattet waren, begab man sich zur Rednerbühne, wo Herr Jacob Haehnlen die Unabhängigkeits-Erklärung vorlas, und Herr Wesselhöft einige treffliche Bemerkungen über das Fest machte, die von der Menge mit Andacht angehört wurden, und worauf dann der Freiheit und Unabhängigkeit drei donnernde Hochs gebracht wurden. Hierauf begannen die jungen Leute ihre Spiele, es wurde getanzt, gesungen und vergnügte sich jeder so gut er konnte.

(Schluß folgt.)

☛ **Die Fortsetzung der „Geschichte der Deutschen und deutschen Nachkommen in Illinois“ ist bis zum Juli-Hefte verschoben worden.**

Pennsylvanien zur Zeit der ersten Volkszählung der Vereinigten Staaten im Jahre 1790.

Im Jahre 1790, zur Zeit der ersten Volkszählung, enthielt der Staat Pennsylvanien 423,373 weiße Bewohner, wovon 249,656 Engländer, 110,557 Deutsche, 49,567 Schotten, 8614 Irländer, 2623 Holländer, 2341 Franzosen, 21 Juden, und 194 verschiedener Nationalität waren.

Philadelphia, damals die Bundeshauptstadt, hatte 28,522, Lancaster, die zweitgrößte Stadt im Staate, 3762 Bewohner. Von den 29,928 Bewohnern von Berks County waren 22,435 Deutsche.

Uebrigens sind diese Ziffern nur annähernd verläßlich, da die Nationalität der Bewohner bei der ersten Volkszählung nicht ermittelt wurde. Sie ist erst nachträglich nach den Familiennamen im Census-Bureau festgestellt worden.

Von den 1790 im Staate bestehenden Zeitungen waren 6 deutsche; die 1739 gegründete „Germantowner Zeitung" war die zweitälteste im Staate.

Von den 75 Postämtern im Lande waren 10 im Staate Pennsylvanien.

Geschichte der Omaha Schweizer-Colonie.

Von Xaver Stadler.*)

An den Ufern des Missouri.

Wenn im Nord des Landes erst der Schnee
beginnt zu schmelzen
Und Missouri's Fluthen drohend hier vorbei sich wälzen,
Kehret schon der Frühling bei uns ein.
Wie dann auch die Uferhügel sich in Grün
umkleiden,
In der weiten Thalessohle Pferd und Rinder weiden,
Wird's lebendig hier in Busch und Hain.

Vögel zwitschern und geschäftig krabbelt es
in dem Gefieder,
Ei, da ist ja unser alter Freund der Chipmunk wieder,
Angezogen wie ein kleiner Geck.
Und was äugelst du dort hinter'm Baum
hervor verstohlen,
Mister Eichhorn? Hier sind Peanuts, —
komm dir welche holen,
Komm', du warst ja früher stets so keck.

Doch da seh ich den Missouri glitzern.
Möcht' das Rauschen
Seiner gelben Fluthen wieder einmal gern
belauschen
Und an's buschbewachs'ne Ufer geh'n.
Wissen doch die Wellen oft gar manches
zu erzählen,
Das die alten Gräber auf den Hügeln uns
verhehlen
Und gelehrte Männer kaum versteh'n.

Von dem sagenhaften Tartarrax hör' ich
sie flüstern
Und den Spaniern, die nach seines Reiches
Schätzen lüstern,
Beute suchten hier und Ruhm und Streit.

---

*) Der Verfasser, Bildhauer von Beruf, kam vor etwa 10 Jahren von Boston, um die Giebel-Felder am Burlington-Bahnhof auszuschmücken, und ist dort geblieben.

Mit Missouriwasser, hör' ich, füllten sie die
Helme
Und als damit sie sich den Durst gelöscht,
die armen Schelme,
Waren sie von ihrem Wahn befreit.

Merkten, daß vergebens sie vom Golf herauf marschiret,
Daß Quivira bloß in ihren Köpfen existiret
Und verwünschten nun den ganzen Spuck.
Zu bekriegen gab's hier nichts als friedliche
Gemeinden,
Die in ihrer Armuth sicher fühlten sich vor
Feinden
Und Nomadenvolk mit Federnschmuck.

Don Onato ließ deshalb nicht lang die
Pferde grasen,
Sondern ungesäumt zur Sammlung und
zum Rückzug blasen
Und die Wellen lachten hintend'rein.
Was geträumt indeß die tollen Abenteurerhorden,
Ist nach vielen Jahren doch zur Wirklichkeit geworden,
Liegt nun da so schön im Sonnenschein.
Farmen stolz und ruhig, in den Speichern
gold'ner Segen,
Brücken und Paläste, bunt' Getrieb' auf
Weg und Stegen,
Stadt und Land in reichster Pracht.
Und nicht Schwerter, Pflug und Werkzeug
waren blos die Waffen,
Die das Land erobert und den Wandel hier
geschaffen,
Kluger Fleiß allein hat es vollbracht.

Entstehungs-Geschichte der Stadt Omaha.

Spärliche Funde von Töpferwaaren und geschickt hergestellte Waffen und Steinwerkzeuge, die der Pflug der Ansiedler an's Tageslicht fördert, künstlich aufgeworfene Erdhügel auf Anhöhen, die wohl zum größten Theil den Ureinwohnern als Grabstätten gedient hatten, sowie auch Ueberreste von Wohnstätten, sind die einzigen Zeugen menschlicher Thätigkeit im Territorium von Nebraska bis zum Erscheinen der Europäer. Das erfolgte im Jahre 1540. Als nämlich Fernando Cortez durch seine Eroberung Mexiko's Ruhm und Reichthum erworben, suchten es ihm viele spanische Edelleute gleichzuthun und schenkten deshalb den Gerüchten gern Glauben, daß da droben im fernen Nordwesten irgendwo ein großes dichtbevölkertes Reich, Quivira genannt, liege, das von einem greisen Häuptling, Namens Tartarrax, beherrscht werde. Es wurden mehrere Expeditionen ausgerüstet. Unter Andern versuchte auch ein gewisser Don Onato sein Glück und kam mit seinen Schaaren, dem Missouri folgend, bis hinauf in die Gebiete, die heute die Staaten Nebraska und Jowa bilden.

Die eigentliche Geschichte der weißen Bevölkerung Nebraska's datirt indeß erst vom Ende des sechzehnten Jahrhunderts, als der fromme Pater Marquette vom Norden her in einem Kahne den Missouri herunter geschwommen kam und in dieser Gegend an's Land stieg. Er nahm eine Karte davon auf und erwähnte in seinem Bericht der Indianerstämme Pama's und Maha's, welch' letztere der Stadt Omaha ihren Namen gaben.

Aber wiederum verflossen zwei Jahrhunderte, bis weiße Männer die von Büffelherden durchstreiften Prairien Nebraska's betraten.

Während dieser Zeit hatten die amerikanischen Colonien ihre Unabhängigkeit errungen und die junge Republik im Jahre 1803 unter der Regierung Jefferson's die ungeheuren Länderstrecken vom Golf von Mexiko im Süden bis zum neunzigsten Breitegrad im Norden und vom Mississippi bis zum Felsengebirge von Napoleon Bonaparte käuflich erworben. Nun machte sich eine Schaar kühner Männer im Auftrag der Regierung auf den Weg, um die neugewonnenen Gebiete zu erforschen. Sie setzten über den Missouri an der Stelle,

wo jetzt Omaha liegt und schlugen da ihr Lager auf, um dann weiter bis zum Stillen Ozean vorzudringen.

Etwas solidere Wohnstätten errichteten schon die Mormonen, die hier in den Jahren 1845—46 erschienen und sich im nahen Florence niederließen. Aber das Schicksal war den sonderbaren Heiligen nicht hold. Krankheit und Noth lichteten die Reihen und die Uebriggebliebenen zogen bald weiter, um endlich an den steinigen Ufern des Salt Lake, dem amerikanischen todten Meere, ihr Ziel und eine Heimath zu finden.

Inzwischen war jedoch eine Fähre eingerichtet worden. Der weiße Mann hatte auf dem westlichen Ufer des Flusses festen Fuß gefaßt und eine Handelsstation errichtet. Dabei blieb es indessen mehrere Jahre. Da widerfuhr unserem Landsmann General Suter draußen in Californien das Malheur, daß auf seinen Besitzungen Gold entdeckt wurde. Die Nachricht verbreitete sich mit wunderbarer Schnelligkeit und mit ihr, einer Seuche gleich, das Goldfieber.

Chicago, das damals noch wenig mehr als ein kleines Dorf war, diente als Hauptausgangspunkt der Goldsucher. In gedeckten, mit Pferden und Ochsen bespannten Wagen zogen sie aus, dem verheißungsvollen, zweitausend Meilen entfernten Lande entgegen, etliche Wahnwitzige sogar zu Fuß, mit Schubkarren, in denen sie ihre Habseligkeiten und etwas Mundvorrath verpackt hatten. Omaha, das an der Heerstraße lag, ward zur Karawanserei, wo sich die Reisenden nochmals verproviantiren konnten, ehe sie weiter zogen und der kleine Handelsposten mit einigen Hütten entwickelte sich im Nu zu einem Dorfe.

Wohl legte sich mit der Zeit die Aufregung, welche die Auffindung von Edelmetallen nicht nur in Californien, sondern auch in Colorado verursacht und alle Welt ergriffen hatte, aber der Zug nach dem Westen hatte ernst begonnen. Denn Ländereien mit gemäßigtem Klima und einer Humusschichte von vier bis acht Fuß Dicke konnten nicht verfehlen, auf viele Glücksjäger Anziehungskraft auszuüben, nachdem sie sich nur erst darauf besinnen konnten, daß der Mensch nicht von Gold allein, oder überhaupt nicht von Gold lebt. So kam es, daß noch im Jahre 1854 eine westliche Zeitung berichten konnte, daß in einem einzigen Monat hundert und dreiundvierzig mit Emigranten beladene Wagen durch eine Ortschaft fuhren, die ungefähr halbwegs zwischen Chicago und Omaha liegt. Und viele kamen in diese Gegend und bebauten das Land oder ließen sich in der kleinen Ansiedlung nieder und machten daraus eine Stadt. In dieser Weise entstand Omaha.

Pioniere.

Die Weltgeschichte weist Gestalten auf, bei deren Betrachtung wir unwillkürlich auf den Gedanken kommen, daß sie eigens zu dem ihnen bestimmten Zweck geschaffen waren und es ist logisch anzunehmen, daß auch dem Geringsten unter uns sein Plätzchen angewiesen sei, auf dem er auszuharren und sich in seiner Art für das Allgemeine nützlich zu machen hat, bis ihm abgewunken wird. So waren wohl auch jene Leute, die Goldgier, Landhunger, Abenteuerlust, der Zwang der Verhältnisse oder übermächtiges Verlangen nach einer selbstständigen Existenz in die gefahrvollen Einöden und unfertigen Zustände der neuen Welt hinaus trieb, dazu ausersehen, der weißen Rasse Raum zu verschaffen, damit sie ihre Kulturaufgabe besser erfüllen könne. Unter diesen Vorpöstlern, die direkt nach Omaha kamen, oder zuerst irgendwo im weiten Westen ihr Glück versuchten, ehe sie sich hier niederließen, befanden sich auch viele von unseren Landsleuten. Und es freut den Verfasser dieser Geschichte, zu allererst eine Schweizerin vorführen zu dürfen, die den Mühsalen des Pionierle-

bens sich auszusetzen wagte, berichten zu können, daß ihr nach all den Sorgen und Kämpfen vergönnt war, einen sonnigen Lebensabend zu genießen und daß sie zur Stunde noch munter und frisch ihren häuslichen Pflichten obzuliegen im Stande ist.

Regina Kuoni, geborene Maag, ist im Jahre 1830 in Neukirch, Kanton Schaffhausen, geboren, wanderte als zweiundzwanzigjähriges Mädchen nach Amerika aus und landete in New Orleans. Von dort begab sie sich nach St. Joseph, Missouri, wo sie Bekannte hatte, und kam anno 1855 nach Omaha.

Eine kleine Ansiedlung im wilden Westen, wo noch mehr oder weniger das Faustrecht gilt, kaum Einer den Andern kennt, Keiner dem Andern Rücksicht zu schulden glaubt und noch dazu herumlungernde Rothhäute Gut und Leben gefährden, mag auf den ersten Blick nicht gerade als geeigneter Aufenthaltsort für ein anständiges Mädchen erscheinen. Anständige Mädchen sind indeß in solchen Gemeinwesen genau so gut aufgehoben, als in irgend einer von Polizisten patrouillirten Großstadt. Denn was sich da an der äußersten Grenze der Civilisation zusammen findet, sind keine Degenerirte, sondern eine kerngesunde Sorte von Leuten, die der gesellschaftliche Instinkt dazu antreibt, gleich selbst zuzugreifen, wo Ordnung zu schaffen oder begangenes Unrecht zu ahnden ist und wehe dem Bösewicht, der sich auf strafbarer Handlung ertappen läßt. Insbesondere aber zeichneten sich die rauhen Gesellen der Prairie allezeit durch ihre Ritterlichkeit dem schwachen Geschlechte gegenüber aus. Frauen können auch nie zu früh in solche Außenstationen kommen, denn ohne ihr Erscheinen würden die Männer schnell verwildern. Der Mann ist ja eigentlich ein genügsames Wesen und würden ihn nicht die Ansprüche der Frau, die Sorge um ihr Wohlbefinden und das Gedeihen seiner Jungen zu immer neuen Anstrengungen anspornen, so würde er sich's bald bequem machen, gäbe sich mit Thierfellen als Kleidung und einer Höhle als Wohnung zufrieden und der Barbar wäre fertig.

Regina Maag machte indessen hier Bekanntschaft mit einem gebildeten jungen Elsässer namens Kuoni und schloß mit ihm ein Jahr darauf den Bund für's Leben. Die Ceremonie ward in Ermangelung besserer Lokalitäten im Speisezimmer eines kleinen Hotels abgehalten. Das junge Paar eröffnete dann ein Kosthaus an der dreizehnten Straße und Capitol Avenue, verkaufte indessen bald sein Geschäft und nahm als Zahlung dafür Hausplätze und Banknoten an, von denen die Einen wie die Andern sich in der Folge als werthlos erwiesen. Herr Kuoni war jedoch mit Hilfe seiner tüchtigen Ehehälfte bald wieder auf den Füßen, zog zuerst nach Calhoun, Nebraska, und von da nach Denver, Colorado, woselbst es ihm nach schwerer Mühe gelang, eine Restauration anzufangen. Damit hatte er guten Erfolg. Aber im Jahre 1863 zerstörte eine Feuersbrunst fast die ganze neue Ansiedlung und auch die Kuoni-schen Eheleute verloren, außer ihrem Baargeld und etwas Goldstaub, alles was sie erworben hatten. Noch lange nicht entmuthigt, zogen sie nun nach Calhoun zurück, eröffneten daselbst einen Kramladen, in dem so ziemlich alles zu haben war, was civilisirte Menschen zum Leben für nöthig erachten und dieses Mal blieb ihnen das Glück treu. Zwanzig Jahre lang bediente da Herr Kuoni seine Kunden, um sich dann als wohlhabender Mann nach dem aufblühenden Omaha zurück zu begeben und hier seine alten Tage an der Seite seiner bewährten Lebensgefährtin in Ruhe zu genießen. Ihrer Ehe war eine Tochter entsprossen, die ihnen jedoch durch den Tod entrissen ward.

Nun aber kommen wir auf einen Mann zu sprechen, der für das Leben im jungen Westen wie geschaffen war. Mit einund-

siebzig Jahren noch eine Kraftgestalt, die Respekt einflößt, als Geschäftsmann weit und breit bekannt und geachtet, mit einer wechselvollen Vergangenheit und einem Gedächtniß, das ihn nie im Stiche läßt, wenn er seine Erlebnisse erzählt, ist der alte John Linder zweifellos auch die interessanteste Persönlichkeit unserer Kolonie. Er erblickte im Jahre 1838 in Meiringen, Kanton Bern, das Licht der Welt. Als neunjähriger Bub verlor er seinen Vater. Mit siebzehn Jahren wanderte er aus. Was er an irdischen Gütern besaß, war in ein kleines Bündelchen verpackt, seine Schulkenntnisse drückten ihn auch nicht stark und einen Beruf hatte er nie gelernt; strotzende Gesundheit, eiserne Willenskraft und ein gut Theil Mutterwitz ersetzten jedoch das Fehlende. Und so sehen wir den armen Bauernjungen, allen Widerwärtigkeiten trotzend, sich emporarbeiten zu Wohlstand und geachteter bürgerlicher Stellung. Im Jahre 1855 nach Amerika gekommen, hielt er sich vorerst eine Zeit lang in Galena, dann in Dubuque, Iowa, auf. Vier Jahre später begab er sich nach Colorado, um in den Gold- und Silberminen in Pike's Peak sein Glück zu versuchen. Nachdem er aber zwei Sommer und einen Winter nach den verlockenden Schätzen gegraben, ohne nennenswerthen Erfolg erzielt zu haben, übernahm er das Amt eines Brief- und Packträgers. Und mit Schneeschuhen an den Füßen und schwerbepacktem Rücken die steilen Pfade des Felsengebirges durchwandernd, mochte sich der junge Aelpler so recht in seinem Elemente fühlen. John Linder war aber nicht der Mann, sich für die Länge in der Rolle eines Lastthiers zu gefallen. Kaum fühlte er sich finanziell stark genug, so ging er nach Council Bluffs, der Schwesterstadt Omaha's, und kaufte sich sechzig Pfund Gerste. Nach Colorado zurückgekehrt, bepflanzte er damit ein Grundstück in unmittelbarer Nähe von Denver, wohl der erste weiße Mann, der Getreide im Staate Colorado säete.

Einige gute Ernten ermöglichten es ihm, sich in ein Unternehmen einzulassen, das größeren Gewinn versprach. Er schaffte sich Pferde und Wagen an, um damit Güter von Mills, Iowa, über Council Bluffs und Omaha bis Denver und zurück zu befördern. Von Omaha bis Denver sind's in runder Summe fünfhundert Meilen, die Ansiedelungen waren dünn gesäet und Indianerüberfälle keine Seltenheit, aber der junge Schweizer wußte sich seiner Haut zu wehren, so oft es auf die Probe ankam, schaffte sich ein Fuhrwerk nach dem andern an und hatte im Jahre 1865 schon deren zehn.

Dieses gefahrvolle Geschäft betrieb Linder bis 1866, fing dann in Mills, Iowa, einen Bäcker- und Fleischerladen an, siedelte aber anno 1869 nach Council Bluffs über, um da zuerst ein Materialwaarengeschäft, dann eine Wirthschaft zu eröffnen. Hier verheirathete er sich auch mit Yonette Birchner, geborene Scherling, Wittwe des Kaspar Birchner, die ihm eine Tochter schenkte. Im Jahre 1878 begann er dann den Wein- und Spirituosenhandel im Großen zu betreiben und siedelte dreiundzwanzig Jahre später mit seinem Geschäft nach Omaha hinüber. Hier regiert er nun in seinen, mit köstlichen Weinen und feinen Liquören gefüllten Lagerräumen, und ihn da zu treffen, wenn er in den Mußestunden wie Gambrinus auf einem Fasse sitzt, seinen Freunden vom Bessern zu kosten gibt und seine Erlebnisse erzählt, ist ein gar seltener Genuß.

Ein anderer Schweizer, der schon früh nach Omaha kam und die Stadt wachsen und gedeihen sah, ist Hermann Meyer aus Aarburg, Kanton Aargau. Er ist im Jahre 1841 geboren, genoß eine gute Schulbildung und erlernte die Buchbinderei. Als neunzehnjähriger Jüngling zog er in die Fremde, brachte vier Jahre

im Welschlande zu und ging dann nach Wien, um sich in seinem Beruf noch weiter auszubilden. Als aber die Oesterreicher bei Königsgrätz von den Preußen so schwer auf's Haupt geschlagen wurden und das Geschäftsleben in den besiegten Landen in's Stocken kam, war dort seines Bleibens nicht mehr und er kehrte wieder in die Schweiz, nach Vivis zurück. Hier brachte er wiederum vier Jahre zu, entschloß sich dann, nach Amerika auszuwandern und kam im Jahre 1869 in Omaha an. Es wollte ihm indessen nicht gelingen, Arbeit in seinem Beruf zu finden, aber Hermann Meyer wußte neben dem Falzbein auch noch andere Instrumente zu handhaben. Sein Vater war Musiker und Gesanglehrer von Beruf gewesen, hatte den talentvollen Knaben schon früh in Dressur genommen und ihn später auch gelegentlich als Aushilfe benutzt. Und was der Junge da gelernt, kam nun dem Manne wohl zu Statten. Er fand als Violinspieler und selbst als Paukenschläger sein gutes Auskommen, bis er in einem Buchbindereigeschäft Arbeit erhielt.

Herr Meyer dirigirte auch später ein Jahr lang den Omaha Männerchor, und eine goldene Medaille, die ihm nach einer wohlgelungenen Konzert-Aufführung dargereicht ward, zeugt davon, daß der betreffende Verein nicht schlecht mit ihm bestellt war. Er wirkte überdies gelegentlich als Violinspieler bei Konzerten mit, die der Schweizer-Verein gab.

Im Jahre 1870 gründete er dann in Gesellschaft eines andern Schweizers, Namens Kammenzind, die Wirthschaft zum „La croß federal" an der dreizehnten Straße, trat aber zwei Jahre später aus dem Geschäft, um die Stelle eines Vormanns in einem Buchbindergeschäft anzunehmen. Aber „La croß federal" war ihm nun einmal an's Herz gewachsen und er kaufte es seinem früheren Theilnehmer ab und betreibt die Wirthschaft seitdem allein. Da bedient nun der rüstige alte Mann immer noch seine Gäste und wenn etliche von uns Schweizern im „La croß federal" zusammen kommen, um den runden Tisch sitzen, Schweizerkäs und dürre Landjäger verzehren, so schrumpfen Länge- und Breitegrade und Jahrzehnte in Nichts zusammen und wir stoßen die Gläser an und glauben uns in die liebe alte Heimath zurück versetzt — ja und sind heimlich doch froh, daß wir hier sind.

Zur alten Garde muß auch noch **Nikolaus Fluri** gezählt werden, der aus Balstahl, Kanton Solothurn stammt und im Jahre 1834 geboren ist. Er wanderte 1866 nach Amerika aus, hielt sich zuerst zwölf Jahre lang im Staate Ohio auf und kam dann nach Omaha. Nikolaus Fluri war Schmied von Beruf, es wollte sich indeß hier kein Platz für ihn an einer Esse finden, dafür erhielt er Beschäftigung an den Wasserwerken der Stadt. Nachdem er fünf Jahre da gearbeitet hatte, fing er ein Cigarrengeschäft an und brachte es damit zu bescheidenem Wohlstand. Er brachte es überdem auch fertig, seinen Kindern das Schwizerdütsch beizubringen, obwohl sie alle hier geboren sind. Der alte Fluri ist auch immer mit und dabei, wenn die hiesigen Schweizer ein Picnic, ein Fest oder eine Abend-Unterhaltung veranstalten und seine zwei Söhne waren stets eifrige Mitglieder des Vereins gewesen. Edward, der ältere von ihnen, ward jedoch vor einigen Jahren das Opfer eines Raubmordes. Er war Kondukteur an der Straßenbahn. Da bestiegen nächtlicherweile in einer einsamen Gegend vor der Stadt zwei farbige Strolche den Wagen, auf dem er seines Amtes waltete und forderten ihn auf, ihnen seine Kasse einzuhändigen. Der muthige junge Mann setzte sich jedoch zur Wehr und erlag den Kugeln der wohlbewaffneten Neger.

Der Schweizer-Verein.

Mit den Jahren kamen mehr Schweizer nach Omaha und als sich eine genügende

Anzahl von ihnen zusammen gefunden hatte, ward natürlich ein Verein gegründet und zwar zuerst ein Gesang- und Kranken-Unterstützungs-Verein. Daß die Schweizer gern singen, weiß man ja und die Einsicht, der Noth vorbeugen zu müssen, ist ihnen auch zuzutrauen. Es existirten zwar damals schon deutsche Gesang-Vereine in dieser Stadt, die unsere sangeslustigen Eidgenossen gern aufgenommen hätten, und Kranken-Unterstützungs-Vereine gab es auch, denen sie sich hätten anschließen können, aber die Schweizer wollten nun einmal ihren eigenen Verein haben und das war gut. Denn hier wie anderswo würde es mancher arme Teufel, der bloß von der Hand zum Munde lebt, unterlassen haben, durch Beitritt in einen Unterstützungs-Verein ein wenig für die Zukunft zu sorgen, wenn ihn nicht eine Vereinigung von Landsleuten angezogen hätte, in der er ein Stückchen Heimath fand, weil er da reden durfte, wie ihm der Schnabel gewachsen und sich über Dinge unterhalten konnte, die uns Schweizern theuer sind. Die Protokolle und Rechnungsbücher des hiesigen Schweizervereins geben auch Zeugniß davon, welche Wohlthat es für viele gewesen, denen das Schicksal etwas hart zugesetzt hatte.

Dem von Alfred Bauert's sauberer Hand geschriebenen Protokoll entnehmen wir also, daß an einem Sonntag im Oktober des Jahres 1883 eine provisorische Versammlung einberufen ward, um den Verein zu organisiren. Das Organisations-Komite ward aus folgenden Herren bestellt: Abraham Zurbuchen, Präsident; Fred Gerber, Vice-Präsident; Alfred Bauert, Sekretär; Christian Wüthrich, Kassirer; H. Eichacker, erster und Theodor Schüpbach, zweiter Schriftwart. Zehn Tage später ward dann die erste ordentliche Sitzung abgehalten, in der die Statuten verlesen und angenommen wurden und damit hatte der Verein seine Existenz begonnen. Nun ging es an die Bildung einer Gesangssektion. Ein Vereinslokal, wo die Uebungen abgehalten werden konnten, fand sich im Elkhorn Valley Hotel, das von Christian Wüthrich betrieben ward. Ein Schweizer aus dem Kanton Graubünden Namens Cajori übernahm die Gesangsleitung und zwar unentgeltlich und erwies sich darin als sehr tüchtig. An der neunten ordentlichen Sitzung des Vereins wurde ferner der Beschluß gefaßt, beim Absterben eines Mitgliedes die Kosten der Beerdigung zu bestreiten und am Grabgeleite theilzunehmen.

Nach wenigen Monaten schon kam man indessen zu der Einsicht, daß die Institution der Kranken-Unterstützung auf keiner soliden Grundlage aufgebaut sei und schaffte dieselbe ab. Einstweilen befaßte sich der Schweizer-Verein also nur noch mit der Pflege des Gesanges und der geselligen Unterhaltung. Aber auch dann noch blieb die Vereinskasse nicht hermetisch verschlossen, wenn es galt, wirklich hilfsbedürftigen Landsleuten beizuspringen. Und obwohl der Verein seither verschiedene Wandlungen durchgemacht, ist er doch in dieser Hinsicht sich gleich geblieben und nimmt es heute noch pflichtsäumigen Mitgliedern gegenüber nicht so genau, wenn Nothleidende zu unterstützen, Kranke zu besuchen und Todte zu begraben sind.

Was nun das gesellschaftliche Leben anbetrifft, so scheint, nach unserm Gewährsmann, der junge Verein in allen seinen Unternehmungen erfolgreich gewesen zu sein. Es wurden Picnics, Abend-Unterhaltungen und Ausflüge veranstaltet, die alle einen ungestörten und gemüthlichen Verlauf nahmen. Endlich war man so weit, eine Fahne anschaffen zu können und am 24. Juni 1884 wurde in der Germania Halle die Fahnenweihe abgehalten.

Das war ein großartiges Fest. Viele deutsche Vereine hatten den Einladungen Folge geleistet, das Lokal war gut gefüllt

und die Stimmung ausgezeichnet. Nachdem einige Lieder gesungen, betrat der stattliche Emil Meier mit der neuen Fahne die kleine Theaterbühne und neben ihm postirte sich Alfred Bauert und sprach mit volltönender Stimme:

„Das weiße Kreuz im rothen Feld,
Das ist's was uns zusammen hält.—"

Nun aber begann der Wein, den ihm die hinterlistige Frau Kaufmann vorher so reichlich eingeschenkt hatte, seine Wirkung auszuüben. Im Kopfe des armen Bauert ward's auf einmal öde und er blieb stecken. Hilfesuchend schaute er zu seinem Unglücksgefährten auf, der ihn um Kopfeslänge überragte. Aber der Fähnrich konnte ihm nicht helfen und die Zwei sahen sich lange fragend in die Augen, während erwartungsvolles Schweigen im Saale herrschte. Da brach das Gekicher der Unheilsstifterin den Bann und schallendes Gelächter erfüllte die Halle. Der Fähnrich aber und sein Begleiter verschwanden hinter den Koulissen und ließen sich eine lange Weile nicht mehr blicken.

Das kleine Fiasko that jedoch dem Gelingen des Festes nicht den geringsten Eintrag. Die Schweizer-Amerikaner sind so wie so nicht auf derartige Deklamationen eingerichtet. Die meisten von ihnen haben viel von der Welt gesehen, sich mit allerhand Leuten vertragen müssen, allerwärts gute und tüchtige Menschen kennen gelernt, haben den Nationaldünkel, wo immer er sich breit machte, oft genug unangenehm empfunden und deshalb sich selbst davon zu befreien gesucht, ohne schlechtere Schweizer, weniger patriotisch oder opferfreudig geworden zu sein. Das Leben in der Fremde wirkt auch ernüchternd. Man darf ihnen deshalb wohl mit einer vernünftigen, kernigen Ansprache, nie aber mit hochtönenden Phrasen oder Sentimentalitäten kommen. Darum war auch der Schaden nicht so groß, den die lustige Frau Kaufmann mit dem Wein angerichtet, den sie dem immer durstigen Bauert kredenzt hatte.

So ging denn alles vortrefflich. Arnold Schneider und seine Frau sangen ein Duett, das alle Anwesenden entzückte und Schweizer, Schwaben, Plattdeutsche, Preußen und Oesterreicher in buntem Gemisch sangen und tanzten, plauderten, pokulirten und trieben Schabernack bis in den jungen Tag hinein. Aber so lange der ausdauernde Spieler am Klavier saß und fröhliche Weisen erklangen, konnte man sich nicht zum Aufbruch entschließen. Doch immer leiser, immer langsamer ward das Spiel und verstummte endlich ganz und als die erstaunten Tänzer nach dem Klavier hinblickten, sahen sie den Musikanten vom Stuhl herunter gleiten und sich am Boden zum Schlaf hinlegen. Bauert, der sich mittlerweile von seiner Blamage und seinem Tips durch etwas Schlummer erholt hatte, erhob sich, um den Musikus auf die Füße oder wenigstens auf den Stuhl zu helfen. Als er sich aber über den Dahingestreckten beugte, fiel auch er hin—und blieb einstweilen liegen. Da riß eine mitleidige Seele ein Sternenbanner von der Wand herunter und bedeckte damit die Gefallenen, um sie den Blicken der spottlustigen Menge zu entziehen.

So endete das Fest der ersten Fahnenweihe und mit diesem etwas ausführlichen Bericht soll ein Beispiel gegeben werden von der harmlosen Fröhlichkeit, die bei dergleichen Anlässen unter unseren Landsleuten hier im wilden Westen herrschte. Die hiesigen Schweizer haben sich übrigens schon längst als Festgeber einen guten Ruf erworben und ihn bis zur Stunde zu behaupten gewußt.

Nun verflossen mehrere Jahre, ohne daß sich im Vereinsleben Erwähnenswerthes zugetragen hatte. Dann aber wurde ein Beschluß gefaßt, der dem Verein erhöhte Bedeutung und einen größeren Wirkungskreis verschaffte. An einer Versammlung

im Mai 1889 stellte Christian Wüthrich den Antrag, der Omaha Schweizer-Verein möchte sich dem Nord-Amerikanischen Grütlibund anschließen. Der Bund hatte die hiesigen Schweizer schon früher zum Beitritt aufgemuntert, damals hatte man aber den Schritt noch nicht zu thun gewagt. Jetzt aber schien die Sache reif zu sein. Es wurde ein Komite ernannt, welches das Nähere über die Bedingungen und Statuten in Erfahrung zu bringen hatte, um an der nächsten Versammlung darüber Bericht erstatten zu können. Zwei Monate später wurde sodann das Aufnahmegesuch an den Grütlibund abgesandt und der Omaha Schweizer-Verein reihte sich in der Folge als neues Glied dem N. A. G. B. an.

Jetzt kam erneutes Leben in die hiesige Schweizer-Vereinigung. Es meldeten sich viele zur Aufnahme. Die Gesangssektion florirte wie vorher und seitdem nie und hatte durch den Beitritt E. Gredig's und Abraham Zurbuchen Tenöre erhalten, auf die sie stolz sein konnte. Frau Kaufmann schenkte dem Verein eine hübsche kleine kleine Standarte. Der Verein hinwiederum beschloß, ihren Gesangsleiter, Herr Cajori, mit einem Neujahrsgeschenk zu überraschen und ließ heimlich eine Hängelampe in seine Wohnung bringen. Zur selbigen Zeit statteten auch unsere Landsleute dem Männerchor in Lincoln einen Besuch ab und damals geschah es, daß der Fähnrich die Fahne verkehrt an die Stange befestigte und die drei Eidgenossen die Beine in die Höhe streckten, als die Schweizer durch die Hauptstadt Nebraska's zogen. Später erwiderten die Lincolner Sänger den Besuch und wurden hier von den Schweizern empfangen und fetirt. Bei alledem kam die Kasse nicht schlecht weg und das Vereinsvermögen vermehrte sich langsam aber sicher. Schließlich wurde auch die gegenseitige Kranken-Unterstützungs-Einrichtung wieder in's Leben gerufen.

So kam das Jahr 1891 und der Omaha Schweizer-Verein gedachte den Tag, an welchem sechs Jahrhunderte verflossen waren, seitdem die schweizerische Eidgenossenschaft gegründet worden, festlich zu begehen.

Als die Urschweizer anno 1291 sich verbündeten, um das fremde Joch abzuwerfen, hatten sie gewiß keine Ahnung davon, daß das Ereigniß noch nach sechshundert Jahren von tausenden von Menschen gefeiert werde, die auf der entgegengesetzten Hälfte der Erdkugel lebten und immer noch stolz darauf waren, Schweizer zu sein; wußten doch die guten Leute nicht einmal, ob jenseits des großen Meeres sich genug trockenes Land befinde, um eine Stadt wie Omaha darauf erbauen zu können. Aber auch noch im Jahre 1891 hätten es gewiß viele von unseren Landsleuten draußen für unmöglich gehalten, daß ein solches Fest hier im fernen Westen inscenirt werden könnte.

Sei dem jedoch wie ihm wolle, die Vorbereitungen wurden getroffen und ein Platz zu dem Zweck gemiethet, der damals Tietz Park (neuerdings Krug's Park) genannt ward und etwa sechs Meilen vor der Stadt liegt. Als Sammelplatz war das Elkhorn Valley Haus an der elften und Dodge Straße bestimmt. Von hier aus sollte durch die Stadt maschirt und weiter draußen Wagen und Straßenbahn benutzt werden, um auf den Festplatz zu gelangen. Die deutschen Vereine wurden eingeladen, sich an dem Zuge zu betheiligen. Der Zug formirte sich also zur bestimmten Stunde beim Elkhorn Valley Hotel und wurde von John Frankhauser, der den Tell vorstellte, eröffnet. Ihm zur Seite ging sein Söhnchen. Ihnen folgten N. Fluri, Samuel Bernhard und Fred Hunziker als mittelalterliche Krieger verkleidet, dann ein offener Landauer mit Gottlieb Wüthrich und seiner Familie in altschweizerischen Trachten und ein großer Wagen

mit zweiundzwanzig kleinen Mädchen, welche die Kantone und in ihrer Mitte auf erhöhten Sitzen Emma und Julia Wüthrich, welche Helvetia und Columbia repräsentirten. Der Wagen wurde von sechs Pferden gezogen, deren Geschirr reich dekorirt war. Hinter dem Wagen marschirte ein Musikkorps, dann der Turnverein, ferner die Gesangvereine Arion und Concordia, der Männerchor, der Liederkranz und Plattsmouth Helvetia-Verein. Hinter ihnen kamen die Schwaben und die Omaha Schweizer schlossen den Zug. Als Abzeichen trugen diese weiße Hüte mit roth-weiß-blauen Bändern.

Auf dem Festplatze angekommen, spielte zuerst das Musikkorps einige Stücke, dann hielt Herr Cajori, damaliger Präsident des Vereins, eine kurze Ansprache und stellte Herr Luchsinger als Festredner vor. Nach Luchsinger hielt auch noch Blumer eine kleine Rede und zwar auf englisch. Dann aber begann ein fröhliches Treiben. Es wurde geturnt und ein Hosenlupf nach dem andern gemacht. Die Melcher, welche in dem nahen Benson auf den Farmen angestellt waren und gemeinhin Bensonbuben genannt wurden, standen zusammen und sangen: „Niena geit's so schön und lustig". Aus einem andern Theil des Parkes klang es: „Wenn der Schnee von den Alpen niederschaut". Das Bier floß in Strömen; denn es war ein außergewöhnlich heißer Tag im August, aber alles verlief in guter Ordnung. Den Höhepunkt erreichte das Fest jedoch, als eine Herde Kühe, die auch einem Schweizer gehörte, an dem Park vorbei getrieben wurde, von denen einige prächtige Exemplare mit Kuhglocken versehen waren. Da verließen die Turner das Reck, die Zecher das Faß, die Sänger verstummten und die Musik brach ab, weil ihnen die Zuhörer davon liefen und selbst die Bensonbuben kamen heran, als ob das die ersten Kühe wären, die sie in diesem Lande gesehen hätten. Das Erscheinen der schönen Herde hatte aber auch grade noch gefehlt, um das vaterländische Bild zu vervollständigen und das Geklingel der Treicheln erhöte noch die Wirkung. Die Begeisterung hielt an bis der Morgen graute und das letzte Häuflein Schweizer auf dem langen Weg nach Hause an einem leeren Hausplatz vorbei kam, wo das Unkraut nicht allzu hoch stand, hielten sie denselben für das „stille Gelände am See", erfaßten sich bei den Händen und schwuren, ein einig Volk bleiben und in keiner Noth und Gefahr sich trennen zu wollen.

„Und es war uns heiliger Ernst dabei", erzählte uns einer, der dabei gewesen. „Aber wir kämpften damals Alle einen harten Kampf um's Dasein. Die Zeiten waren nicht sehr gut und der Gedanke, an seinen Landsmannen einen Rückhalt zu haben, that jedem von uns wohl. Seitdem hat sich freilich vieles geändert. Viele sind gefallen, einige zu Reichthum gekommen, die meisten aber noch ärmer geworden, wenn nicht an Geld, so doch an Idealen, Hoffnungen und gegenseitigem Vertrauen."

Das Fest war für den Verein ein finanzieller Erfolg. Es hatte jedoch jeden Einzelnen Opfer an Zeit und Geld gekostet und die Reaktion konnte nicht ausbleiben. So finden wir in den Vereinsprotokollen der nächsten Monate viele Klagen über Läßigkeit der Mitglieder, hauptsächlich der Sänger; ja die Gesangsübungen hörten für einige Zeit ganz auf. Die guten Dienste, welche Herr Cajori nicht nur als Dirigent, sondern auch als Präsident geleistet, wurden indessen nicht übersehen und der Verein händigte ihm als Geschenk einen Stock mit vergoldetem Griff ein. Nach und nach raffte man sich auch wieder auf und das Vereinsleben nahm seinen gewohnten Gang.

Da kam das Jahr 1893 und mit ihm die schlechten Zeiten. Pan, der Schelm, der sich so gern den Spaß erlaubt, einsamen Wanderern Angst einzujagen, versuchte seine Kunst in der Finanzwelt und es ge-

lang ihm auch, einen Schrecken zu verbreiten, den jeder zu fühlen bekam und keiner recht erklären konnte, der aber ungemein lähmend auf den Geschäftsverkehr einwirkte. So geschah es, daß der Hutmacher keine neuen Schuhe anschaffen konnte, weil ihm der Schuster keinen Hut abkaufte und der Schuster seine Glatze mit einem alten Schlapphut bedecken mußte, weil ihm der Hutmacher keine Schuhe abnahm, und den Tauschhandel im Großen zu betreiben, war nicht gut zu machen. Einige schlechten Ernten verschlimmerten noch das Uebel, besonders hier im jungen Westen, wo der Handwerker und Geschäftstreibende noch direkt vom Landwirth abhing. Die Straßen der Stadt füllten sich deshalb mit Arbeitslosen. Sie standen an den Ecken herum und disputirten über Politik, schimpften über die Wucherer in New York im Besonderen und die Anhänger der Goldwährung im Allgemeinen und verlangten, daß die Doppelwährung eingeführt werde. Einige lasen auch welke Blätter und Papierschnitzel vom Boden auf und erklärten jedem, der ihnen zuhören mochte, daß wenn die Regierung nur Einsehen hätte und ihren Stempel auf diese Dinger drückte, dieselben in Geld verwandelt würden und die Panik ein Ende hätte.

Daß unter diesen Umständen der Omaha Schweizer-Verein keine frohen Feste feiern konnte, ist selbstverständlich. Aber unsere Landsleute hielten sich wacker, bezahlten ihre Beiträge weiter und entschädigten sich gelegentlich durch gesellige Unterhaltungen, Sang und Tanz für die Mühsale und Sorgen des Werktaglebens. Langsam, langsam besserten sich auch die Zeiten und die Trans-Mississippi-Ausstellung, welche im Jahre 1898 hier in Omaha veranstaltet ward, belebte einigermaßen die Geschäfte in dieser Stadt. Aus jenen Tagen nun stammt eine Medaille, die der Schweizer-Verein in seinem Archive aufbewahrt. Auf der einen Seite dieser Medaille sind die Worte eingravirt: „Ehrenpreis des Deutschen Tages. Omaha, Neb., 18. Okt. '98", auf der anderen Seite heißt es: „Dem Omaha Schweizerverein für den schönsten Schauwagen im Festzug."

Während der Ausstellung feierte nämlich jede Nation, die hier in genügender Zahl vertreten war, ihren Ehrentag und die Schweizer verbanden sich mit ihren deutschen Stammgenossen. Es ward beschlossen, einen Umzug zu halten und für den schönsten Schauwagen einen Preis auszusetzen. Da steckten unsere Schweizer die Köpfe zusammen und nachdem alles fein ausgesonnen, verschafften sie sich einen geeigneten Wagen und schmückten denselben mit Blumen, Bändern und Wappen. John Madörin war als Dekorationsmaler der leitende Geist. Heß, der Blumengärtner, lieferte Blumen und Zierpflanzen. Schreiner und andere Handwerker kamen und halfen ausrüsten und ein anderer Schweizer Namens Renz, der schon seit Jahren im Dienste der Ak-Sar-Ben-Gesellschaft steht, um ihre jährlichen Karnevals-Umzüge zu arrangiren, lieh seinen Landsleuten ein hölzernes Pferd, auf das sich der Geßler setzen konnte. Daß Tell und Geßler dargestellt werden mußten, war ja selbstverständlich. Theodor Schüpbach als Wilhelm Tell und John Sutter waren aber auch prächtige Gestalten und als der Tag kam und der Zug durch die Straßen von Omaha defilirte, erregte der Schauwagen der Schweizer das größte Gefallen; nicht sowohl wegen seiner Schönheit, sondern weil sich das Publikum schnell einen Vers daraus machen konnte. War doch Allen die Geschichte vom Wilhelm Tell und dem Apfelschuß bekannt. Selbst die Schuljungen zeigten ihre Vertrautheit damit und riefen: "Shoot, Willy, shoot!"

So konnte es nicht ausbleiben, daß den Schweizern der Preis zuerkannt ward und ihre deutschen Freunde thaten es willig und neidlos. Die hiesigen Schweizer sind

aber zur Stunde noch stolz auf ihre Medaille.

Zu jener Zeit bestand der Verein aus etwa 65 Mitgliedern, die aus fünfzehn verschiedenen Kantonen stammten. Bern allein war durch zweiundzwanzig Mann vertreten. Es war eine rührige kleine Gemeinde, aber die Leute fingen doch an, alt zu werden. Hin und wieder riß der Tod eine Lücke. Der Hang zum Nomadisiren, der hierzulande mit der Luft eingesogen wird, erfaßte auch viele von den alten Ansiedlern und sie zogen aus, in der Hoffnung, anderswo fettere Weideplätze zu finden. Es kam zwar Ersatz für sie, aber doch nicht genügend. Die Einwanderung aus der Schweiz hatte ohnedies etwas abgenommen. Das Vereinsleben kam deshalb ein wenig in's Stocken, besonders das Singen wollte nicht mehr recht gehen.

Nun machte man eines Tages die Entdeckung, daß die alte Vereinsfahne vom Zahn der Zeit stark mitgenommen worden sei und sann auf Mittel und Wege, dieselbe durch eine neue zu ersetzen. Da zeigte sich, daß die Opferwilligkeit der hiesigen Schweizer, mochten sie nun dem Verein angehören oder nicht, immer noch vorhanden war und die nöthige Summe war bald zusammen. Die Fahne wurde bestellt und konnte an der November-Feier des Jahres 1905 eingeweiht werden. Die Feier fand in der Washington Halle statt und wie immer bei solchen Anläßen, fanden sich unsere deutschen Freunde zahlreich ein, um das Fest verschönern zu helfen. Emil Meier, der schon vor zwanzig Jahren Fahnenträger gewesen, hatte zwar in der Zwischenzeit den besten Theil von seinem schwarzen Haarschopf eingebüßt, war aber noch immer eine stattliche Erscheinung und nahm sich inmitten der sechs weißgekleideten Mädchen ganz vorzüglich aus. Der Verfasser hielt eine fulminante Rede und um die Gemüther wieder einigermaßen zu beruhigen, sang darauf der Omaha Männerchor einige Lieder. Dann folgte der übliche Tanz und die Bensonbuben fanden sich im Nebenzimmer zusammen, wo Bier ausgeschenkt wurde, und sangen: „Niena geit's so schön a lustig."

Das Fest war in allen Beziehungen geglückt, es wurmte uns alle blos, daß wir keine Gesangssektion hatten und uns damit begnügen mußten, nach Abschluß des offiziellen Theiles in kleine Gruppen zusammen zu stehen, um einige alte Heimathslieder anzustimmen. Man denke sich auch — eine Schweizerkolonie ohne Gesangverein. Die Sache ließ uns keine Ruhe und als eines Tages ein junger Mann aus dem Kanton Aargau zu uns herein geschneit kam und sich als Musiker ausgab, beschlossen wir, den Versuch zu wagen. Der junge Mann aus dem Kanton Aargau erwies sich zwar als ein Windbeutel und verschwand bald von der Bildfläsche, aber der Anfang war nun einmal gemacht. Die November-Feier stand bevor. Wir waren entschlossen, mit den Gesangsübungen weiter zu fahren und stellten einen regelrechten Dirigenten an. Und es war fast rührend mitanzusehen, wie sich die alten Knasterbärte in's Zeug legten, ihre Brillen putzten und die etwas rostig gewordenen Kehlen zu stimmen suchten. Da kam auch noch Fritz Kohler, der Vielgereiste, und steckte uns Alle mit seinem Eifer an. Wir erhielten ferner Zuzug aus dem Kanton Schaffhausen in der Person Jakob Maag's. Uns wäre zwar ein guter Tenor lieber gewesen, unsere alten Tenöre hatten ja keine Höhe mehr und der junge Maag sang Baß, aber was für einen Baß. Dazu bekundete er Talent für's Theaterspielen. Dadurch kamen wir auf die Idee, einen Schwank aufzuführen und einige von uns erklärten sich bereit, die Schellenkappe auf die ergrauten Häupter zu stülpen, um nur etwas zur Unterhaltung beizutragen. Und was dann an jenem Abend an freiwilliger und unfreiwilliger Komik geleistet wurde, ist nicht zu

nennen. Wir krähten noch beim Morgengrauen mit den Hähnen in den benachbarten Hühnerhöfen um die Wette.

Vom Gelingen angespornt, wollten wir nun mit den Gesangsübungen weiter fahren, aber der Eifer kühlte mit der Zeit ab und das Gesangwesen schlummerte wieder sachte ein, bis es bei Anlaß des fünfundzwanzigsten Stiftungsfestes wieder vorübergehend erwachte.

Diese Feier ward in dem neuerbauten Deutschen Heim abgehalten und war gut besucht. Ein schweizerischer Ingenieur Namens Jäggi, der behufs Konstruktion und Finanzirung eines Kanals einige Zeit in Omaha weilte, hielt die Festrede. Von den Gründern des Vereins waren noch Theodor Schüpbach und Emil Meyer zugegen, aber auch der alte Fluri, Sollberger, ehemaliger Schatzmeister, ferner Konrad Ruetschi, Jakob Grollimund und viele andere langjährige Mitglieder, die dem Verein in guten und schlimmen Zeiten treu geblieben und es demselben ermöglicht hatten, seinen Zweck zu erfüllen, machten mit und fühlten, daß es ein Ehrentag für sie sei. So konnte es nicht fehlen, daß eine gehobene Stimmung in der Gesellschaft waltete und das fünfundzwanzigjährige Jubiläum sich zu einem recht schönen Festchen gestaltete.

Damit wollen wir die Geschichte des Omaha Schweizervereins schließen. Zu bemerken bleibt nur, daß die ausgewanderten Schweizer ebenso wenig Engel sind, als die, welche draußen geblieben. Es kamen deshalb auch hier zuweilen Reibereien und Skandale vor. Ja, ehe der jetzige Schweizerverein in's Leben kam, waren hier schon zweimal Versuche gemacht worden, einen Verein zu gründen, aber Unverträglichkeit unter den Mitgliedern und Unehrlichkeit einiger Beamten vereitelten jedesmal die Bemühungen der Treugesinnten. Aber es ist mit dem Treiben der Menschen wie mit Oelgemälden. In allzu großer Nähe betrachtet kann das größte Kunstwerk als bloßes Gekleckse erscheinen. Um es zu genießen, muß man deshalb den richtigen Standpunkt suchen und vielleicht noch ein Auge zukneifen. — —

Es folgt dann noch ein umfangreiches Kapitel betitelt Omaha Schweizer, die ich kennen lernte und andere, das in ebenso frischer Weise, wie das vorhergehende geschrieben, in hohem Grade lesenswerth und interessant ist. Und wir theilen die Hoffnung des Verfassers, „das Büchlein werde gute Aufnahme finden, und vielleicht hier oder dort Einem zur Anregung dienen, daß er seinem Beispiel folgt und die Geschichte einer Schweizer Kolonie schreibt, wo es nocht nicht geschehen, auf daß wir ein klares Bild erhalten von dem Wirken und Treiben der Schweizer in diesem unserem Adoptiv-Vaterlande."

Geschichte der Deutschen Quincy's.

Von Heinrich Bornmann.

XXXVI.

Mit der Erforschung der Geschichte der deutschen Pioniere unseres Landes ist es so ein eigenes Ding; je mehr man forscht und findet, um so viel mehr giebt es zu forschen und zu finden, das wird dem Schreiber dieser Geschichte von Tag zu Tag klarer.

Christian Ruoff, aus Stuttgart, Königreich Württemberg, gebürtig, wohin seine Vorfahren, aus Frankreich vertriebene Hugenotten, gekommen waren, kam im Spätjahre 1834 nach diesem Lande, wurde auf dem Schiffe mit Franziska Mast, aus Forchheim, Baden, bekannt, und trat später hier in Quincy mit derselben in die Ehe.

Jahre lang war er hier geschäftlich thätig, nahm eine hervorragende Stellung ein, und betheiligte sich auch im Jahre 1844 an dem Feldzuge gegen die Mormonen in Nauvoo. Im Jahre 1849 wurde Ruoff vom Goldfieber befallen und zog über Land nach California, wohin ihm seine Familie im Jahre 1852 folgte. Unter Anderem betrieb er in California auch eine Sägemühle, zog sich beim Durchschwimmen des American River mit seinem Pferde eine Erkältung zu, was ein Leiden zur Folge hatte, dem er gegen Ende der Fünfziger Jahre erlag; die Frau starb vor etwa 10 Jahren. Die Familie wohnte in Petaluma und Stockton. Ein Sohn, Johann Ruoff, betreibt zu Fort Roß am Stillen Meere einen sogenannten General Store; zwei Töchter, Marie und Franziska, leben ebenfalls dort.

Obwohl nun der Schreiber dieser Geschichte in Heft 1, Jahrgang 2, der Geschichtsblätter, die Geschichte der Familie Ruff mitgetheilt, so, wie er sie damals in Erfahrung gebracht, so hat doch die Erforschung der Geschichte von Christian Ruoff, wie sie in Vorstehendem in kurzen Zügen gezeichnet ist, zu Entdeckungen geführt, die so interessant sind, daß er sich veranlaßt sieht, nochmals ausführlich darauf einzugehen, dabei auf Mittheilungen fußend, wie sie in einem noch in der Familie vorhandenen alten Buche enthalten sind.

Die Vorfahren der gegenwärtig in Quincy lebenden Familie Ruff waren Hugenotten, die sich am Genfer See in der französischen Schweiz niedergelassen hatten, und auch zu La Chaux de Fonds in der Schweiz wohnten; der Name wurde ursprünglich Ruoff geschrieben. Die Geschichte der Familie kann nur bis auf drei Knaben zurückgeführt werden, im Alter von 13, 11 und 9 Jahren, welche die einzigen Ueberlebenden ihrer Familie nach jener schrecklichen Bartholomäus-Nacht (am 14. August 1572) waren, wo sie Augenzeugen waren, als ihre Eltern und Schwester hingeschlachtet wurden. Die Knaben entkamen auf ein Floß, das zur Nachtzeit auf der Seine flußabwärts fuhr. Von den Flößern entdeckt, wurde ihnen erlaubt, auf dem Floß zu bleiben, welches schließlich in die Mosel gelangte und durch diese bis zum Rhein fuhr, wo der jüngste der Knaben, welcher schwach und von keinem Nutzen für die Flößer war, von diesen zu Koblenz an's Land gesetzt wurde. Der Knabe versuchte nun, nach seiner früheren Heimath zurück zu gelangen, wanderte an der Mosel entlang in der Richtung von Metz. Mit einem Köhler fuhr er bis zur Grenze des Elsaß, und wurde schließlich zu Neu-Hornbach unter Vormundschaft gestellt und großgezogen. Zu Neu-Hornbach lebte die Familie etliche hundert Jahre.

Im Jahre 1793 zog Ludwig Ruff, ein Mühlenbauer, nach Weißenburg im Niederelsaß und trat dort in die Dienste eines Mühlenbesitzers mit Namen Breit. Später baute er in der Nähe von Weiler im Elsaß eine eigene Mühle, und trat im Jahre 1802 mit Elise Breit, einer Tochter des Müllers Breit, in die Ehe. Das Paar lebte bis 1837 zu Weiler, und wanderte im nämlichen Jahre nach Amerika aus, sich in Quincy niederlassend. Ludwig Ruff war der Vater von Jacob Ruff, welcher im Jahre 1804 zu Weiler das Licht der Welt erblickte, dort mit Margarethe Burg in die Ehe trat und im Jahre 1838 nach Quincy kam, wo er viele Jahre geschäftlich thätig war und im Jahre 1895 starb; die Frau starb im Jahre 1896. Frau Caroline Weber ist die einzige noch lebende Tochter von Jacob Ruff und Gattin.

Caspar Ruff, der zweite Sohn von Ludwig Ruff, geboren zu Weiler im Jahre 1806, half seinem Vater in der Mühle, sobald er alt genug war, und trat später bei dem berühmten Eisen-Industriellen Genaud zu Schönau in die Lehre. Nach Vollendung seiner Lehrjahre kehrte er nach Weiler zurück, baute eine Schmiede und errichtete

einen Eisenhammer. Er und sein Bruder Jacob betrieben auch eine Oelmühle und eine Sägemühle, bis zum Jahre 1837. Im Jahre 1832 war Caspar Ruff zu Weiler mit Margarethe Salome Bastian in die Ehe getreten. Im Jahre 1837 kam das Paar mit zwei Töchtern, Margarethe und Magdalene, und den Eltern Ludwig Ruff und Frau, nach Quincy, wo sie am 9. Juli landeten. Caspar Ruff war hier anfangs als Mühlenbauer thätig, und betrieb auch ein Schmiedegeschäft. Zu Anfang der Vierziger Jahre widmete er sich der Bierbrauerei und errichtete die ursprüngliche Washington Brauerei, die zweite Brauerei in Quincy. Im Jahre 1855 eröffnete er eine Brauerei auf der Südseite, auf dem Platze, wo sich jetzt die Anlagen der Ruff Brewing Co. befinden, und zog sich im Jahre 1863 vom Geschäft zurück. Seine beiden Söhne, Johann und Caspar, wurden seine Nachfolger. Caspar Ruff nahm im Jahre 1844 auch an dem Feldzuge gegen die Mormonen in Nauvoo theil. Im Jahre 1873 starb der Mann; im Jahre 1899 folgte ihm die Frau im Tode.

Heinrich Ruff, der älteste Sohn, geboren am 19. September 1839, war bis zum Jahre 1855 mit dem Vater im Brauereigeschäft; dann reiste er nach Deutschland und widmete sich nach seiner Rückkehr dem Kaufmannsgeschäft. Im Jahre 1861 trat er mit Lisette Luther in die Ehe; die Frau ist aus Homburg in der Pfalz gebürtig. Lottie, die einzige Tochter des Paares, trat im Jahre 1883 mit Dr. Georg W. Bock in die Ehe, und wohnt dieses Paar nun in St. Louis. Heinrich Ruff ist Theilhaber der Ruff Brewing Co., lebt aber seit drei Jahren mit seiner Gattin in der alten Heimath.

Johann Ruff, der zweite Sohn, erblickte im Jahre 1840 das Licht der Welt, und trat im Jahre 1861 mit Anna E. Lock in die Ehe. Jahre lang war er Braumeister, bis er im Jahre 1880 aus dem Leben schied; die Frau starb im Jahre 1884. Noch lebende Kinder sind: Wilhelm J. Ruff, Caspar Ruff und Lisette Schäfer. Wilhelm J. Ruff ist jetzt Geschäftsverwalter der Ruff Brewing Co., ist praktischer Brauer und hat die Brauschule zu Worms am Rhein besucht; er ist der Erfinder verschiedener Maschinen, worunter besonders hervorzuheben eine Pasteurisirungsmaschine, vermittels welcher die Präservirung von Bier ohne Chemikalien geschieht. Im Jahre 1887 trat er mit Bertha Barth in die Ehe. Von den drei Söhnen des Paares tritt der älteste, Edgar, als Braumeister, in die Fußstapfen des Vaters, und hat derselbe Siebel's Brauschule in Chicago besucht.

Caspar Ruff Jr. wurde im Jahre 1844 geboren. Derselbe trat mit Hannah Tansmann in die Ehe, war viele Jahre als Geschäftsführer der Brauerei thätig, und leitete dieselbe mit viel Geschick, bis er am 26. November 1906 aus dem Leben schied. Außer der Frau leben noch drei Kinder, Eduard H. Ruff, Sekretär der Ruff Brewing Co., Ida Ruff und Lenore Richmiller.

Noch lebende Töchter von Caspar Ruff Sr. und Frau sind: Margarethe Krumm in St. Joseph, Mo.; Magdalena Miller in St. Joseph, Mo.; Rosa Jansen, Wittwe von Capt. Matt. Jansen; Louise Jansen, Wittwe von Theodor Jansen; Friederike Tansmann, Frau von Friedrich Tansmann; und Katharine Koch, Wittwe von Wm. Koch.

Der im Jahre 1811 zu Ankum, Hannover, geborene Wilhelm Wellmann erlernte in der alten Heimath das Schmiedehandwerk und die Schlosserei. Dort trat er mit Sophie Dombree in die Ehe; die Frau hatte ebenfalls im Jahre 1811 das Licht der Welt erblickt. Im Jahre 1837 kam das Paar nach diesem Lande, zunächst nach St. Louis, und im Jahre 1838 nach Quincy. Damals gab es hier wenig in der Schmiede und in der Schlosserei zu

thun, die Leute bedurften in jenen Tagen nicht viele Schlösser. Wilhelm Wellmann betrieb sein Handwerk etliche Jahre in dieser Stadt und zog dann auf's Land, wo er sich an der Mill Creek in Melrose niederließ und dem Ackerbau oblag. Viele Jahre später kam er wieder zur Stadt und lebte hier bis zu seinem im Jahre 1891 erfolgten Tode; die Frau starb im Jahre 1895.

Da Wellmann in der alten Heimath in der hannöverschen Armee gedient hatte, so schloß er sich auch hier der Miliz an und machte im Jahre 1844 den Feldzug gegen die Mormonen in Nauvoo mit.

Noch lebende Kinder sind: Frau Sophie Klingle, Wittwe von Franz Klingle; Franz Wellmann, Farmer an der Mill Creek; Wilhelm Wellmann, Geschirrmacher in White Sulphur Springs, Montana; Frau Katharine Gredell, Gattin des Maschinisten Johann Gredell; Friedrich Wellmann, Ackerbauer in Oklahoma; Frau Therese Kerkmann, Gattin des Metzgers Franz Kerkmann; Frau Wilhelmine Aschemann, Gattin des Farmers Joseph Aschemann an der Mill Creek; Johann B. Wellmann, Maler in dieser Stadt.

Franz Wellmann, ein Bruder des obengenannten Wilhelm Wellmann, kam ebenfalls in den Dreißiger Jahren hierher, und war der erste Maler in der Stadt; doch starben er, seine Frau und die Kinder im Jahre 1849 an der Cholera. Nur ein Sohn, Franz B. Wellmann, lebt noch und ist Maler und Tapezierer in dieser Stadt.

Zu Anfang der Vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts kamen die Brüder Michael und Jacob Reis nach Quincy. Dieselben waren aus Weilheim, Württemberg, gebürtig, wo Michael am 1. Februar 1813, und Jacob am 1. Februar 1815 das Licht der Welt erblickte. Wie aus einer noch vorhandenen alten Familienbibel ersichtlich, wurde der Name eigentlich Reuß geschrieben. Die beiden Brüder waren Jahre lang in dieser Stadt geschäftlich thätig, und betrieben gemeinschaftlich einen sogenannten General Store, d. i. einen Laden, in welchem allerlei Waaren zum Verkauf geboten wurden. Später lösten sie die geschäftliche Verbindung, Jacob führte das Geschäft allein weiter, während Michael eine Destillation betrieb. Michael Reis trat hier mit Elisabeth Weiß in die Ehe. Am 5. März 1856 starb der Mann, während die Frau ihn um mehrere Jahre überlebte. Noch lebende Kinder sind: Frau Caroline Miller, Gattin des Groceristen Christoph Miller, Louis Reis, Emma Reis und Marie Reis. Der Optiker Louis J. Reis ist ein Enkel.

Jacob Reis war im Jahre 1849 mit Marianne Peter in die Ehe getreten; die Frau war aus Riegel, Baden, gebürtig. Während des Goldfiebers zog er über die Ebenen nach California, kehrte aber bald wieder zurück. Am 4. Oktober 1865 starb der Mann, die Frau lebte noch viele Jahre. Eine Tochter, die Frau von Johann Roth, wohnt in Davenport, Iowa.

Georg H. Schnur, geboren im Jahre 1805 zu Dudenhofen, Großherzogthum Hessen, trat dort mit Marie Muhl in die Ehe; die Frau erblickte im Jahre 1807 das Licht der Welt. Im Jahre 1841 wanderten sie nach Amerika aus und kamen nach Baltimore, von dort nach Columbus, Ohio, und nach vierjährigem Aufenthalte dort im Jahre 1845 nach unserem County, wo sie sich in Burton Township niederließen und sich der Landwirthschaft widmeten. Im Jahre 1864 starb die Frau, der Mann schied im Jahre 1884 aus dem Leben. Ein Sohn, Johann Schnur, geboren am 12. Dezember 1836 in der alten Heimath, lebt noch in Burton, wo er Ackerbau betreibt. Dort trat er mit Amanda Kimmons in die Ehe.

Im Jahre 1851 traten Johann Martin Weisenborn und dessen Frau Dorothea, geb. Heckrodt, beide aus

Niederdorla bei Mühlhausen, Thüringen, die Reise nach den Ver. Staaten an. Am 1. August fuhren sie mit einer Anzahl anderer Landsleute mittels großer Wagen von Mühlhausen über Land nach Bremen, und dauerte diese Fahrt eine Woche. In Bremen bestiegen sie das Segelschiff „Fanny", mit welchem sie über das Weltmeer fuhren. Die Reise war eine aufregende und gefahrvolle, da sie schwere Stürme zu bestehen hatten, das Schiff bekam ein Leck und konnte nur mit Mühe vor dem Untergange bewahrt werden. Nachdem der Schaden ausgebessert worden, und die Passagiere alle an der Seekrankheit gelitten hatten, sollte das Schiff vermittels Theerdämpfen ausgeräuchert werden, gerieth aber in Brand, was wieder große Aufregung zur Folge hatte; doch wurde auch das Feuer gelöscht und die Reise nach New Orleans glücklich zurückgelegt, von wo sie dann flußaufwärts nach Quincy weiter fuhren und hier am 13. November anlangten. Die Reise hatte also im Ganzen 3½ Monate gedauert. Johann Martin Weisenborn, welcher in der alten Heimath die Küferei erlernt hatte, ging hier viele Jahre seinem Handwerk nach. Im Oktober des Jahres 1876 starb er; die Frau war ihm schon im Jahre 1852 im Tode vorausgegangen. Eine Tochter, Frau Susanne Zolle, lebt in Quincy.

Peter Zolle, geboren am 6. August 1833 zu Heidesheim, nahe Mainz am Rhein, erlernte in der alten Heimath die Schuhmacherei und kam im Jahre 1852 nach den Ver. Staaten, über New York nach Buffalo, wo er eine Zeit lang auf einem Dampfboote arbeitete, dann nach Chicago weiter reiste und dort seinem Handwerke nachging. Doch blieb er nicht lange dort, sondern kam Mitte der Fünfziger Jahre nach Quincy, wo er viele Jahre als Schuhmacher thätig war. Hier trat er am 5. Januar 1860 mit Susanne Weisenborn in die Ehe, welche am 12. August 1840 zu Niederdorla, bei Mühlhausen, Thüringen, das Licht der Welt erblickt hatte und im Jahre 1851 mit ihren Eltern nach Quincy gekommen war. Peter Zolle starb am 27. Mai 1886. Die Frau lebt noch hier, sowie die Söhne Alfred und Georg, beide Metzger, und Arthur, der Schriftsetzer ist.

Der am 9. Februar 1826 zu Rees am Rhein geborene **Wilhelm Tenhäff**, dessen Vater eine Gerberei betrieb, besuchte eine höhere Schule und wurde später Buchführer in einer Seifenfabrik. Im Jahre 1851 reiste er nach Amerika, kam in 1852 nach St. Louis, und in 1854 nach diesem County, wo er sich zu La Prairie niederließ und einen sogenannten „General Store" eröffnete. Im Jahre 1857 trat er mit Eva Kaufmann in die Ehe; die Frau war aus Ost-Friesland gebürtig. Sein Bruder, Karl J. Tenhäff, war eine Zeit lang sein Partner; später gaben sie das Geschäft auf und beide widmeten sich dann dem Ackerbau. Vor 17 Jahren zog Wilhelm Tenhäff sich von der Landwirthschaft zurück und siedelte nach California über, wo er sich zu Pasadena niederließ. Vor 10 Jahren starb Frau Tenhäff. Ein Sohn, Leopold, welcher im Eisenbahndienst stand, verlor im Jahre 1907 zu El Paso, Texas, infolge eines Unfalles das Leben. Ein anderer Sohn, Alex, ist zu Pasadena im Expreßgeschäft thätig. Zwei Töchter, Anna und Clara, leben mit dem Vater zu Pasadena. Die andere Tochter, Marie, welche im Jahre 1885 mit Pastor Georg Eisele, aus Heidelberg in Baden gebürtig, in die Ehe trat, lebt als Wittwe in Quincy, wo ihr Sohn, Georg Eisele, ein Graduant des Chicago College of Pharmacy, eine Apotheke betreibt. Karl J. Tenhäff, der Bruder von Wilhelm Tenhäff, starb vor mehreren Jahren zu La Prairie.

Lammert Baumann, geboren am 14. September 1819 zu Hatshausen, Ost-Friesland, kam im Jahre 1855 nach Golden in diesem County, wo er sich 14

Jahre lang dem Ackerbau widmete, bis er im Jahre 1869 nach Livingstone County, Illinois, zog, und dort 40 Jahre lang lebte, bis er am 15. Januar 1909 zu Flanagan aus dem Leben schied. Der Mann war drei Mal verheirathet und hinterließ bei seinem Tode außer der Wittwe 10 Kinder, 47 Enkel und 41 Urenkel, also 98 lebende Nachkommen. Auch hatte er es im Laufe der Jahre zu großem Wohlstande gebracht, denn sein Nachlaß wurde bei seinem Tode auf eine Viertelmillion Dollars geschätzt.

Im Jahre 1833 erblickte Eduard Wild im Kanton St. Gallen, in der Schweiz, das Licht der Welt; er war das einzige Kind in der Familie, sein Vater starb, als Eduard noch klein war. Die Mutter betrieb einen kleinen Laden, in welchem sie Stickereien und feine Näharbeiten verkaufte, die sie selbst gemacht hatte. Im Jahre 1856 kam Eduard Wild nach diesem Lande, ließ sich in Quincy nieder und verband sich hier mit Innocenz Moser, einem Landsmann, ebenfalls aus St. Gallen, zu geschäftlicher Thätigkeit. Unter dem Firmanamen Moser & Wild betrieben sie eine Seifenfabrik, fabrizirten Stearin und Schmalzöl in großem Maßstabe, handelten in Salz, Talg, Häuten und Wolle; ihr Geschäft nahm eine immer größere Ausdehnung an, bis sie im Lauf der sechziger Jahre nach Chicago übersiedelten, wo sie schließlich Alles einbüßten.

Am 21. Oktober 1861 trat Eduard Wild hier mit Isabelle M. Obert in die Ehe, einer Tochter des alten Pioniers Matthias Obert; dieselbe war am 8. September 1843 in St. Louis geboren und Lehrerin in den hiesigen öffentlichen Schulen. Die Frau starb hier am 8. Dezember 1869; der Mann erlag im Jahre 1878 zu Memphis, Tennessee, dem gelben Fieber. Zwei Kinder des Paares leben noch, ein Sohn, Eduard O. Wild, und eine Tochter, Anna C., Gattin von Erde W. Beatty, gegenwärtig Kreisgerichtsschreiber von Adams County, und in dieser Stadt wohnhaft. Der Sohn, Eduard O. Wild, ist zur Zeit in New Orleans, Louisiana, als Redakteur des „Gulf State Farmer" thätig, einer Ackerbau-Zeitung, die jüngst in New Orleans gegründet wurde; auch ist er Sekretär des Mercantile Club von New Orleans, einer einflußreichen Verbindung von Geschäftsleuten der Metropole des Südens.

Der am 4. Juni 1841 zu Voßburg, Ost-Friesland, geborene Johann H. Ostermann kam im Jahre 1858 mit zwei Brüdern, Peter und Tamme, nach diesem Lande, wo sie sich zu Golden in diesem County niederließen. Den drei Brüdern waren die Reisebillets von ihren Freunden zugesandt worden. Die Seereise per Segelschiff dauerte lange; auf dem Schiffe brach die Cholera aus, und 19 der Passagiere starben. Es war dieses die letzte Gesellschaft, die den Weg nach diesem County über New Orleans nahm. Hier angekommen, mußten die drei Jünglinge ein Jahr arbeiten, um die Kosten ihrer Ueberfahrt abzuverdienen. Beim Ausbruche des Bürgerkrieges traten die Brüder Peter und Tamme Ostermann als Freiwillige in die Unionsarmee; Tamme starb im Jahre 1863 im Hospital zu Bowling Green, Kentucky, und ruht auf dem dortigen Nationalfriedhofe. Johann H. Ostermann widmete sich dem Ackerbau und trat im Jahre 1869 zu Golden mit Anna Gronewold in die Ehe. Am 22. Juni 1909 starb der Mann; die Frau lebt noch, außerdem 8 Kinder: Wilhelm, bei La Prairie in diesem County; Kea, Frau von Gerd Hinrichs, in Hildreth, Nebraska; Gretje, Frau von Pastor Arnold Janssen, in Hooker, Nebraska; und Hobbo, Johann, Hermann, Ehme und Marie in Golden.

Berichtigung. In der Januar-Nummer dieses Jahrganges ist in dem Nachruf für das verstorbene Mitglied Joseph Bürkin das Geburtsjahr desselben als 1843 angegeben; es muß dort heißen 1848.

Abraham Lincolns Abkunft.

Im Januarhefte ist kurz des damals soeben erschienenen Werkes von Professor Marion D. Learned in Philadelphia erwähnt und die Ansicht ausgesprochen worden, daß dadurch fast bis zur absoluten Gewißheit (!) festgestellt worden sei, daß die Lincolns aus England kamen, sich seit 1635 in Neu-England niederließen, und sich von dort nach New Jersey, Pennsylvanien, Maryland, Virginien, Kentucky und Illinois verbreiteten.

Diese absolute Gewißheit geht zum Theil verloren, nachdem das Werk eingehend studirt worden ist.

Learned macht zum amerikanischen Stammvater des Präsidenten Lincoln einen Samuel Lincoln oder Lincoen, welcher im Jahre 1637, 18 Jahre alt, als Knecht des Leinenwebers Francis Lawes aus Norwich in Norfolk County in England einwanderte und sich in Hingham in Massachusetts niederließ. Er heirathete Martha Lewis, die ihm zehn Kinder schenkte, von denen der vierte Sohn, Mordecai (geb. 17. Juni 1657 in Hingham, gest. 13. Oktober 1727 in Scituate in Massachusetts) der Ur-Ur-Ur-Großvater des Präsidenten Lincoln gewesen sein soll. Er war Schmied und Hüttenmann und baute in Scituate eine Eisenschmelze. Aus seiner Ehe mit Sarah Jones gingen vier Söhne und zwei Töchter (Sarah und Elisabeth) hervor. Die beiden ältesten Söhne, Mordecai und Abraham, zogen erst nach New Jersey, später nach Chester County. Abraham war, den vorhandenen Aktenstücken zufolge, Schmied und Landwirth. Er hinterließ bei seinem Mitte April 1745 erfolgten Tode die Söhne Mordecai, Abraham, Isaac und J o h n und eine Tochter, Sarah.

John, nach Learned der Urgroßvater des Präsidenten Lincoln, zog zwischen 1765—1768 nach Augusta County in Virginien, wo er im letzteren Jahre 600 Acre Land ankaufte, wovon er 1773 an seinen Sohn Isaac 215 Acre übertrug. In der betreffenden Urkunde findet sich auch der Name Abraham Lincoln, Bruder von Isaac, als Landbesitzer erwähnt; ferner erscheint dieser am 6. September 1779 als Käufer, und 1780 als Verkäufer von 250 Acres im County Rockingham in Virginien.

Letzterer Verkauf fällt in die Zeit, wo Abraham Linkhorn, der Großvater des Präsidenten, nach Kentucky, damals noch ein Theil von Virginien, übersiedelte, wo er bald darauf von Indianern erschlagen wurde. Sein Sohn Thomas wurde der Vater des Präsidenten.

Obgleich die Schlußfolgerung Learned's, Abraham Lincoln, der Sohn von John Lincoln, sei identisch mit Abraham Linkhorn, dem Großvater des Präsidenten, viel für sich hat, so kann ihre Richtigkeit doch angezweifelt werden.

Erstlich gab es, wie Learned selbst anführt, eine Menge Lincolns in Kentucky (Jacob, Isaac, John und Thomas Lincoln erscheinen in den Grundbüchern in Harrisonburg mehrfach zwischen 1778 und 1801), darunter ein Thomas Lincoln und Gattin, am 25. Juli 1791, der nicht der Vater des Präsidenten gewesen sein kann, da dieser Vater damals erst 13 Jahre alt war.

Zweitens, wenn Abraham Linkhorn und Abraham Lincoln, Sohn von John, dieselben sind, wie kommt es, daß allen Ueberlieferungen zufolge Lincoln's Großmutter in bitterster Armuth zurückblieb, während Abraham Lincoln, Sohn von John, 1700 oder gar 2200 Acre Land, und allem Anschein nach auch Baargeld besaß?

Hr. Louis P. Hennighausen, der zuerst die Urkunde an die Oeffentlichkeit brachte, aus der hervorgeht, daß der Großvater des Präsidenten Lincoln sich Linkhorn schrieb und auf die sich seine Vermuthung gründete, derselbe sei deutscher Abkunft gewesen,

hat auf die Learned'schen Forschungen und Schlußfolgerungen Folgendes zu bemerken:

Lincoln oder Linkhorn.

Es sind in jüngerer Zeit mehrere Biographien von Abraham Lincoln in englischer Sprache erschienen, welche sämmtlich die Thatsache verschweigen, daß der Großvater des Präsidenten mit deutlich fester Hand seinen Namen Abraham Linkhorn und nicht Lincoln unter die Vermessungs-Urkunde von 400 Acker Land in Jefferson County, 7. Mai 1785 schrieb. Daß zu gleicher Zeit zwei Beamte, welche den Namen Lincoln führten, die Urkunde ebenfalls unterschrieben und dieselbe im Landregister von Jefferson County (jetzt Louisville County, Kentucky) Band B, Seite 60 unter Abraham Linkhorn eingetragen ist.

Die Vermessungs-Urkunde war nicht Linkhorn's einziger Besitztitel über seine Heimathstätte; er hatte sie käuflich erworben durch Zahlung von 160 Pfund an das Land-Schatzamt von Virginien (Kentucky war damals ein Theil von Virginien) am 4. März 1780 für das Land Warrant No. 3334, welches Quittung an Abraham Linkhorn und Anweisung 400 Acker Land für Abraham Linkhorn zu vermessen enthielt. Der Name Linkhorn erscheint in allen diesen Dokumenten so deutlich, daß ein Schreibfehler ausgeschlossen ist, die Angabe, daß der so bekannte und berühmte englische Name Lincoln, in den deutsch klingenden Namen Linkhorn durch Unverstand geschehen sei, wie seine englische Biographen erst vermuthen und dann kühn behaupten, mangelt des Beweises und der Wahrscheinlichkeit. Die Mehrzahl der deutschen Namen wurden zu jener Zeit theils absichtlich und theils durch Unkenntniß von den Beamten veranglisirt; daß ein englischer Name in einen deutsch klingenden verwandelt wurde, ist in der Geschichte unseres Landes nicht verzeichnet.

In der authentischen Selbst-Biographie, welche der Präsident in seiner beglaubigten eigenen Handschrift an Jesse W. Fell sandte, um sie in der Präsidenten-Campagne von 1860 zu verwerthen, schreibt Lincoln unter Anderem, „daß sein vorgenannter Großvater von Rockingham County, Va., ungefähr 1781 nach Kentucky ausgewandert, wo er zwei Jahre später von den Indianern getödtet wurde; daß seine Vorfahren Quäker waren, welche von Berks County, Pa., nach Virginien kamen; daß ein Bestreben, sie mit der Neuengland-Familie Lincoln zu identifiziren, in weiter nichts endete, als einer Aehnlichkeit der Taufnamen in beiden Familien, wie Levi, Mordecai, Solomon, Abraham und dergleichen." — Unter den deutschen Sekten der Mennoniten, Quäker und Tunker in Amerika waren ebenfalls Alt Testament biblische Taufnamen gebräuchlich. Wenden wir uns, der Weisung Lincoln's folgend, von Kentucky nach Rockingham County, Va., so ist leider der erste Ver. Staaten-Census 1790 von Virginien spurlos verschwunden, und die Ver. Staaten-Regierung hat deshalb anstatt dessen eine nur theilweise erhaltene Volkszählung des Staates von 1782 bis 1785 veröffentlicht, worin unter den Einwohnern von Rockingham County weder die Namen Linkhorn noch Lincoln zu finden sind. Da in dem Vorwort dieser veröffentlichten Volkszählung die Bemerkung ist, daß darin höchstens nur die Hälfte der Einwohner verzeichnet sind, so müssen wir andere glaubwürdige Geschichtsquellen aufsuchen. Die „Times Dispatch", eine bedeutende Richmonder, Va., tägliche Zeitung, am 1. März 1903 enthält einen Bericht, daß eine Familie, bestehend aus vier Brüdern, welche in der Colonial-Periode den Namen Linkhorn führte und deren Nachkommen, von welchen einer den Namen Abraham Lincoln hat, sich in Rockingham und Augusta County, Va., angesiedelt, berichtet ferner: Daß weiteres Nachforschen über die Geschichte der Virginia Linkhorn's, wie der Name in der Colonial-Periode

buchstabirt wurde, in den authentischen Records der Colonial-Miliz von Augusta County von 1766 bis 1776 Folgendes ergeben haben: Der Name Abraham Lincoln erscheint zuerst auf Seite 55 dieser alten Bücher (Records) als Mitglied eines Kriegsgerichts, welches zu Staunton, Va., am 18. März 1776 unter dem Vorsitz des Obersten Abraham Smith stattfand. Hierauf folgen die Namen der 29 Capitäne, welche anwesend waren, der letzte Name ist Abraham Linkhorn als jüngster Capitän. Der Name von Capt. Abraham Linkhorn erscheint ferner auf Seiten 57, 61, 65, 67 und 83, so weit diese alte Bücher erforscht sind. Der Bericht erzählt ferner, daß der jetzige Abraham Lincoln, ein sehr alter Mann, und Vater des Präsidenten, in dem Dorf Sacy Spring, ungefähr sieben Meilen von Linville Creek an der Landstraße von Winchester wohnt, daß er ein Sohn von David Lincoln und Enkel von Jacob Lincoln sei, welcher einer der vier Brüder war, welche vor der Revolution in Rockingham County sich niederließen. Folgen wir weiter der Weisung Lincoln's nach Spuren in Pennsylvanien, so finden wir im U. S. Census von 1790 einen Mishel Lincoln, welcher jedoch in der Taxliste von Northumberland County 1778—80 und 1786 als Michael Linkhorn eingetragen ist, ferner auf Seiten 111 und 291 des Census Benjamin Linkhorn und John Linkhorn in Fayette County, Pa., auf Seite 291 John Linkhorn in York County und in der Steuerliste von Philadelphia 1769 Jacob Linkhorn.

Ein Jacob Lincoln war 1834 am Comite zu Edom Mills Station, Rockingham County, Va., um Subskriptionen für den Bau der Landstraße von Winchester nach Harrisonburg entgegen zu nehmen; das Comite bestand aus John Chrisman, George H. Chrisman, Jacob Lincoln, Christian Kratzer, David Henton und Jesse Ralston. (J. W. Wayland's Ph. Dr. The German Element of the Shenandoah Valley of Virginia, 1907, Seite 221). Auf Seite 95 des Buches schreibt Wayland: Zwei Drittel bis drei Viertel der Einwohner von Rockingham County sind direkte Nachkommen von Deutschen, die in der Colonial-Periode eingewandert sind. Es giebt auf Seiten 97—101 eine große Zahl deutsche Namen, welche im Laufe der Zeit englisirt worden sind, z. B. Mugendorf zu McInturfh, u. s. w.

Wenn Vermuthungen in der Geschichtsforschung überhaupt statthaft sind, so liegt die Vermuthung nahe, daß der junge Capitän Abraham Linkhorn von 1776 derselbe Abraham Linkhorn war, welcher am 4. März 1780 in Richmond, Va., die Landanweisung (Land Warrant) kaufte und nach Präsident Lincoln's Selbstbiographie in den Jahren 1781—82 nach Kentucky wanderte und ansiedelte.

---

† Fritz Boldt. †

Am 11. März d. J. ist der Gesellschaft durch den Tod ihr lebenslängliches Mitglied, Herr Fritz L. Boldt entrissen. Seines Berufs Barbier, lange Jahre Vormann bei Hettich unter dem Sherman House, seit etwa zehn Jahren selbständig, erfreute er sich unter dem Deutschthum, namentlich dem älteren, einer großen Bekanntschaft und genoß allgemeine Achtung. Er war ein Mann von höheren geistigen Interessen, der sich gern und anhaltend in den Zweck des Daseins vertiefte. Unserer Gesellschaft, der er von ihrem Beginn an angehörte, bezeugte er stets warmen Antheil, und bekundete das auch dadurch, daß er unter gewissen Umständen sie zur Erbin des zehnten Theiles seines Nachlasses eingesetzt hat.

Geschenke für die Bibliothek.

H. A. Rattermann. Gesammelte ausgewählte Werke. Cincinnati, Ohio. Selbstverlag des Verfassers. 1910. Band VIII. und IX. **Denkreden und Vorträge,** gehalten im Deutschen Litterarischen Klub von Cincinnati von H. A. Rattermann. Band VIII. Erster Theil: Shakespeareana, Musiker- und Künstler-Biographien und Vorträge. Band IX.: Einzelnes aus der deutschen Litteraturgeschichte von Opitz bis Geibel.

Zwei inhaltreiche, höchst interessante und sehr leswürdige Bände, welche einem Jeden staunende Achtung abzwingen müssen vor der ungewöhnlichen Arbeitskraft des Verfassers, der neben anstrengender kaufmännischer Berufsarbeit die eingehenden Studien fertig gebracht hat, deren Ergebnisse in diesen Bändern vorliegen, und die sich auf die Gebiete der dramatischen Kunst, der Malerei, Bildhauerei, der Musik und Litteratur erstrecken.

Die Inhalts-Verzeichnisse geben das beste Bild von der Vielseitigkeit des Verfassers: **Band** VIII. Der Shakespeare-Bacon-Streit kritisch beleuchtet. — War Shakespeare als Schauspieler in Deutschland? — Die englischen Schauspieler in Deutschland im 16. und 17. Jahrhundert. — Der spanische Shakespeare: Don Pedro Calderon de la Barca-Barreda. — Xaver Scharwenka's Czar. — „Mataswintha" und ihre Aufführungen. — Joseph Haydn und seine Bedeutung für die Entwickelung der neueren Musik. — Wolfgang Amadeus Mozart. Sein Leben und sein Wirken. — Ludwig van Beethoven, der Großmeister der Harmonien der Töne. — Karl Maria von Weber, der Begründer der Romantischen Oper. — Albert Lortzing und seine in Cincinnati aufgeführten Opern. — Das Komische in der Musik. — Albrecht Dürer, der deutsche Großmeister der Kunst. — Michael Angelo Buonarotti. — Raphael Sanzio de Urbino. — Das Komische in den bildlichen Künsten. —

Band IX. Ein deutscher litterarischer Verein vor dritthalbhundert Jahren (Die Fruchtbringende Gesellschaft oder der Palmenorden). — Denkrede zur Feier des dreihundertjährigen Geburtstags von Martin Opitz von Boberfeld. — Abraham a Sankta Clara. — Denkrede zum hundertjährigen Todestage von Karl Wilhelm Ramler. — Lessing's Einfluß auf die Entwickelung der modernen Kunst in Deutschland. — Friedrich Gottlieb Klopstock, der Wegebahner der deutschen Klassik. — Der Göttinger Dichterbund „Hain" und sein Einfluß auf die Entwickelung der deutschen Dichtkunst im 18. Jahrhundert. — Gottfried August Bürger, Gedenkfeier des hundertsten Jahrestages seines Todes im Deutschen Litterarischen Klub von Cincinnati, am 8. Juni 1894. — August Wilhelm von Schlegel und die „Romantische Dichterschule". Denkrede zum fünfzigjährigen Todestag Schlegels. — Karl August Varnhagen von Ense. Ein Lebensbild. Denkrede zum 100. Geburtstag desselben. — Ludwig Börne. Denkrede zum 50jährigen Todestag. — Arthur Schopenhauer. Der Mann und der Philosoph. — Denkrede zum hundertjährigen Geburtstag Theodor Körners. — Ein Reformator der deutschen Dichtkunst: August Graf von Platen. Denkrede zur 50jährigen Todesfeier Platen's. — Heinrich Heine als Dichter. — Denkrede bei der Todesfeier von Emanuel Geibel. (30. April 1884.)

Deutsch - Amerikanische Dichtung. Mit besonderer Berücksichtigung des **Turnerliedes.** Vortrag im New Yorker Turn-Verein von Heinrich Metzner. 1909. Ein höchst werthvoller Beitrag zur Geschichte der deutsch-amerikanischen Litteratur.

Von der New York Public Library, durch Vermittlung des Hülfsbibliothekars, Hrn. R. E. Helbig, Duplikate: **„Deutscher Tag und Schiller-Feier,** 30. und 31. Juli 1905, arrangirt von den Vereinigten deutschen Gesellschaften in **New Haven,** Connecticut." — In Memoriam. **Gedächtniß-Feier zu Ehren Wilhelm I. Baltimore,** 25. März 1888. — **„Yorkville Männerchor,** Fest-Souvenir zum goldenen Jubiläum, New York, 1906;" — **„Geschichte des Männerchors von Philadelphia,** 1835—1885. Von Oswald Seidensticker, Philadelphia, 1885"; **„Arminius Brautfahrt",** von Emil Roller, Festspiel zum Deutschen Tage, New York, 16. September 1906; — "**German Instruction in American Schools** and the National Idiosyncrasies of the Anglo-Saxons and the Germans by W. T. Harris, L. L. D., C. C. S, Commissioner of Education (1890), and "**Instruction in German and its helpful Influence** on Common School-Education by John B. Peaslee, Ph. D., Superintendent of the Public Schools of Cincinnati (1889);" — **„Die kulturgeschichtliche Bedeutung des hiesigen Deutschthums** in politischer, wirthschaftlicher und ethischer Hinsicht" von Werner Hager, Lima, Ohio; — "**Official Programme of the German American Day, Baltimore,** October 6, 1890; **„Feier des Deutschen Tages, Baltimore,** 12. September 1907; do. 9. Mai, 13. September 1909; **Fest - Programm** zur Feier des **Deutschen Tages,** 5. Oktober 1902, **Denver,** Colorado; — **„Ein Gedenkblatt zum goldenen Jubiläum des Kansas City Socialen Turn - Vereins,** 14. Februar 1908; — **„37. Jahres - Versammlung des Nationalen Deutschamerikanischen Lehrerbundes.** New York, 29. Juni bis 2. Juli 1909, Jahresbericht des Präsidenten"; — **„Der Luftikus",** Jahrg. 1. Nr. 001. Baltimore, 15. Januar 1909; Souvenir für das „17. Nationale Sängerfest, New York, 1894". — Ferner: "**Bulletin of the New York Public Library,** February 1910, welches den Jahresbericht der Bibliothek für 1909 enthält, und aus welchem hervorgeht, daß **die deutsch - amerikanische Sammlung** darin während des Jahres 1909 durch 96 Geber um 706 Bände und Pamphlete bereichert worden ist, darunter allein 63 Nummern durch Rev. John Rothensteiner in St. Louis ,und daß ungefähr 60 Zeitungen und 13 Zeitschriften regelmäßig als Geschenke eingehen.

Von der **Chicago Historical Society**: Annual report for the year ending October 31, 1909. Er enthält neben den amtlichen Berichten über die Finanzen und Nachrufen an verstorbene Mitglieder, die Lincoln - Andenken - Ausstellung u. a. m., eine Liste der der Gesellschaft während des Jahres zugegangenen Geschenke. Unter den Gebern steht Dr. O. L. Schmidt mit einem Beitrag von $700 für den Druck des 5. Bandes der von der Gesellschaft herausgegebenen Schriften: "Early Settlements of Illinois" by Arthur Clinton Boggs, 68 werthvollen Büchern und Pamphleten, einer Reihe von Lincoln-Andenken und sonstigen werthvollen Dingen, obenan. Unter den sonstigen Gebern finden wir die deutschen Namen Albert Rube, L. G. Mueller, Anton Benner von Charleston, Ill., Richard J. Schmidt, dem auch der Dank des Direktoriums für große unentgeltlich geleistete architektonische Dienste bei Umbauten im Gebäude ausgesprochen wird, Morris E. Dahl, Max Schroeter, Joseph Rosenthal, David Bruckheimer, F. Born, Chas. Reymershoffer von Galveston, Tex., P. H. Retzer von Kansas City, Mo., und Julius Frankel.

Vom **U. St. Department of Agriculture**: A report on "The influence of forests on climate and on floods" by Willis L. Moore, LLD., Sc. D., Chief of the U. St. Weather Bureau.

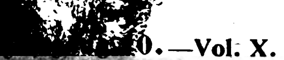
Neue Mitglieder.

Max Papke, Chicago.
Edgar A. Weber, Chicago.
Frau J. Kespohl, Quincy.
Frau K. Purkin, Quincy.
Frl. Emma Dick, Quincy.

Vom 1. Mai an wird die Office der Gesellschaft No. 809 Schiller Building, Chicago, Jll., sein. Sprechstunden des Sekretärs 9—11 Uhr Vormittags.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite.


0.—Vol. X. Juli 1910. No. 3.—Heft 3.



Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter.

„Die Vergangenheit ist die Mutter der Gegenwart.
Wir säen für unsere Nachkommen."

Vierteljahrsschrift.

Herausgegeben von der

Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois.

Preis per Jahr $3.00. — Einzelhefte $1.00.

Die Deutsch-Amerikanische Historische Gesellschaft von Illinois.

No. 809 Schiller Building, 109 Randolph Str.

Chicago, Ill.

Entered as Second Class Matter January 7, 1901, at the Post-Office of Chicago, Ill., under Act of July 16, 1894

Deutsch-Amerikanische Historische Gesellschaft von Illinois.

Organized April 6, 1900.

Verwaltungsrath:

Für ein Jahr:	Für zwei Jahre:
H. Bornmann,	F. J. Dewes,
Otto Kiefelbach,	Max Eberhardt,
Dr. E. P. Raab,	E. W. Kalb,
H. v. Wackerbarth,	Dr. O. L. Schmidt,
F. E. Habicht.	Otto E. Schneider,
	Rudolf Seifert.

Beamte:

Dr. O. L. Schmidt, Präsident.
F. J. Dewes, 1. Vize-Präs.
Hy. v. Wackerbarth, 2. Vize-Präs.
Consul A. Holinger, Schatzmeister.
Emil Mannhardt, Sekretär.

Comites:

Finanz-Comite. — Dr. O. L. Schmidt, F. J. Dewes, Otto E. Schneider, A. Holinger.

Archiv-Comite. — Max Eberhardt, H. v. Wackerbarth, der Sekretär.

Comite für Historische Forschung.— H. v. Wackerbarth, Otto E. Schneider, Rudolf Seifert, Dr. O. L. Schmidt, Dr. Phil. H. Matthei, Fritz Glogauer, Dr. C. J. Roskoten, Peoria, Ill. H. Bornmann, Quincy; Wm. A. Meese, Moline; Otto Kiefelbach, Mendota; der Sekretär.

Comite für Literarische Leitung.— Der Sekretär, der Präsident, H. Bornmann.

Druck-Comite. — Dr. Otto L. Schmidt; E. W. Kalb, A. Holinger.

C. M. Staiger Printing Co., 438 N. Clark Str., Chicago.

Entered as Second Class Matter January 7, 1901, at the Post-Office of Chicago, Ill., under Act of July 16, 1894.

Jahrgang 10. Juli 1910. Heft 3.



„Die Vergangenheit ist die Mutter der Gegenwart.
Wir säen für unsere Nachkommen.“

Aus den Aufzeichnungen von L. A. Wollenweber

über seine Erlebnisse in Amerika, namentlich in Philadelphia.

(Aus Mittheilungen des Deutschen Pionier-Vereins von Philadelphia.)

(Schluß.)

Ja das war ein Fest, wie es nur Deutsche zu ordnen verstehen, leider muß ich aber bemerken, daß die Kunst, solche gemüthliche Feste wie damals abzuhalten, im deutschen Element zu Philadelphia verloren gegangen ist. Wohl sind die Feste, welche die Deutschen jetzt in Philadelphia veranstalten, großartiger, glänzender und kostspieliger wie damals, ja sie kosten viel, viel Geld, aber trotzdem, wo bleibt die Gemüthlichkeit, die Billigkeit der Feste, wie sie in früheren Jahren abgehalten wurden?

Der mächtige Dollar, der jetzt so gesuchte, jetzt so verehrte Heiland der Welt, spielt auch bei den jetzigen deutschen Festen eine Hauptrolle, und gar mancher Vergnügungssüchtige, der den Festen beiwohnt, kratzt, wenn sie vorbei sind, sich stark hinter den Ohren über das, was das Jubiliren gekostet. Doch nichts für ungut, wenn ich mit diesem manchem etwas hart auf die Zehe trete, muß doch auch ich gar manchmal hinter den Ohren kratzen.

Im Jahre 1840 wurde durch die Gebrüder Kretschmar ein Liebhaber-Theater-Verein gegründet, und bestand derselbe aus mitwirkenden und Ehrenmitgliedern. Die Ehrenmitglieder mußten einen Dollar Einschreibegeld und monatlich 25 Cents Auflage bezahlen und waren dadurch berechtigt, monatlich zwei Vorstellungen beizuwohnen. Nichtmitglieder, welche von einem Mitgliede zur Vorstellung gebracht wurden, mußten 25 Cents Eintrittsgeld bezahlen. Herr Peter Kretschmar war Regisseur, Herr Finck Verwalter und Kassirer, L. A. Wollenweber Sekretär und Souffleur. Die mitwirkenden Mitglieder gaben sich alle Mühe, die

leichteren Stücke von Kotzebue gut durchzuführen, was ihnen auch vortrefflich gelang. Das erste Lokal des Vereins war im zweiten Stock eines Bretterhauses in der Race-Straße nahe der Fünften Straße, der untere Stock war die Werkstätte eines Hufschmieds. Wohl war das Lokal für den Anfang, es konnte 50 Personen fassen, groß genug, doch war der Eingang ein ganz erbärmlicher und die Treppe eine sehr gefährliche, dazu kam noch, daß der Schmied manchmal plötzlich abends noch Arbeit bekam, und an Abenden, wo Vorstellungen stattfanden, so furchtbar darauf loshämmerte, daß man die Spieler nicht mehr verstehen konnte, und wie sollte ich soufflieren?

Da die Ehrenmitglieder sich über das Lokal beklagten, so wurde ein anderes etwas passenderes in der Crown- bei der Race-Straße gemiethet, wo kein Lärm die Schauspieler störte, doch war dieses kleiner als das erstere und konnte oft die Theaterfreunde nicht fassen. Hier wagte man sich schon an größere Stücke, und die Liebhaber-Schauspieler studirten ihre Rollen mit großem Fleiß, so daß ich als Souffleur kaum mehr nothwendig war, und zeichneten sich besonders Madame Finck, Herr Finck und Herr Peter Kretschmar, letzterer als Komiker aus. Alles ging so weit gut und nur über das Lokal wurde geklagt.

Da um diese Zeit das Arch-Straßen Theater an Abenden öfters frei war, so wagte es der Verein, dasselbe von Zeit zu Zeit zu miethen, in der Hoffnung, daß man dort etwas Erkleckliches verdienen könne, leider aber irrte man sich, die paar Dollars, die man in der Crown-Straße verdient, wurden zugesetzt, es gab Uneinigkeit unter den Mitgliedern, und bald war der Liebhaber-Theater-Verein futsch.

In dem Beginn des Monats Mai 1840 kam ein bereits alter, sehr ehrwürdig aussehender Herr in meine Office und sagte mir, daß er Smolnikar heiße, aus Ungarn gebürtig sei und dem katholischen Priesterstand angehört habe. Er habe das jetzige Papstthum durch und durch kennen gelernt, und da er die Schriften der Kirchenväter aufs sorgfältigste gelesen und studirt, so sei er zu der Erkenntniß gekommen, daß das Papstthum, wie es jetzt besteht, gestürzt werden müsse, denn es weiche weit, weit von den einfachen reinen Lehren Christi ab. Als er sich in Oesterreich daran gemacht und seine Erkenntniß öffentlich bekannt habe, habe man ihn seiner Stelle als Priester entsetzt, hart gestraft und des Landes verwiesen. Er habe seine Zuflucht nach Amerika genommen, wo er mit aller Kraft seines Geistes gegen das Papstthum arbeiten wolle. Leider fehle es ihm jetzt noch an Mitteln, um das was er über das Papstthum geschrieben und wobei ihm die Schriften der Kirchenväter als Führer gedient, drucken zu lassen. Er brachte denn einen großen Bündel enggeschriebenes Manuskript hervor und meinte, wenn ich auf meine Kosten dieses drucken ließe, so würde ich nicht nur mir den Dank der Menschheit erwerben, sondern würde auch das Unternehmen Tausende von Dollars eintragen, er allein werde 1000 Exemplare absetzen.

Da mir die Buchstaben fehlten, um ein so großes Werk zu setzen, ich auch keine Lust hatte, mich in ein solches Unternehmen einzulassen, so war ich kurz entschlossen und sagte, ich könne seinen Wunsch nicht erfüllen. Verdrießlich über meine kurze und deutliche Antwort, verließ er mein Lokal und ich erfuhr später, daß Herr Smolnikar, in Philadelphia und anderswo, so viel Geld zusammengebettelt, daß er sein Werk sogar stereotypieren lassen konnte, doch sah ich wenige Exemplare in den Händen von Deutschen. Im Ausgang der sechziger Jahre besuchte mich Smolnikar, der das ehrwürdige Alter von 86 Jahren, wie er sagte, erreicht hatte. Er war ganz anständig gekleidet, sah munter aus und war mit Geldsammeln beschäftigt, um ein neues Werk

über das Papstthum drucken zu lassen. Seit dieser Zeit habe ich den alten Mann nicht mehr gesehen; wahrscheinlich hat die kühle Erde dem rastlosen eingebildeten Kämpfer für das wahre Christenthum Ruhe gegeben.

Um diese Zeit machte ich die nähere Bekanntschaft des Herrn Charles Wolf, später von der Firma Engel und Wolf. Herr Wolf importirte damals die besten Pfälzer Weine, die er zu sehr billigen Preisen abgab, wie sie die Natur durch die Trauben schuf. Später übernahm er die Zuckersiederei an der Crown- und Vine-Straße, wo er Verlust erlitt und sich, nachdem er das Zuckersieden aufgegeben, mit Herrn Engel in dem Bierbrauergeschäft associierte. Wir sahen uns oft und waren gute Kameraden geworden. Als das Lagerbier-Brauereigeschäft in Schwung kam, mußte man daran denken, sich mit guten gewölbten Kellern zu versehen, und ersuchte mich Herr Wolf um meinen Rath, wo man außerhalb der Stadt einen guten Felsenkeller bauen könne. Ich rieth ihm, mit mir den Weg nach der Columbia Brücke zu nehmen. Wir wanderten noch am nämlichen Tag auf der Reading Eisenbahn hinaus der Columbia Brücke zu, doch bevor wir ganz zur Brücke gelangten, fanden wir schon einen Hügel, unter welchem wir glaubten, daß leicht ein gewölbter Keller gebaut werden könnte, und Herr Wolf beschloß ohne weitere Plätze anzusehen, den Eigenthümer des damals noch wilden Platzes aufzusuchen, und auch den Kauf sogleich abzuschließen. Schon nach kurzer Zeit hatten die Herren Engel und Wolf den Platz, den ich angerathen, um billigen Preis und unter guten Bedingungen angekauft, und bald begann man mit dem Bau des Kellers, und war dieser der erste Lagerbier-Keller, der außerhalb der Stadt gebaut wurde. Jetzt besteht derselbe nicht mehr, denn der Platz, wo er stand, und worauf später eine schöne Bierbrauerei gebaut wurde, gehört jetzt zum Philadelphia Park. Noch lebt Kamerad Wolf und erfreut sich guter Gesundheit, obschon er stark in die sechziger Jahre geschritten.

Auch mein Freund Jacob Schandein, mit welchem ich in jener Zeit in Berührung gekommen, lebt noch und erfreut sich ebenfalls der besten Gesundheit, obschon er bereits 67 Jahre auf dem Rücken hat. Herr Jacob Schandein kam im Jahre 1839 nach Philadelphia. Er war von Europa aus mit einem Segelschiff nach Baltimore gekommen, wo man ihn bald nach seiner Ankunft beinahe aller seiner Habseligkeiten beraubte, und ausgeplündert kam er nach Philadelphia, wo er sich bald durch seinen außerordentlichen Fleiß in der Kleidermacherei hervortat, später, ja bis heute noch betreibt er den Tuchhandel in großem Maßstab und hat sich durch seine Ehrenhaftigkeit große Achtung erworben. Das Glück stand ihm zur Seite und Freund Schandein wirthschaftet mit dem Schatz, den er sich erworben, auf die anerkennenswertheste Weise, indem er Mitglied vieler Wohlthätigkeits-Gesellschaften und Direktor des Deutschen Hospitals und der Deutschen Gesellschaft ist, wo er für die Armen und Bedürftigen immer eine offene Hand hat.

Im Jahr 1840 besprachen sich mehrere junge Männer, meistens Söhne von deutschen Eltern, die hier geboren wurden und Mitglieder deutscher Kirchen waren, darüber, eine deutsche Literatur-Gesellschaft zu gründen, um die Sprache ihrer Eltern gründlich zu erlernen. Einer der thätigsten dieser Jünglinge war unser jetzt noch so strebsamer Freund Herr M. Richards Muckle. Herr Muckle wurde in Philadelphia geboren, seine Eltern waren badische Schwarzwälder, mit denen ich oft in Philadelphia verkehrte. Es war der guten Eltern, besonders der lieben Mutter Hauptstreben, ihren Kindern eine gute Erziehung angedeihen zu lassen, damit sie sich fähig machen konnten, in dieser Welt auf redliche Weise fortzukommen. M. R. Muckle wurde mit seinem jüngeren Bruder

in die deutsche Schule der Zionsgemeinde gesandt, deren Lehrer damals der ausgezeichnete Pädagoge Herr Schmauck war und aus dessen Schule so treffliche Männer hervorkamen, die heute noch dankbar für die Lehren sind, die der schon längst in kühler Erde ruhende Schmauck ihnen ertheilte. Von den jetzt noch lebenden Schülern des trefflichen Lehrers will ich, so weit mein Gedächtniß reicht, die folgenden nennen: Friedrich Krotel, Doktor der Theologie und berühmter Kanzelredner in New York, Georg K. Ziegler, ein wohlbekannter, hochgeachteter Kaufmann und Präsident der Deutschen Gesellschaft, M. R. Muckle, Kassirer im Philadelphia Ledger, Heinrich Presser, ein in Philadelphia wohlbekannter und sehr geachteter Geschäftsmann, der sich nie seiner deutschen Abkunft (wie es leider so viele Abkömmlinge thun) geschämt, sondern sich bei allen anständigen deutschen Unternehmungen eifrig betheiligt. Noch viele andere brave Männer kamen aus Schmaucks Schule, auf die wir Deutschamerikaner stolz sein können, und hat irgend ein Deutscher in Philadelphia ein Monument verdient, so ist es der ausgezeichnete deutsche Schulmeister Schmauck. Nun, er hat sich ein Monument in den Herzen seiner Schüler gesetzt; es ist wohl keiner am Leben, der nicht mit Liebe und Achtung an seinen braven Lehrer Schmauck zurückdenkt.

Die meisten der befähigten jungen Deutschen waren Mitglieder der Hermann Literatur-Gesellschaft, die sich bereits eine kleine Bibliothek angeschafft hatte.

In den Jahren 1839 und 1810 hat sich die deutsche Bevölkerung in Philadelphia außerordentlich vermehrt. Kapitän Claus Wenke, der brave Seemann, von dem Schiffe Louise von Bremen, brachte des Jahres drei- bis viermal sein Fahrzeug mit Emigranten gefüllt, wovon ein großer Theil in Philadelphia verblieb, da man daselbst leicht Beschäftigung finden konnte, und es herrschte unter der deutschen Bevölkerung reges Leben. Es wurden Vereine verschiedener Art gegründet, und besonders beschäftigte man sich mit der Gründung von Landvereinen. Diese beschlossen, große Strecken von noch unkultivirtem Land anzukaufen, die man in den Staaten Pennsylvanien, Maryland und dem jetzigen West-Virginien billig kaufen konnte, worauf dann sich die Vereinsmitglieder nach und nach niederlassen wollten, um mit deren Kultur zu beginnen. Beim Beginn derselben sollte gemeinschaftliche Wirthschaft eingeführt werden, sollte sich dieselbe aber nicht bewähren, so sollte das Land in einzelnen Lotten den Ansiedlern zugetheilt werden.

Der erste dieser Vereine, der Gewerbe-Verein, wurde mit der Annahme des Planes, den Herr Heinrich Ginal entworfen, gegründet. Viele dachten in dem Landleben ein Eldorado zu finden, und bald zählte der Verein viele Mitglieder und hatte in New York und Baltimore Zweigvereine. Als man eine bedeutende Summe gesammelt hatte (die Aktie kostete 100 Dollars, zahlbar in Raten, und daran denken mußte, sich nach einer Strecke Landes umzusehen, so wurde ein Komite ernannt, um auf Kosten des Vereins das Land zu durchreisen, um passendes, billiges und gutes Land aufzusuchen. Von mehreren Seiten wurden dem Verein große Strecken Landes angeboten und angepriesen, und leider ließ sich das Komitee, welches ernannt wurde und aus Leuten bestand, die wenig oder gar nichts von den Beschaffenheiten des Bodens, noch des Klimas verstanden, wie sie nothwendig sind, um die Kultur leicht zu bewerkstelligen und das Land fruchtbar zu machen, irre leiten.

Nachdem das Komitee in der besten Jahreszeit mehrere Wochen umhergereist und das anempfohlene Land besichtigt, kehrte es nach Philadelphia zurück und empfahl dem Verein eine Strecke Landes von 37,000

Acker zu 1.25 per Acker anzukaufen, das in McKean County im nordwestlichen Theil des Staates Pennsylvanien lag und sich zum Frucht- und Obstbau sehr eigene, dabei finde man daselbst überall auf dem Lande die herrlichsten Wasserquellen und die reinste Bergluft. Sogleich wurde eine Extra-Versammlung berufen, in welcher über den Ankauf des Landes abgestimmt werden sollte. Dieselbe fand statt und ohne meinen, noch anderer Mitglieder Rath anzunehmen, das Land noch einmal durch Sachkundige, worunter einige pennsylvanische Bauern sein sollten, untersuchen zu lassen. Wir hatten nämlich aus sicherer Quelle vernommen, daß jene Gegend einen sehr langen und rauhen Winter habe und dasselbe nur für den Bau von Kartoffeln, Hafer, Buchweizen und höchstens etwas Gerste nutzbar gemacht werden könnte. Holz zwar gebe es dort im Ueberfluß, auch habe man Hoffnung, Steinkohlen in Masse dort zu finden, doch wäre es viel besser etwas südlicher, wenn auch etwas weniger, aber gutes Land zu nehmen. Dennoch wurde der Ankauf von einer bedeutenden Mehrheit beschlossen. 37,000 Acker, sagte manches der Mitglieder, das ist ja ein kleines deutsches Fürstenthum, da läßt sich etwas darauf herrichten. Später erfuhr ich, daß in jener Gegend genug Land zu 12½ Cents der Acker zu kaufen sei.

Her Ginal schrieb mir über den Gegenstand noch folgendes: Der von mir gestiftete Gewerbe-Verein kaufte 37,000 Acker Land im nordwestlichen Pennsylvanien um den Preis von $1.25 den Acker. Es war mein Rath, nur 10,000 Acker zu kaufen und dieselben in Texas oder Wisconsin aufzusuchen, aber der Landagent, General Diller, sprach in einer Versammlung dieses Vereins eifrig gegen meinen Vorschlag und empfahl den Ankauf des Landes, welches auch durch sein Zureden gekauft wurde.

Es war im Jahr 1841 als dieses Land gekauft wurde, und da zu jener Zeit die Geschäfte sehr flau und daher viele Arbeiter ohne Beschäftigung waren, so zogen mehr Mitglieder in die neue Kolonie als man für den Anfang wünschte, und von welchen die Mehrzahl Familien mitbrachten, deren Unterhalt dem Verein viele Kosten verursachte, da viele Blockhäuser in aller Eile gebaut werden und alle diese Leute ernährt werden mußten. Sie arbeiteten gemeinschaftlich, da aber die meisten derselben im Landbau unerfahren, so ging derselbe nur langsam und mit Klagen über die harte Arbeit vorwärts.

Das Land war, da das Klima in jenem Theil unseres Staates sehr rauh ist, nicht sehr hold zum Ackerbau, wohl aber zum Graswuchs und zur Viehzucht geeignet. Es kostete sehr viele Mühe, nur wenige Acker zu lichten, da die meisten der Kolonisten nie zuvor einen Baum umhauen halfen, und ihre sonstigen Arbeiten nur langsam vorgingen und wenig Werth hatten. So wurde in nicht ganz zwei Jahren das aus 40,000 Dollars bestehende Kapital des Vereins ausgegeben, ohne daß mehr als 13,000 Dollars an dem Kaufpreis abbezahlt worden waren und auch die Interessen nicht bezahlt wurden, indem die 300 Mitglieder, wovon die meisten in Philadelphia, einige auch in anderen Städten wohnten, keine Beiträge mehr bezahlen wollten, nachdem sie für ihre Aktien 100 Dollars bezahlt hatten, viele derselben auch nicht im Stande waren, solche zu leisten. Das Land wurde daher von den früheren Eigenthümern wieder in Besitz genommen, bis auf 12,000 Acker, welche Herr Wernwag, ein Philadelphia Bäcker, der sich für die Bezahlung der ganzen Kaufsumme verbürgt hatte, um den Preis von $1.25 den Acker mit anderen Betheiligten übernahm und bar bezahlen mußte. Die aufgedrungene Uebernahme brachte ihnen jedoch schon nach wenigen Jahren großen Nutzen, denn die Gegend wurde nicht nur mit dem besten Erfolg für Viehzucht benutzt, sondern man

fand auch Kohlen und reiche Oelquellen. Herr Wernwag verkaufte sein Land wieder zu einem sehr hohen Preis, und das ganze Land, welches der Verein besaß, wird jetzt von Sachverständigen zu dem Werth von beinahe einer Million Dollars geschätzt, da dasselbe von einer Eisenbahn durchschnitten wird, welche durch Pennsylvanien nach der Stadt Buffalo führt.

Als die ersten Kolonisten des Gewerbe-Vereins ein Feld bepflügten, unter welchem sich reiche Oelquellen befanden, die jetzt bearbeitet werden, riefen sie aus: „Dieses Land muß mit dem Fluche Gottes beladen sein, denn es wird sogar der Pflug schmierig, mit welchem man es bearbeitet.“ Nur sehr Wenige, welche dem Gewerbe-Verein angehörten, leben noch, von den Pionieren wohl keiner mehr. Das Experiment hat dem deutschen Element eine große Summe gekostet.

So wie es dem Gewerbe-Verein erging, erging es auch den meisten der später gegründeten deutschen Landvereine. Man fand keine Männer an der Spitze derselben, die praktische Erfahrungen im Landbau gemacht hatten, und hatten sich die Mitglieder wenig um den amerikanischen Landbau bekümmert; was sie wußten, war von Hörensagen. Sie hatten daher keine Idee, welche Mühen, Arbeiten, Entbehrungen und Ausdauer es kostet, bis der Ansiedler es so weit gebracht hat, daß er auf ein sorgenfreies Leben rechnen kann. Daß die Deutschen damals große Strecken Landes um so billige Preise ankauften war kein Fehler, selbst wenn sie nichts Weiteres thaten als das Land bezahlten und die niedrigen Taxen regelmäßig deckten, bis sie mehr gelernt und durch Erfahrungen klüger geworden. So zogen aber, sobald das Land gekauft war, einzelne Familien hinaus in das geträumte Eldorado, wo sie jedoch bald einsahen, daß hier schwer gearbeitet werden mußte, wenn sie sich und ihre Familien nur halb komfortabel ernähren wollten. Die glänzenden Jagdpartien, von denen in Philadelphia geträumt wurde, waren nicht da, die Leutchen, besonders die Frauen, bekamen Heimweh und sehnten sich nach den Fleischtöpfen in Philadelphia zurück. Gewöhnlich dauerte es kaum einige Monate, da kamen die Pioniere zurück und schimpften unbarmherzig über das Landleben, das sie aus Unkenntniß früher in den Himmel gehoben. Diejenigen Mitglieder, die sich fest vorgenommen und vorbereitet hatten, auf die Kolonie zu ziehen, wurden durch die üblen Berichte der zurückgekehrten Faulenzer abgeschreckt und bezahlten nicht einmal mehr die kleinen Auflagen, um das gekaufte Land vollkommen frei zu machen, und kam das meiste wieder an die früheren Eigenthümer zurück, die einen guten Profit machten und sich ins Fäustchen lachten.

Der Cultur- und Gewerbe-Verein Germania, welcher nach dem Gewerbe-Verein gegründet wurde, hatte zum Beispiel im westlichen Virginien eine Strecke Landes in der Nähe vom Ohio-Fluß, 36,000 Acker groß, für die Summe von 8000 Dollars angekauft. Das Land war kulturfähig und das Klima weit angenehmer als in dem nordwestlichen Pennsylvanien, und hätte man es verstanden, das Land zu bewirthschaften, und hätten die Pioniere, welche von Philadelphia dahin zogen, Fleiß und Ausdauer gezeigt, so wäre diese deutsche Kolonie in West-Virginien eine der schönsten und reichsten in der Union. Da aber die Herren Pioniere nur an die reichen Jagden gedacht, das Arbeiten, nachdem einige nothdürftige Häuser gebaut, vergessen und das mitgebrachte Geld ausgegeben hatten, kamen sie wieder nach Philadelphia zurück und entwarfen grauenhafte Bilder über das Leben der neuen Ansiedler, so daß die meisten Mitglieder des Vereins keine Auflagen mehr entrichteten. Das bereits bezahlte Geld ging verloren, und das schöne und gute Land kam wieder in die

Hände der früheren Eigenthümer. Vor einigen Jahren besuchte mich ein alter Freund, welcher die Gegend bereiste, in welcher das Land des Cultur- und Gewerbe-Vereins Germania lag, und erzählte mir, daß sich jetzt dort ein niedliches, gewerbereiches Städtchen befindet und daß die Farmen, welche es umgeben, die schönsten und reichsten in West-Virginien seien, und da dieselben in der Nähe des Ohio-Flusses liegen, sie für ihre Erzeugnisse bequemen Absatz hätten. Millionen könnten das Land nicht kaufen.

Nur der katholische Landverein, welcher auch um diese Zeit gegründet wurde und im Nordwesten von Pennsylvanien Ländereien angekauft, und bei welchem sich besonders viele Katholiken aus der Stadt Baltimore betheiligt hatten, besteht, und behielt nur das Leben durch großen Fleiß, Ausdauer und fortwährende Zuschüsse an Geld und Materialien. Dennoch ist das Leben daselbst noch weit entfernt von dem Eldorado, das man sich geträumt.

Am Johannistag des Jahres 1840 wurde von den Deutschen Philadelphias ein großartiges Fest zur vierhundertjährigen Feier der Erfindung der Buchdruckerkunst durch ihren Landsmann Johannes Gensefleisch, genannt zum guten Berg, veranstaltet und auf höchst würdige Weise begangen. An der Prozession, welche die damaligen Hauptstraßen Philadelphias durchzog, betheiligte sich das sämtliche deutsche Militär, die Eigenthümer und Gehülfen aller deutschen Buchdruckereien, auch mehrere der englischen, der Männerchor, Logen und sonstige Vereine und eine bedeutende Anzahl Bürger aller Klassen. Nach der Durchwanderung der Stadt begab sich der Zug nach Gray's Ferry am Schuylkillfluß, wo sich damals ein großer, schöner, für öffentliche Festivitäten eingerichteter Garten befand, und wo das Fest auf die gemüthlichste deutsche Weise zum Abschluß kam.

Herr Major Daniel M. Keim, ein geborener Readinger, fungirte als Haupt-Marschall und leitete alles in praktischer Weise und zur Zufriedenheit aller, welche sich bei dem Fest betheiligten. Auf dem Festplatz präsidirte Herr Dr. Wm. Schmöle, Vice-Präsidenten waren, so viel ich mich erinnern kann, die Herren William Horstmann, Nicolaus Kohlenkamp, Wm. Betz, Jacob Steiner, Conrad Meyer. Reden wurden gehalten von den Herren Heinrich Ginal, Francis Grund, Georg Wesselhöft, L. A. Wollenweber. Der Männerchor und die deutsche Militärmusik verschönten das Fest durch herrlichen Gesang und liebliche Musik, und so endete das Fest als eines der größten und schönsten, die jemals von den Deutschen in Philadelphia abgehalten wurden.

Mehrere Bürger von Philadelphia hatten für das Fest eine Fahne machen lassen, welche im Zuge getragen und dann auf dem Festplatz bei der Rednerbühne angebracht war. Es war bestimmt worden, daß sie zum Andenken an das Fest für ewige Zeiten aufbewahrt werden soll. Diese Fahne befindet sich jetzt glücklicherweise in guten Händen, in der Verwahrung des typographischen Vereins, und ist es mein innigster Wunsch, daß der schöne Verein fortbestehen möge und bei dem fünfhundertjährigen Fest der Erfindung der Buchdruckerkunst die Fahne wieder bei einer schönen Prozession wehen lasse. Die kleine hölzerne Ramage-Presse, welche bei dem Zug auf einem geschmückten Wagen geführt und worauf während des Umzugs gedruckt wurde, wird wohl noch in der Buchdruckerei des Philadelphia Demokrat zu finden sein.

Im Beginn des Jahres 1844 befand sich in dem Philadelphia Ledger ein Brief, den Herr Friedrich List (der berühmte deutsche National-Oekonom), damals amerikanischer Konsul in Leipzig, an die Regierung zu Washington sollte geschrieben haben, und in welchem mitgetheilt wurde, daß verschiedene Gerichtshöfe in Deutschland Verbre-

cher zur Auswanderung nach Amerika verurtheilten. Sobald dieser Brief unter den Deutschen Philadelphias bekannt wurde, beriefen sie eine Versammlung, die zahlreich besucht war, und man beschloß, dem amerikanischen Gouvernement energisch an die Hand zu gehen, um die hierhergesandten Verbrecher per Schub wieder zurückzusenden. Später stellte es sich aber heraus, daß Herr List niemals einen solchen Brief an das hiesige Gouvernement gesandt, doch hatten die Deutschen durch Privatbriefe aus dem Vaterland die Kunde erhalten, daß wirklich Verbrecher durch Gerichte zur Auswanderung nach Amerika verurtheilt wurden, und die Deutschen in der ganzen Union hielten ein wachsames Auge auf solche Einwanderer. Die Deutschen Philadelphias sandten sogar eine Petition nach Washington und erklärten, daß solche Handlung von deutschen Gerichten die Union beschimpfe, und daß unser Minister der auswärtigen Angelegenheiten den Regenten Deutschlands darüber Vorstellungen machen sollte, was auch geschah.

Herr Friedrich List, ein sehr gelehrter und im Vaterland hochgeehrter Mann, kam im Jahr 1824 mit General Lafayette als dessen Begleiter nach den Vereinigten Staaten, und da Lafayette diesen Deutschen hoch schätzte, so empfahl er ihn bei den Hochgestellten unseres Gouvernements bestens. Herr List aber bemühte sich, dieses Land, besonders hinsichtlich der Oekonomie, gründlich kennen zu lernen. Er wohnte, wenn er nicht auf der Reise war, meistens in Philadelphia und in Reading, welchen letzteren Ort er sehr lieb gewonnen. Herr List war einer der Passagiere der Readinger Postkutsche, die in der Nähe von Philadelphia von Räubern überfallen und vollständig ausgeplündert wurde. Bei der Gerichtsverhandlung, als die Räuber eingefangen waren, gab Herr List das interessante Zeugniß, wodurch die strafbarsten der Räuber in den Vordergrund gezogen wurden. Später ernannte ihn Präsident Jackson zum Vereinigten Staaten Konsul in Leipzig.

Am Ende des Jahres 1843 trat sehr kaltes Wetter ein und im Januar 1844 war auf dem Delaware die Schiffahrt durch den Eisgang ganz gehemmt, und stiegen die Brennmaterialien zu enormen Preisen. Auch schon früh in 1844 wurde es hinsichtlich der Politik recht lebendig. Es standen drei Parteien im Felde, Demokraten, Whigs und Natives, letztere auch Knownothings betitelt.

Herr Wilhelm Kiderlen kam zu dieser Zeit an die Redaktion der Alten und neuen Welt, die früher der Demokratie das Wort redete. Er suchte durch allerlei schlechte Witze der Demokratie bei den Deutschen zu schaden, aber es gelang ihm schlecht; denn die Deutschen wußten und waren überzeugt, daß die demokratische Partei die Freundin der Einwanderer war, und daß die Whigs mit den Natives, den furchtbarsten Feinden aller Einwanderer, liebäugelten. Man wollte sich von dem Tambour Veit, wie man Kiderlen titulierte, nicht belehren lassen, sondern hielt fest an der Demokratie, wodurch auch die Demokratie bei der Wahl in 1844 siegte. Herr Polk wurde zum Präsidenten, Herr George Dallas von Philadelphia zum Vize-Präsidenten der Vereinigten Staaten erwählt und bald hörte das Treiben der Natives auf, die den Einwanderern das Bürgerrecht auf die schmählichste Weise rauben wollten. Der Demokratie haben wir Einwanderer zu danken, daß wir jetzt noch ein Wort in diesem Lande im Regierungswesen mitsprechen dürfen, wären die Natives ans Ruder gekommen, was wären wir heute? Bald nach der Wahl wurde auch die Alte und neue Welt zu Grabe getragen.

Am 19. Februar war der Bau der deutschen römisch-katholischen St. Peters-Kirche, Ecke der Fünften und Girard Avenue, vollkommen unter Dach, und wurde

an diesem Tag ein großartiges Oratorium zum Besten dieser Kirche abgehalten. Es wirkten dabei die berühmtesten Sänger und Musiker jener Zeit ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses mit.

In den ersten Monaten des Jahres 1844 gründete Herr F. W. Thomas eine deutsche Zeitung unter dem Titel Minerva, und wurde dieselbe von Herrn Dr. F. Koch ganz ausgezeichnet redigirt und redete der Demokratie kräftig das Wort.

Es schien als wollten die Aufregungen im Jahr 1844 gar kein Ende nehmen und als seien die Menschen von einer Krankheit befallen, welche sie zu allerlei tollen Streichen trieb, und der rechte Namen dieser Krankheit hätte wohl Revolutionsfieber genannt werden können. Kaum hatten sich das Nativ- und Milleriten-Fieber etwas gelegt, da standen die Bäcker- und Schneider-Gesellen auf und fingen an, gegen ihre Arbeitgeber zu agitiren. Erstere wollten an Sonntagen nicht mehr backen und verlangten höhere Löhne. Die Schneidergesellen verlangten ebenfalls höheren Lohn, und da ihnen dieser nicht gewährt wurde, verließen viele ihre Arbeit und gingen mit der Idee um, selbst Kleiderhandlungen zu gründen und die Kundenarbeiten billiger zu liefern als dies bisher durch ihre Meister geschah. An der Spitze der ausständigen Schneider stand W. F. Binder, auf den ich später zurückkommen werde. Die Bäckergesellen sahen bald ein, daß ihre Forderungen übertrieben waren und ließen sich beschwichtigen; die Schneider aber agitirten noch eine Zeit lang fort, bis sie selbst untereinander uneinig wurden und viele wieder Arbeit bei den Meistern suchten. Doch war durch ihren Ausstand, bei welchem sie den größten Schaden litten, ihr Los etwas gebessert?

Im Monat September, so viel wie ich mich noch erinnere, kam ein junger, freundlicher deutscher Mann in meine Office und machte mir die Mittheilung, daß er ein Daguerreotypist (oder wie man jetzt sagt, Photograph) sei, und daß diese Kunst in Philadelphia noch nicht bekannt sei. Er habe mit seinem Bruder in dem Exchange-Gebäude ein passendes Zimmer gemiethet, und sie wollten ihr Geschäft nun im Demokrat bekannt machen. Er lud mich ein, ihre Lokalität zu besuchen und er wollte mit Vergnügen mein Bild nehmen. Schon am nächsten Tag war ich in dem Etablissement der Gebrüder Wilhelm und Friedrich Langenheim, die bei den Bewohnern Philadelphias, und besonders bei den Deutschen, in hoher Achtung stehen. Mein Bild war eines der ersten, das Herr Wilhelm Langenheim in Philadelphia nahm und ist heute noch in meinem Besitz. Leider starb Herr Langenheim im besten Mannesalter tief betrauert.

Am 16. April 1845 hielten die Deutschen Philadelphias eine große Versammlung ab, deren Zweck war, Gelder und sonst nothwendige Artikel für die Verunglückten durch das große Feuer in Pittsburg, welches beinahe die halbe Stadt einäscherte, zu sammeln und ihnen schnell Hülfe zu leisten. Nach kurzer Debatte wurde einstimmig beschlossen, für eine jede Ward drei deutsche Männer zu ernennen, welche berechtigt sein sollen, in ihren respektiven Distrikten Gaben zu sammeln und diese dem General-Komitee der Stadt Philadelphia zur Vertheilung zu überlassen. Keiner der Ernannten verweigerte den Dienst und in wenigen Tagen wurden dem General-Komitee eine bedeutende Summe Geldes, Nahrungsmittel und Hausgeräthschaften überliefert, wofür die Geber den herzlichsten Dank erhielten.

In den vierziger Jahren herrschte unter den Deutschen Philadelphias große Einigkeit, und ihre Unternehmungen in der Stadt wurden damals immer glücklich durchgeführt, besonders ihre Feste. Als im Jahre 1843 das hundertjährige Fest des Baues der ersten deutsch-lutherischen, der

St. Michaels-Kirche an der Fünften und Cherry-Straße gefeiert wurde, nahmen Mitglieder aller andern Religionsgesellschaften Antheil daran, denn man hielt das Fest für eine allgemeine Demonstration zur Ehre der Deutschen. An dem Zug, der sich von der St. Michaelis-Kirche nach der großen Zions-Kirche, Ecke der Vierten und Cherry-Straße bewegte, wo das eigentliche Fest abgehalten wurde, nahmen die ehrenhaftesten deutschen Mitbürger aller Konfessionen Antheil. An diesem Tage faßten die Deutsch-Lutheraner den Beschluß, daß die Michaelis-Kirche als ein Monument der frühesten deutschen Ansiedler für ewige Zeiten stehen bleiben sollte. Doch der Mensch denkt und Gott lenkt.

Kaum waren einige Jahre verflossen, so wurde durch die starke Einwanderung die Kirche für die vielen Gottesverehrer, die dem Gottesdienst beiwohnen wollten, zu klein, die Predigten wurden daher alle in der Zions-Kirche abgehalten. Bald siedelten sich in den äußeren Distrikten von Philadelphia viele Deutsch-Lutheraner an, und da die Mutterkirche sehr bedeutendes Vermögen an liegendem Eigenthum in der Stadt, sowie in den Distrikten besaß, verlangte man, daß an der Ecke der Brown- und St. John-Straße eine Kirche gebaut werde. Später wurde dann auch noch an der Neu-Dritten Straße- und Columbia Avenue die St. Jacobus-Kirche, dessen würdiger Prediger Herr Vogelbach ist, und an anderen Plätzen im Süden und Westen der Stadt lutherische Kirchen erbaut, und wurde dadurch das große Vermögen so geschwächt, daß man nicht allein das für ewige Zeiten bestimmte Monument, sondern auch die große Zions-Kirche und andere Grundstücke verkaufen mußte.

Die alte St. Michaelis- und Zions-Gemeinde war so klug, von dem Rest des Vermögens auf ihrem Grund in der Franklin-Straße, gegenüber dem Franklin Square, in einer der schönsten Lagen der Stadt, eine sehr schöne und passende Kirche zu bauen, bei welcher Herr Dr. Mann als Seelsorger wirkt.

Am 24. Juni 1845 nahmen die Deutschen massenhaft Antheil an der Trauerparade, die zu Ehren des so hochgeachteten Ex-Präsidenten der Vereinigten Staaten Andrew Jackson abgehalten wurde.

Der 4. Juli wurde auch in diesem Jahre von den Deutschen in herkömmlicher Weise in großer Einigkeit gefeiert. Bis zum Schlusse des Jahres 1845 fiel, außer der Gründung einiger Vereine, unter der deutschen Bevölkerung nichts von Bedeutung vor.

Im Beginn des Jahres 1846 beschloß die deutsche Einwanderungs-Gesellschaft, an einem Sonntag in dem chinesischen Museum ein Sacred Concert zum Besten der bedürftigen Einwanderer, die zahlreich in Philadelphia ankamen, zu veranstalten. Man denke sich aber (wahrscheinlich haben Mucker bei dem Mayor dagegen protestirt), dieses Concert wurde polizeilich verboten. Ein Comite der Einwanderungs-Gesellschaft, worunter auch ich, machten dem Mayor Vorstellungen, doch meinte derselbe, wenn die Deutschen so etwas ausführen wollten, so sollten sie eine deutsche Kirche wählen; er würde mit Vorwürfen überschüttet werden, wenn er erlaube, daß an einem Sonntag im Chinesischen Museum ein Concert abgehalten werde. Hieraus kann man sehen, daß es damals schon vernagelte Sonntags-Mucker in Philadelphia genug gab, die auch den edelsten Zweck zu verhindern suchten, wenn er an einem Sonntag aufgeführt werden sollte. Wann wird wohl die Welt von diesen Heuchlern befreit werden, die in neuerer Zeit mit immer mehr Frechheit auftreten?

Im Sommer kauften mehrere Logen des Ordens der Sonderbaren Brüder (Odd Fellows) den Bauplatz an der Ecke der Dritten und Brown-Straße und errichteten darauf ein Logenzimmer und eine große

Halle zur Abhaltung von Versammlungen, Bällen u. s. w. Der untere Stock des Gebäudes wird schon seit vielen Jahren von unserem alten Freund Herrn Herwig als Apotheke benutzt und erfreut sich eines großen Rufes. Am 3. Juli wurde eine deutsche Loge des Ordens der Sonderbaren Brüder unter dem Titel Franconia Loge gegründet.

Am 17. Juli (1846) wurde den deutschen Patrioten und Freiheitskämpfern aus den dreißiger Jahren, die sich in Philadelphia aufhielten, durch die Ankunft des Herrn Dr. Georg Seidensticker von Göttingen, welcher zum Besuch nach Philadelphia kam, eine große Freude bereitet. Dr. Georg Seidensticker, der leider jetzt in kühler Erde schlummert, war ein wahrer Patriot, ein Mann, der nach vorwärts für das Wohl seines Volkes und Vaterlandes strebte, mußte aber, wegen seiner ausgesprochenen Gesinnungen für Freiheit und Licht, schwer, schwer büßen. Er hatte 1831 an der Spitze einer bewaffneten Insurrection in Göttingen gestanden, die lebensunfähig bald unterdrückt wurde. Ihr Führer wurde zu lebenslänglicher Haft verurtheilt aber 1846 zur Auswanderung nach Amerika begnadigt, wohin ihm auch bald seine Familie folgte, darunter drei Söhne, wovon der eine, der Dr. Oswald Seidensticker, jetzt Professor an der Universität von Pennsylvanien ist und sich durch Forschungen über die erste deutsche Einwanderung großes Verdienst erworben hat. Herr Seidensticker wurde in Philadelphia auf das herzlichste bewillkommt und ihm alle mögliche Ehre erwiesen. Jeder, der seine Bestrebungen für Freiheit kannte, eilte herbei, um ihm die Hand zum Willkomm zu reichen. Sein Aufenthalt in Philadelphia war, wie er sagte, für ihn ein höchst angenehmer, und bei seinem Abgang versprach er, bald wieder zu kommen und sich daselbst häuslich niederzulassen.

Im Herbst 1846 häuften sich meine Geschäfte in der Offizin des Demokraten, da zugleich ein wöchentlicher Demokrat, die Walhalla, und die Werke von Eugen Sue in Heften daselbst gedruckt wurden. Ich mußte mich nach einem tüchtigen, fähigen, jungen Mann umsehen, zum Beistand in der Buchführung und für andere Geschäfte Es meldete sich auch bald ein junger deutscher Mann, Herr Isaak W. Kahn, und frug mich sehr höflich, ob ich ihn nicht beschäftigen könne, und gerade in dem Fach, für welches ich Hülfe suchte. Ich erkundigte mich sogleich nach seinem Charakter und seinen Fähigkeiten, und da mir von verschiedenen Seiten gute Zeugnisse über ihn zukamen, so stellte ich ihn am 7. September 1846 als Buchführer an, und bald nahm ich wahr, daß er sich in allen meinen Geschäften thätig zeigte und mir von großem Nutzen war. Heute noch ist Herr Isaak W. Kahn in der Demokrat Office als Geschäftsführer thätig.

Im Januar 1847 gründeten einige Spekulanten eine tägliche deutsche Zeitung unter dem Titel Der Adoptiv-Bürger, indem sie in der Meinung waren, daß sie das deutsche Publikum für sich gewinnen könnten; fingen aber ihre Sache gleich in den ersten Nummern ihrer Zeitung recht plump an, indem sie große Reformen in dem bisherigen Leben und Treiben der deutschen Bevölkerung vorschlugen, und dabei neidisch auf den Demokrat und einige bisher hervorragende Deutsche losschlugen, und zwar in höchst grober und unanständiger Weise. Bald sollten sich aber die Herren überzeugen, daß sie die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Das Leben des Adoptiv-Bürgers war nur von kurzer Dauer, denn alle Bemühungen, welche sich ein Comite von zwölf der Aktieninhaber, an dessen Spitze ein gewisser Mahlke, gab, glückten nicht. Ihr Redakteur, ein nicht „unbedeutender" Bummler, machte sich bald Schulden halber unsichtbar und soll später wieder als Methodistenprediger in den nördlichen

Counties Pennsylvaniens sichtbar geworden sein. Hat er doch in einer Rede in der Commissionär-Halle erklärt, wenn einer zur Arbeit zu faul sei, liederlich wäre und zuletzt in dem gesegneten Amerika sich nicht ernähren könne, ein gutes Stimmorgan und Maulwerk habe, da brauche er, um gut gefüttert und angenehm leben zu können, nur ins Land gehen und Methodisten zu predigen, dann fände er alles in Hülle und Fülle.

Nachdem der Adoptiv-Bürger der Welt Valet gesagt, gründete Herr F. W. Thomas die Freie Presse (27. Mai 1848), welche sich das Gebahren des Adoptiv-Bürgers zur Warnung dienen ließ. Die Freie Presse wurde als ein Arbeiterblatt gegründet, und da sich die deutsche Bevölkerung durch die starke Einwanderung sehr vermehrte, so konnte die Freie Presse bis zum heutigen Tage fortbestehen.

Im März (1846) vermehrten sich die Mißverständnisse zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko, und da es der Diplomatie nicht gelang, die Angelegenheit friedlich zu schlichten, so griff man zum Schwert, das entscheiden sollte, wer Recht oder Unrecht hatte. Bald überschritten amerikanische Truppen die mexikanische Grenze und das Kämpfen begann. Erst dann sah man in Washington ein, daß unsere Armee zu schwach sei, um den Krieg siegreich beenden zu können. Es erschien nun ein Aufruf, in welchem die Regierung der Vereinigten Staaten freiwillige Compagnien verlangte, welche die reguläre Armee unterstützen sollten. In Philadelphia war Herr Kapitän W. F. Binder, ein Deutscher, in Stuttgart geboren, der erste, welcher eine Compagnie Freiwilliger zusammenbrachte, wie sie der Kriegsminister verlangte. Er bot sich demselben sogleich an, wurde angenommen, equipirt, und im Spätherbst (1846) mit den anderen Philadelphia Freiwilligen-Compagnien nach dem Kriegsschauplatz gesandt. Kapitän Binder und seine deutschen Soldaten zeichneten sich in Mexiko bei verschiedenen Aktionen ganz besonders aus, waren bei der Einnahme der Hauptstadt Mexiko, erhielten von dem Obergeneral Scott großes Lob, und nachdem der Frieden geschlossen, zogen die deutschen Krieger, ohne große Verluste erlitten zu haben, am 24. Juli 1848 wieder in die Stadt der Bruderliebe ein.

Wenige, ja sehr wenige von den Deutschen, welche die Schlachten in Mexiko schlagen halfen, sind noch am Leben. Nur einem begegne ich noch hier und da, und dieser ist der brave John Vallier, der sich auch im letzten Rebellenkrieg so hervorgethan, daß er sich zum General emporschwang und jetzt zurückgezogen lebt und die Achtung seiner Mitbürger im hohen Grade genießt.

Während des Sommers 1847 herrschte in Philadelphia eine außerordentlich große Hitze und viele Menschen, besonders Neueingewanderte, starben am Sonnenstich und sonstigen durch die Hitze herbeigeführten Krankheiten. Die Deutsche Gesellschaft wurde in dieser Zeit besonders in Anspruch genommen, da die Einwanderungsgesellschaft sich aufgelöst hatte. Viele Mitglieder der aufgelösten Einwanderungsgesellschaft hatten sich sogleich der Deutschen Gesellschaft angeschlossen und neues Leben kam in die alte Gesellschaft, die jetzt große Thätigkeit entwickelte.

Am 27. Juni (1846) wurde von den Deutschen Philadelphias zur Ehre des Patrioten Dr. Georg Seidensticker ein Bankett veranstaltet. Dasselbe fand im City Hotel statt, war sehr zahlreich besucht und vom besten Geiste für die Sache der Freiheit beseelt.

Um dieselbe Zeit kam auch ein wackerer deutscher Theologe, Herr Emanuel Lerchen, nach Philadelphia und nahm die Stelle bei der Freien Gemeinde an, von welcher Herr Ginal geschieden. Leider aber starb bald der treffliche und hochgeachtete Mann auf

einer Besuchsreise, welche er nach dem Westen unternommen, und wurde an seine Stelle Herr August Gläser erwählt.

Da um diese Zeit die Redaktion des Demokrat nicht genügte, so ersuchten mich die näheren Freunde des Herrn Dr. Seidensticker, denselben als Redakteur anzustellen, was ich auch mit Vergnügen that. Auf mein Ersuchen übernahm er die Redaktion, legte dieselbe aber nach kurzer Zeit wieder nieder, da er bei einem andern Geschäft für sich und seine Familie, die mittlerweile von Deutschland kam, bessere Aussichten hatte. An seine Stelle trat Herr Rumberg.

Bis zum Schlusse des Jahres 1847 war unter der deutschen Bevölkerung nichts Bemerkenswerthes vorgekommen.

Als im Beginn des Monats April im Jahre 1848 die Nachricht, daß das französische Volk seinen König fortgejagt und Frankreich zur Republik erklärt, sich bestätigte, und von Deutschland durch den Dampfer Washington die Nachricht in Philadelphia anlangte, daß sich auch das deutsche Volk erhoben habe, um das schmähliche Joch, das ihm seine Dränger von Gottes Gnaden aufgelegt, von sich abzuschütteln, da beriefen die achtbarsten deutschen Männer Philadelphias eine Massenversammlung nach der Commissioners Halle an der Dritten nahe der Green-Straße, damals das größte Lokal in den Nördlichen Freiheiten.

Es hatte sich schon vor der Zeit, zu welcher die Verhandlungen der Versammlung beginnen sollten, eine außerordentliche Volksmenge angesammelt, die für die Sache der Freiheit hoch begeistert war. Diese Versammlung gewährte besonders ein lebendiges Bild der lebhaften Theilnahme, welche die Deutschen Philadelphias für das alte Vaterland fortwährend empfinden, dem sie ja so gerne die Segnungen der Freiheit zuführen möchten, deren sie sich auf Amerikas Boden erfreuen. Um die bestimmte Stunde wurde die Versammlung eröffnet, und der hochgeachtete und für das Wohl und die Freiheit enthusiasmirte Herr Dr. Wilhelm Schmöle wurde einstimmig zum Präsidenten, die Herren Georg M. Keim, Dr. G. Seidensticker, Dr. Hering, G. Remak, J. Steiner, Dr. Wittig, Dr. Bournonville, Dr. Behrens, C. Liebrich und L. A. Wollenweber zu Vice-Präsidenten, Herr Wm. Horstmann zum Schatzmeister erwählt. Als Sekretäre fungirten die Herren Richards M. Muckle, William Rosenthal, Paul Ketterlinus und August Gläser.

Der Präsident eröffnete die Versammlung durch eine ganz vortreffliche einleitende Rede, und las dann die mit dem Dampfer Washington eingetroffenen Neuigkeiten in Bezug auf Deutschlands Freiheitsbestrebungen vor, welche mit donnernden Hochs von der Masse begrüßt wurden. Hierauf wurde ein Comite von fünf ernannt, um Beschlüsse im Sinne der Versammlung abzufassen, welches aus den Herren Dr. Seidensticker, L. A. Wollenweber, Satorius, Hähnlen und Liebrich bestand. Während das Comite sich zurückgezogen hatte, wurden unter stürmischem Zuruf die Herren G. Remak, H. Ginal, Dr. Wittig, F. Grund, A. Gläser und andere zum Anreden aufgefordert, da aber die Versammlung zu einer ungeheuren Zahl angeschwollen war, so sahen sich die Redner genöthigt, theils in der Halle, theils vor der Halle, an der Ecke der Tammany- und an der Ecke der Green-Straße die Massen anzureden. Bis weithin durch die Stadt vernahm man die Jubelrufe, welche kein Ende nehmen wollten. Das Comite legte, so weit mein Gedächtniß reicht, folgende Beschlüsse der Versammlung in der Halle vor: Beschlossen, daß wir die Patrioten, die jetzt im Kampfe gegen die Unterdrücker des deutschen Volkes im Vaterlande stehen, mit allen unsern möglichen Kräften unterstützen wollen, damit ihnen die Freiheit werde, welche wir hier genießen. Beschlossen, daß

wir uns, die wir die Freiheit unserm Vaterlande so sehr wünschen, öfters hier versammeln und daß einige freiwillige Männer sich anbieten möchten, welche in den größeren Städten Ostpennsylvaniens, wo sich eine starke deutsche Bevölkerung befindet, Versammlungen veranstalten, um in unserem Sinne dem deutschen Vaterland beizustehen, damit es recht bald von seinen Fesseln befreit werde, und soll dieses Comite über sein Wirken dem Präsidenten dieser Versammlung berichten. Beschlossen, daß wir solche fähige Männer, welche von Amerika aus nach Deutschland reisen, um an dem Kampf für Freiheit theilzunehmen, mit Geldmitteln versehen wollen. Beschlossen, daß der Präsident dieser Versammlung, sobald er es für nothwendig erachtet, eine weitere Versammlung berufen soll.

Unter den ersten deutschen Männern Philadelphias, welche ihre Kräfte der Sache der Patrioten im deutschen Vaterlande weihten, war der Redakteur des Demokrat, Herr Carl Rumberg, und ohne daß er Unterstützung annahm, reiste er am 3. Mai 1848 ab, kam glücklich in Deutschland an, aber da sich die Freiheit dort nicht nach seinem Sinne gestaltete, kam er nach wenigen Monaten wieder zurück und nahm seine Stelle wieder ein.

Am 19. April fand in dem Unabhängigkeits-Square in Philadelphia, zur Beglückwünschung der neuen französischen Republik, eine Volksversammlung statt, wie ich sie nie vorher noch später so zahlreich gesehen. Alle Nationalitäten waren repräsentirt und jede hatte ihre Rednerbühne, und wurden Reden in englischer, französischer, deutscher, spanischer und italienischer Sprache gehalten, und der Jubel wollte kein Ende nehmen. Leider aber wurde die Hoffnung, welche die Redner gehegt, daß alle civilisirten Völker, welche noch als Unterthanen despotischer Fürsten seufzten, jetzt das Joch abschütteln werden, und daß fernerhin nur der Volkswille regieren werde, bald durch die Mißgriffe der Volksrepräsentanten, sowie die Intriguen der Fürstenknechte und die sogenannten Diener Gottes vernichtet. Die Soldateska, besonders die preußische unter Anführung des jetzigen großen deutschen Kaisers, trieben die Freiheitsmänner zu Paaren, und hatten dieselben zwischen Tod, Gefängniß oder Flucht zu wählen.

Herr Friedrich Hecker, der sich in Deutschland für die Freiheit des Volkes so sehr hervorgethan, war der erste der Freiheitsmänner, welcher als Flüchtling die Ufer dieses freien Landes suchen mußte, wo er, besonders in Philadelphia, mit allen Ehren empfangen wurde. Die Deutschen zogen in einer großartigen Prozession nach der Werfte am Delaware, um den hochgefeierten Mann abzuholen und nach dem City Hotel zu geleiten, wo ihm zu Ehren ein Bankett veranstaltet war. So lange Herr Hecker in Philadelphia weilte, wurde er überall, wo er sich zeigte, auf das ehrenvollste begrüßt, beglückwünscht und in die verschiedenen hervorragendsten Institute eingeführt. Nachdem ihm zu Ehren in dem Chinesischen Museum noch eine Volksversammlung abgehalten war, reiste er nach dem Westen ab.

Herr Weitling, ein Deutscher, welcher eine Zeit lang die Vereinigten Staaten durchreiste, mit einem guten Rednertalent Arbeiterreform zu bezwecken suchte, aber, wie der Amerikaner sagt, einen Haken gefunden, indem die wirklichen Arbeiter seinen überspannten Ideen nicht huldigen wollten, nahm um diese Zeit in einer Versammlung, die er nach einem Lokal, wo sich jetzt die Turnerhalle befindet, berufen hatte, von seinen Verehrern Abschied. In seiner Rede sagte er unter anderm, er habe sich hinsichtlich der amerikanischen Freiheit sehr getäuscht. Die Arbeiter seien, trotzdem man ihnen ihre Vortheile so deutlich zeige, zu dumm, um dieselben zu begreifen. Er gehe jetzt nach Deutschland zurück, um an

dem Freiheitskampf theilzunehmen, und werde dort bald eine Republik gegründet werden, die den amerikanischen Humbug, dem die hiesigen Deutschen huldigten, weithin in den Schatten stellen werde.

Es war die höchste Zeit, daß Weitling die Rednerbühne verließ, denn schon ballten sich viele Fäuste der Anwesenden, um dem Schwadroneur den Abschied zu versüßen, und glücklich für ihn, daß er, ohne bemerkt zu werden, das Lokal verlassen konnte.

Am 8. September wurde die Kirche der Freien Gemeinde, in welcher früher Herr Ginal gepredigt und später die Weltuntergangsleute hausten, von den deutschen Israeliten als Synagoge eingeweiht, wozu ehrenhafte Bürger aller Confessionen eingeladen waren. Die neue Synagoge war mit Menschen total überfüllt, die mit großer Spannung die Ceremonien beobachteten, und manches Scherflein fiel in den Opferkasten. Dieser Tag war für die deutschen Juden, die noch keinen ordentlichen Tempel in Philadelphia besaßen, ein wahrer Freudentag.

Im Anfang des Jahres 1849 kamen niederschlagende Berichte über die neuen Unthaten der Reaktion in Deutschland hier an, welche unter den hiesigen Deutschen großen Ingrimm erregten. Doch was half das alles. Man konnte nur die Faust in der Tasche machen, und hatte keine Mittel, auch nicht einen Cent disponibel, um für die Freiheitskämpfer in Deutschland etwas zu thun. Verschiedene Leute gaben sich allerdings Mühe, etwas zu leisten, aber es wurde von Bummlern und Neidhämmeln zur Farce verkehrt.

Im Jahre 1849 und im Beginn des Jahres 1850 kamen die Schaaren der Männer, welche das deutsche Volk aus den Klauen seiner Machthaber retten wollten, und glücklich dem bösen Feind entkommen, nach dem freien Land Amerika. Einige der bedeutendsten Führer, die Herren Reichard, Kiefer, Struve, Müller, Tiedemann kamen nach Philadelphia, wo sie sich häuslich niederließen. Von diesen Männern lebt nur noch Herr Tiedemann.

Ueber die jetzigen Verhältnisse in Deutschland will ich nichts sagen. Sie haben drüben jetzt ein Vaterland und einen Kaiser; aber sind sie freier wie vor 1848 und 1849 oder nicht? Die letzten trüben Ereignisse in Deutschland zeigen, daß von unten ein Gegendruck gegen den Druck von oben braut und brütet, der noch zu üblen Dingen führen kann.

In den Jahren von 1850 bis 1852 fand unter der deutschen Bevölkerung von Philadelphia, außer der Gründung von Bauvereinen, Logen, Gesangvereinen, nichts Bemerkenswerthes statt. Am 1. Juli 1852 übernahm Herr John S. Hoffmann den Demokrat, den er von mir käuflich an sich gebracht, und so zog ich mich, so zu sagen, aus dem öffentlichen Leben zurück, nahm aber an der Gründung des deutschen Hospitals warmen Antheil. Auch an der Gründung eines deutschen Theaters nahm ich wieder, trotz der schlimmen Erfahrungen, die ich hinsichtlich dieses Projektes früher gemacht, Antheil. Tiefe Stille herrscht schon seit Jahren darüber, was aus dem deutschen Theaterverein geworden.

Nach einigen Jahren betrieb ich in Philadelphia ein Schiffahrts- und Wechselgeschäft, das ich, da das Alter mit schnellen Schritten herannahte und mich meine frühere Kräftigkeit verließ, an Herrn William Gerlach abtrat.

Jetzt, da ich das siebenzigste Jahr überschritten, lebe ich still und einsam in Reading, der Hauptstadt von Alt-Berks, und gebe nunmehr wenige Lebenszeichen unter dem Titel „Alter vom Berge“ von mir.

Nur wenige meiner alten Kameraden in Philadelphia sind noch am Leben, Tausende sind dahin abgegangen, von wannen man nicht mehr zurückkehrt; doch alle, die noch leben und meine Aufzeichnungen gelesen,

werden mir das Zeugniß geben, daß ich wahrheitsgetreu die Zustände der deutschen Bevölkerung Philadelphias seit 1832 berichtet.

L. A. Wollenweber.

Anmerkungen und Zusätze.

Wie schon früher angedeutet wurde, trügt Wollenweber oft sein Gedächtniß, und dadurch entstandene Irrthümer sollen durch die Anmerkungen möglichst berichtigt werden. Außerdem sind manche seiner Erinnerungen, die unwesentlich oder ohne geraden Bezug auf die Deutschen sind, in dieser Folge fortgelassen, dagegen an einigen Stellen wieder Jahreszahlen in Klammern eingefügt worden.

1. Der Name der Zeitung war Philadelphia Demokrat. Siehe Seite 6 des 9. Heftes der Mittheilungen.

2. Nach dem Philadelphia Demokrat marschirte Kiderlen als Tambour Veit voran und Wollenweber machte den Schluß. Siehe Seite 7 des 9. Heftes der Mittheilungen.

3. Die Hermann Literaturgesellschaft wurde am 25. September 1841 gegründet.

4. Körner's Buch Das deutsche Element und Seidensticker's Geschichte des Männerchors enthalten ebenfalls Schilderungen dieses am 24. Juni 1840 abgehaltenen Festes.

5. Die Minerva erschien am 11. März 1843 und der Name des Redakteurs war C. F. Koch. Siehe Seite 23 des 5. Heftes der Mittheilungen.

6. Die Versammlung fand am 7. April 1848 statt. Den Aufruf dazu hatten die folgenden deutschen Männer erlassen:

G. M. Keim, A. Horstmann, C. Liebrich, L. A. Wollenweber, Dr. G. Seidensticker, L. Mahlke, A. Gläser, Dr. Hahn, G. Knoop, C. Rumberg, C. Wilhelm, G. Remak, L. Herbert, F. Couturier, C. Anderson, A. Dörr, Stearly, Louis Sterne, B. Kramer, F. Jordan, Elijah W. Pryons, Joseph Epler, George S. Runner, Jacob Karker, C. Weisert, A. Kleinfelder, Chas. Dümmig, J. Thomas, J. Satorius, John Siny, J. Schwarz, J. Burkhardt, Johann Beigele, Dr. O. Seidensticker, Dorn, Dr. Wm. Schmöle, H. Kraft, Lorenz, Dr. Hering, J. F. Hähnlen, P. M. Wolsieffer, Wolf, L. Dietz, Ch. Botta, Fr. Nienholz, Jacob Sauser, Philip Follride, Philip Becker, J. G. Schwenker, Narciß Hagenmüller, Ths. Herrmann, Peter Dorn, Henry Spanier, Philip Dorn, Eduard Röhm, John Sauser, J. Meyer, H. Lamparter, A. Ruthard, J. Schaudein, P. Moll, L. Gebhard, H. Gebhard, Krug, C. Hartman, F. Hartman, G. Manger, C. Psotta, B. Presser, H. Presser, H. Meißner, G. Büchner, F. W. Thomas, G. Betz, L. Roth, L. Rösch, J. Seffert, Jacob C. Hahn, J. Hauser, A. Fuchs, P. Enders, P. Krämer, L. Schmolze, F. W. Riehl, G. Lembert, A. Pulte, A. Miller, G. Henkel, L. Schmitt, J. Heiner, G. Dubsis, J. Chan, C. Dercum, F. Dussel, P. Arnold, A. Zink, R. Stein, J. Weil, H. Adler, G. Henk, Neuhöfer, F. Kiesemann, Henry Zschocke, W. Rabeman, J. Haut, L. C. Hoffmeister, A. Senffleben, J. Emerlinst, C. Brurein, J. Rehn, D. Schwarzkopf, J. Popp, P. Schranz, G. Prommer, C. Koch, J. A. Mühlhäuser, H. Henze, Dr. D. Meiffener, Schweikert, J. Scherhammer.

Die einstimmig angenommenen Beschlüsse lauteten:

„Versammelt in Freude und Jubel über die Nachrichten vom alten Vaterlande beglückwünschen die Deutschen in Philadelphia ihre Brüder daheim zu der ebenso muthigen als weisen Ermannung des deutschen Volkes, indem es sich entschlossen zeigt, das bisherige unwürdige Joch nicht länger zu tragen, diejenige Würde unter den Nationen einzunehmen, welche ihm mit Recht gebührt, und sich endlich auf die

Stufe der Freiheit zu erheben, deren es seit vielen Jahren sich würdig erwiesen hat, aber auch mit tiefster Indignation erfahren wir aus denselben Nachrichten, daß abermals Söhne des deutschen Volks in preußischer Soldaten-Uniform sich mit Schmach und Schande bedeckt haben, indem sie auf Befehl ihrer feigen Obern sich zu Mördern ihrer Brüder, welche nach Freiheit strebten, verleiten ließen.

Mit desto größerer Freude ersehen wir aber, daß unter der Mehrheit des deutschen Volkes eine bewunderungswürdige Uebereinstimmung herrscht, im Verlangen derjenigen republikanischen Institutionen, die allein geeignet sind, ein Volk wahrhaft groß und frei zu machen.

In gerechtem Stolze über die muthigen Gesinnungen unserer Brüder in der alten Heimath sei daher

1. Beschlossen: In einer Adresse an das deutsche Volk, dasselbe darüber zu beglückwünschen, zugleich aber die brüderliche dringende Ermahnung zuzufügen, fest und muthig zu beharren in der Verfolgung seines Entschlusses, und sich nicht abermals einschläfern zu lassen durch diplomatische Ränke und falsche Versprechungen, die nur zu oft gebrochen wurden.

2. Beschlossen, daß wir nach Kräften thätig theilnehmen und mitwirken wollen an der Durchsetzung jenes Entschlusses, so weit wir solches von hier aus vermögen.

3. Beschlossen, daß gleich in dieser Versammlung eine Kollekte stattfinden soll zur Unterstützung der Freiheitsbestrebungen in Deutschland. (Sie ergab 34 Dollars.)

4. Beschlossen, daß ein Comite ernannt werde, um unter allen Deutschen in Philadelphia zu gleichem Zwecke Beiträge einzusammeln.

5. Beschlossen, daß ein Korrespondenz-Comitee ernannt werde, um mit allen Deutschen in den Vereinigten Staaten zu demselben Zwecke in Verbindung zu treten und mit ähnlichen Comiteen in New York und Baltimore ein General-Comite zu bilden, welches die Wünsche und Aufträge der Deutschen in Amerika auszuführen und als diesseitiges Organ der Mittheilungen und Wünsche der Patrioten zu dienen hat.

6. Beschlossen, daß das stehende Comite beauftragt werde, eine neue Massenversammlung zu berufen, sobald neue Nachrichten vom alten Vaterlande anlangen oder es sonst nöthig erscheint.

Obige Beschlüsse wurden von W. Rosenthal, dem Sekretär der Versammlung, im Philadelphier Demokrat veröffentlicht.

7. Diese Volksversammlung fand nicht am 19., sondern am Montag dem 24. April statt. Der deutsche Stand war vor allem durch eine schöne, prachtvolle deutsche Nationalfahne, das Geschenk des Herrn Horstmann, geziert. Dr. W. Schmöle führte den Vorsitz und Dr. Oswald Seidensticker und M. Richards Muckle dienten als Sekretäre. Die von Wollenweber vorgelegten Beschlüsse wurden einstimmig angenommen. Die Versammlung wurde dann von den Herren Remak, Pulte, Röse, Gläser, Mahlke, Ginal, Klenck, Wollenweber, Grund und Dr. Schmöle angeredet. Zum Schluß wurden den Republiken der Vereinigten Staaten und Frankreichs, sowie der künftigen Republik Deutschlands neun Hoch gebracht.

L. A. Wollenweber.

Zu Wollenwebers Lebensgeschichte ist noch folgendes nachzutragen: Nach seiner Wiederverheirathung, nachdem er sich von seiner ersten Frau hatte scheiden lassen, begab er sich nach Deutschland und ließ sich in Heßlach bei Stuttgart nieder. Nach vierjährigem Aufenthalt in Deutschland kehrte er nach Philadelphia zurück und gründete das schon erwähnte Passagier- und Bankgeschäft, das er im Jahre 1870 wieder ausverkaufte. Hierauf siedelte er nach Womelsdorf über, wo er sechs Jahre

verblieb und dann Reading zu seinem Wohnorte machte.

Trotz seiner Zurückgezogenheit nahm Wollenweber an allen wichtigen Vorgängen unter den Deutschen, an Volksfesten, Sängerfesten, Konventionen usw. regen Antheil. So erschien er in seiner schlichten Tracht mit breiträndigem Hute bei den deutschen Journalisten-Konventionen und betheiligte sich an ihren Berathungen. Auch regte er noch in seinen letzten Jahren eine Bewegung in Reading an, Conrad Weiser in Lebanon, wo er begraben ist, ein Denkmal zu setzen.

Wollenwebers schriftstellerische Thätigkeit war nicht gering. Er schrieb früher Gedichte und Geschichten unter dem Namen „Der Alte vom Berge", und bis zuletzt sandte er Korrespondenzen an verschiedene deutsche Zeitungen. Im Jahre 1869 erschien bei Schäfer und Koradi sein Buch „Gemälde aus dem Pennsylvanischen Volksleben. Schilderungen und Aufsätze in poetischer und prosaischer Form, in Mundart und Ausdrucksweise der Deutsch-Pennsylvanier." Im Deutschen Pionier veröffentlichte er 1870-71 die historische Novelle „General Peter Mühlenberg und seine deutschen Soldaten im amerikanischen Freiheitskampfe", und 1875 gab er in einem Hefte die geschichtliche Erzählung „Aus Berks County's schwerster Zeit" heraus. Auch noch andere Volkserzählungen aus der deutsch-pennsylvanischen Vorzeit schrieb er, wie „Die beiden ersten deutschen Ansiedler in Pennsylvanien", „Die Berg-Marie" usw., welche Dichtung und Geschichte bunt durcheinander in ein lesbares volksthümliches Gewand kleideten. Ihr Zweck war nicht sowohl Geschichte zu lehren, als Beispiele echt deutschen Gemüthslebens und echter deutscher Gesittung in Amerika vorzuführen, die der Nacheiferung des Volkes werth wären.

Auch als Schauspieldichter versuchte er sich. Er schrieb „Gila, das Indianermädchen" und „Leiden und Freuden in Amerika, Lebensbild in fünf Akten." Dieses Stück, in welchem die Lateiner am Schuylkill-Kanal auftreten und für welches der Musikdirektor A. Sartori die Musik arrangiert hatte, wurde am 2. Mai 1863 zum ersten Male vollständig im Philadelphier Stadttheater aufgeführt.

Wollenweber starb am 25. Juli 1888. Zu seiner Bestattung, die am 30. Juli in Reading stattfand, waren von nah und fern Freunde und Bekannte gekommen, von Philadelphia nicht weniger als sechzig deutsche Bürger, welche Kränze und Blumenstücke mitgebracht hatten, darunter Vertreter der Deutschen Gesellschaft, des Männerchors, des Cannstatter Volksfest-Vereins, des Deutsch-Amerikanischen Journalisten-Vereins, der deutschen Zeitungen und mehrerer Freimaurer- und Odd-Fellows-Logen, deren Mitglied er seit vielen Jahren gewesen war. Nach einer Feier im Trauerhause, wobei der Pastor F. K. Huntzinger und Dr. G. Kellner kurze Reden hielten und der Harmonie-Männerchor „Das treue deutsche Herz" sang, setzte sich der stattliche Leichenzug nach Aulenbachs Friedhof in Bewegung, wo der Harmonie-Männerchor noch das Lied „Sag, was zagest du" sang und Wm. Rosenthal und Dr. G. Kellner in beredten Worten die trefflichen Charaktereigenschaften des Verstorbenen und seine Verdienste als Mensch und Bürger hervorhoben. Nachdem dann die Odd-Fellows-Loge durch ihre Trauer-Ceremonien dem Verstorbenen die letzte Ehre erwiesen hatte, fand die Bestattung nach dem schönen Ritual der Freimaurer statt, wobei der Altmeister A. L. Weise von der Humboldt-Loge der Sprecher war.

Wollenweber hinterließ eine tieftrauernde Witwe und eine Pflegetochter. Sein einziger Sohn Louis war im Rebellenkriege gefallen. Der Alte vom Berge war bei allen, die ihn kannten, wegen seines treuherzigen, schlichten Wesens und seines

heiteren Gemüths beliebt, geehrt und überall willkommen. Das Andenken dieses Volksmannes wird lange bei den Deutsch-Pennsylvaniern, aber auch bei allen denen lebendig bleiben, die ihn in seiner ganzen rastlosen geistigen Thätigkeit kannten und schätzen lernten.

C. F. Huch.

Die Deutschen im Mormonenkriege.

Von Heinrich Bornmann.

In allen Kriegen dieses Landes haben die Deutschen „ihren Mann gestellt", auch im „Mormonenkriege". Uebrigens thut man jenem Ereigniß in der Geschichte unseres Staates zu viel Ehre an, wenn man dasselbe einen Krieg nennt. Es war schon mehr eine Buschklepperei, eine Reihe von Gesetzlosigkeiten, die dem Gemeinwesen nicht zur Ehre gereichten. Um den unerquicklichen Zuständen ein Ende zu machen, sah sich Gouverneur Thos. Ford wiederholt veranlaßt, die Miliz herauszurufen.

Da im vorigen Sommer Frl. Cora Benneson, eine Tochter des verstorbenen früheren Mayors Robert S. Benneson, vor der Historischen Gesellschaft von Quincy einen Vortrag hielt über den Antheil, den die „Quincy Riflemen" an dem Mormonenkriege genommen, so hielt der Schreiber dieser Geschichte es für angemessen, auch den Antheil an's Tageslicht zu bringen, den die deutsche Compagnie aus dieser Stadt, die „Quincy Garde", an jenem Feldzuge gehabt hat.

Ehe wir näher darauf eingehen, dürfte es am Platze sein, die Ereignisse etwas zu beleuchten, die den Wirren vorausgingen, in denen die Mormonen eine so große Rolle spielten. Im April 1840 waren die „Heiligen der Letzten Tage", oder Mormonen, in großer Zahl nach Illinois gekommen, wo sie im nördlichen Theile von Hancock County, am östlichen Ufer des Mississippi, die Stadt Nauvoo gründeten. Eine bessere Lage für eine Stadt hätten sie nicht wählen können. Der Ursprung, die rasche Entwicklung und das Wachsthum jener religiösen Sekte bildet gewiß ein beachtenswerthes und lehrreiches Ereigniß in der Geschichte des vorigen Jahrhunderts. Daß ein obskures Individuum, ohne Geld, ohne Bildung, durch einen offenbaren Schwindel mit der Zeit Hunderttausende irreführen sollte, grenzt schier an's Unglaubliche.

Der Gründer des Mormonenthums, Joseph Smith, in Vermont geboren, zog von dort in seiner Jugend mit der Familie seines Vaters nach dem westlichen New York. Dort wurden seine Jugendjahre mit Nichtsthun verbracht, und trieb er sich vagabundirend in den Wäldern umher, von verborgenen Schätzen träumend, und nach denselben unter Anwendung von allerlei mystischen Mitteln grabend.

Da machte er die Bekanntschaft eines gewissen Sidney Rigdon, eines Mannes von Talent, der mit der Idee der Gründung einer neuen Religion umging. Eine religiöse Romanze, von einem gewissen Solomon Spaulding, einem Prediger der Presbyterianer im Osten geschrieben, der nicht mehr unter den Lebenden weilte, gab den Grund zu der Idee, und da Smith die erforderliche Falschheit und Schlauheit besaß, um die Idee in die Praxis umzusetzen, so wurde er dazu ausersehen, als „Prophet" aufzutreten. Rigdon und Smith erfanden also die Geschichte von den goldenen Tafeln, die sie in der Erde gefunden, deren Inschriften zunächst unbekannt waren, bis sie unter der Kraft der Inspiration entziffert wurden, und die Geschichte der zehn verlorenen Stämme Israels enthielten . . . .

Bald entstanden Reibungen zwischen den

„Heiligen“ und den „Heiden“. Dieselben warfen sich gegenseitig Diebereien vor. Leute, denen Eigenthum abhanden gekommen, kamen nach Nauvoo, um dasselbe zu suchen; dort wurden sie verhaftet und von den Richtern der Mormonen gestraft, weil sie es gewagt, ihr Eigenthum in der „Heiligen Stadt“ zu suchen.

Der Tollkühnheit der Mormonen wurde die Krone aufgesetzt, als Joseph Smith sich im Frühjahr 1844 als Kandidat für die Präsidentschaft der Ver. Staaten ankündigte. Dann ließ er sich als König und Priester salben, und führte die Vielweiberei ein. Bald begann er seine Anhänger zu tyrannisiren, und ließ sich allerlei Anmaßungen zu schulden kommen. Der Nauvoo „Expositor“, eine Anti-Mormonen Zeitung, von Wm. Law herausgegeben, wurde zerstört. Law ließ darauf hin Smith und die Mitglieder des Stadtrathes von Nauvoo verhaften, als die Urheber jener Zerstörung. Da Smith zuvor das Kriegsrecht erklärt hatte, so wurde die Miliz durch den Gouverneur aufgeboten, während die „Legion der Mormonen“ unter Waffen stand.

Am 24. Juni 1844 stellte sich der „Prophet“, dessen Bruder Hiram, der Stadtrath und Andere, den Behörden in Carthage, wurden zunächst unter Bürgschaft entlassen, doch gleich wieder verhaftet. Große Aufregung herrschte in Carthage, wo 1200 Mann versammelt waren, und etwa 500 in Warsaw. Alle waren bereit, nach Nauvoo zu marschiren, doch Gouverneur Ford traute der Geschichte nicht und entließ die Miliz.

Während Gouverneur Ford sich am 27. Juni nach Nauvoo begab, erschienen 200 Mann von Warsaw in Carthage, stürmten das Gefängniß und erschossen sowohl Hiram wie Joseph Smith, während John Taylor, ein Freund der Smiths, vier Wunden erhielt.

Große Bestürzung herrschte in Carthage, und sandte man Boten nach verschiedenen Orten um Hülfe, da man die Rache der Mormonen fürchtete. Weiber und Kinder wurden über den Fluß gebracht. Ein Komite kam nach Quincy, in der Frühe des nächsten Morgens wurden die Glocken geläutet und eine große Bürgerversammlung fand statt, um über Vertheidigungsmaßregeln zu berathen. Die Folge war, daß am 28. Juni, Vormittags 10 Uhr, zwischen 200 und 300 Mann von Quincy unter Major Wm. Flood per Dampfer „Boreas“ nach Warsaw fuhren.

Die Reibungen zwischen Mormonen und Anti-Mormonen wurden schlimmer; die Anti-Mormonen von Lima, in Adams County, und Green Plains, in Hancock County, hielten eine Versammlung, in welcher vereinbart wurde, daß eine Anzahl Anti-Mormonen auf das Gebäude, in welchem sie (die Antis) versammelt waren, feuern sollten, und das dann den Mormonen zur Last gelegt werden solle. Der Plan wurde durchgeführt, und bald sammelte sich ein Haufe Volks, welcher den Mormonen mit „Feuer und Schwert“ drohte, wenn sie nicht sofort die Gegend verließen. Da letztere sich weigerten, der Aufforderung Folge zu leisten, begann das Werk der Zerstörung; an die 125 Häuser von Mormonen wurden angezündet und die Insassen zur Flucht um's Leben gezwungen.

Der Sheriff von Hancock County, ein hervorragender Mormone, bewaffnete etliche Hundert seiner Leute und suchte das Land ab nach den Brandstiftern, aber diese waren nach anderen Counties geflohen, und konnten nicht zur Rechenschaft gezogen werden. Da die Anti-Mormonen, welche geflohen waren, ihr Eigenthum unbeschützt ließen, so brachen d i e Mormonen, die ausgebrannt worden waren, aus Nauvoo hervor und plünderten das Land, Vieh und anderes Eigenthum mit sich führend. Auf Anordnung des Gouverneurs sammelte Gen. J. J. Hardin 350 bewaffnete Männer, machte den Ausschreitungen der Mor-

monen ein Ende und rief die flüchtigen Anti's wieder heim.

Das war der Zeitpunkt, in welchem, neben zwei anderen Compagnien aus Quincy, auch die „Quincy Garde", ganz aus Deutschen bestehend, in die Erscheinung trat, um ihren Theil dazu beizutragen, daß Ruhe und Ordnung wieder hergestellt würde. Soweit bekannt ist, weilt nur noch ein Mitglied jener Compagnie, Carl Guth, unter den Lebenden. Gebürtig aus Herboldsheim, Baden, wo er am 28. Oktober 1828 das Licht der Welt erblickte, war der Genannte im Jahre 1834 mit seinen Eltern nach Quincy gekommen. Derselbe ist trotz seines hohen Alters von nahezu 82 Jahren noch recht rüstig und geistig frisch, und wurde vom Schreiber dieser Geschichte gebeten, einen Rückblick auf jenes Ereigniß zu geben, so weit ihm dieses möglich sei, was der freundliche alte Herr denn auch bereitwilligst that:

„Es war im Spätsommer des Jahres 1844, als die „Quincy Garde" dem Aufrufe von Gouverneur Thos. Ford Folge leistete, um die Mormonen Mores zu lehren. Die Compagnie zählte etwa 60 Mann und stand unter dem Befehle von Capt. Johann Bernhard Schwindeler, der bereits als Soldat in hannöverschen Diensten gestanden, und sein Commando in deutscher Sprache führte.

„Wie gesagt, im Spätsommer des Jahres 1844 war es, als die „Quincy Garde" den Marsch nach der Mormonenstadt Nauvoo antrat, — die Frühäpfel waren schon reif. Der „Train" bestand aus vier Wagen, mittels denen der Proviant und die nöthigen Zelte mitgeführt wurden. Diese Fuhrwerke waren Eigenthum von Anton Guth, Heinrich Lock, Anton Konantz und Paul Konantz, sämmtlich Mitglieder der Compagnie, die jedoch besondere Fuhrleute angestellt hatten, um die Fuhrwerke zu lenken. Als Proviantmeister fungirte Damian Hauser, 1. Lieutenant der Compagnie.

„Am Abend des ersten Tages langte die Compagnie auf ihrem Marsche an einem Punkte zwischen Ursa und Marcelline, im nördlichen Theile von Adams County an, wo sie bei der Küferwerkstatt des alten Pioniers Friedrich Steinbeck Halt machte. Die wackeren Soldaten schlugen in jener Werkstatt ihr erstes Nachtquartier auf, nachdem sie ihr frugales Abendessen eingenommen. Am nächsten Morgen nahmen sie dann frischen Muthes den Marsch wieder auf, machten um die Mittagszeit zwischen den Hügeln von Hancock County kurze Rast, kochten ihren Kaffee und verzehrten ihr Mittagsmahl.

„Am Abend des zweiten Tages bezogen sie ihr Nachtlager in den Zelten, die sie in den Wagen mitführten und zu dem Zweck aufgeschlagen hatten. Damit ging der eigentliche Ernst des Lebens, oder vielmehr des Feldzuges an, und Michael Peter rief in seiner badischen Mundart entrüstet aus: „Isch des au reacht, uff'm Bode liage, un Kräckers un Käs fresse? Wenn i jetz nur mi Stroi vun derheim hätt, wott i mer scho 'n ander Rescht mache!" Doch beruhigten sich die wackeren Krieger, und schliefen bald, durch den Marsch ermüdet, ein.

„Am Morgen des dritten Tages wurde der Marsch fortgesetzt, und verlief derselbe ohne nennenswerthe Ereignisse, bis sie gegen Abend vor Nauvoo anlangten, dem Ziele ihres Feldzuges. Oestlich von der Mormonenstadt lagerten die drei Quincyer Compagnien, nämlich: die „Quincy Riflemen", unter Commando von Capt. James D. Morgan; die „Quincy Greys", eine irische Compagnie, unter Commando von Capt. Timothy Kelly; und die „Quincy Garde", unsere deutsche Compagnie, unter Commando von Capt. Johann Bernhard Schwindeler.

„Außer den drei Compagnien von Quincy waren noch Compagnien aus Springfield, Jacksonville und anderen Orten herangezogen worden, darunter auch

eine Compagnie Cavallerie. General J. J. Hardin führte das Commando über die gesammte Streitmacht. Die Milizen hatten den strengen Befehl, nichts zu stehlen, damit die Landleute der Gegend keinen Grund haben sollten, sich zu beschweren. Nun liefen eine Anzahl Ferkel dort umher, die Nachts im Lager erschienen und das Korn aufsuchten, das beim Füttern der Pferde auf die Erde fiel. Die Versuchung war für ein Mitglied der deutschen Compagnie, einen Metzger, zu stark; derselbe versah sich mit einem derben Hickory Knüppel, und versetzte einem der Ferkel einen Hieb auf den Kopf, daß es stürzte. Dann begab er sich zu Capt. Schwindeler und sagte: „Capitän, der blinde Gaul von Heinrich Lock hat einem der umherlaufenden Ferkel einen Hufschlag versetzt, daß es gestürzt ist. Es wäre schade, das Schweinchen so liegen zu lassen. Am Besten ist es, wir stechen das Ferkel, damit es sich verblutet; dann können wir das Fleisch doch benutzen."

„Der Capitän gab die Erlaubniß; der Metzger hatte dem Schweinchen bald in kunstgerechter Weise die Haut abgezogen und dasselbe ausgeweidet. Das Fleisch wurde unter die Compagnie vertheilt, Anton Konantz gab als Oberkoch das Salz und den Pfeffer her, bald brodelte das Fleisch in den mitgeführten Bratpfannen, und die wackeren Krieger thaten sich gütlich daran.

„Am nächsten Tage nach der Ankunft der Milizen vor Nauvoo ließ General Hardin zum Sammeln blasen, und die Truppen, aus Infanterie, Artillerie und Cavallerie bestehend, hielten ihren Einzug in die Stadt, wo die sogenannte „Mormon Legion", theils mit Büchsen und Schrotflinten, theils mit Hickory-Knüppeln bewaffnet, sich aufgestellt hatte. General Hardin stellte dann seine Forderungen: unter Anderem sollten die Mormonen die Kanone herausgeben (Peter Graff's spätere „alte Grete"), die durch den Sheriff von Hancock County vordem aus Quincy requirirt worden war. Der Sheriff, ein Mormone, hatte nämlich behauptet, die „Heiligen" würden von den „Heiden" bedroht, und war ihm darauf hin das Geschütz zur Verfügung gestellt worden. Da die Leiter der Mormonen dem Wetter nicht trauten, so übergaben sie die Kanone an die Miliz, und damit war der Friede vorläufig wieder hergestellt. Die Theilnehmer an der Expedition nahmen die Stadt nun in Augenschein, besuchten auch den Tempel, dessen innere Einrichtung prachtvoll war. Am nächsten Tage verließen die Truppen Nauvoo und lagerten sich südlich von der Stadt, zwischen der Anhöhe und dem Flusse. Dort wurde eine große leere Tonne, ein Zucker-Oxhoft, im Flusse verankert, und die Artillerie veranstaltete Schießübungen nach dem großen Fasse, das als Zielscheibe diente. Am Abend wurden Wachtposten auf den Hügeln ausgestellt, um einem Ueberfalle von Seiten der Mormonen vorzubeugen. Da die Milizen über den soweit glücklich verlaufenen Feldzug erfreut waren, so veranstalteten sie nach Dunkelwerden in ihrem Feldlager einen Cirkus.

„Da fiel plötzlich ein Schuß, und Jeder glaubte, der Feind nahe heran. Die Vorposten wurden eingezogen, und die Truppen erhielten Befehl, sich kampfbereit zu machen. Da man erwartete, daß der Feind über die Anhöhe herabkommen werde, so wurde den Truppen die Weisung gegeben, beim Feuern die Gewehre hoch zu halten. Doch ergab sich bald, daß kein Feind auf den Hügeln sei; die Mormonen dachten gar nicht an einen Ueberfall. Ein Opfer aber gab es bei der Geschichte; einem Soldaten entlud sich in der Aufregung das Gewehr und die Kugel traf ein Mitglied der Springfield Kadetten in die Seite; der Verwundete starb in derselben Nacht. Es war dieses ein junger D e u t s c h e r, und verheirathet, der einzige Soldat, der in jenem Feldzug das Leben lassen mußte; d a s war die tragische Seite der Geschichte. An komi-

schen Zwischenfällen hat es dabei nicht gefehlt; als das Gewehrfeuer begann, rief der Trompeter Johann Epple: „Ihr liebe Leut', jetz sin mer Alle verlore!" Und Philip Thomas nahm hinter der Kanone Stellung mit den Worten: „Den erschte Schuß will i losbrenne; dann mag komme, was will!" Die Pferde des Proviantzuges geriethen in Schrecken, rissen sich los und gingen durch; viele Mühe kostete es, sie wieder einzufangen.

„Am nächsten Tage, dem siebenten nach Beginn des Feldzuges, traten die Milizen ihren Rückmarsch an, in der Richtung von Warsaw, wo sie Abends Halt machten und ihr Lager zwischen den Haselbüschen aufschlugen. Während die Truppen aus Springfield, Jacksonville u. s. w. den Weg zu Fuß nach ihrer Heimath zurücklegen mußten, hatten die Quincyer es insofern besser, daß sie am nächsten Tage mit einem Dampfboot abfahren konnten und Abends, am achten Tage nach ihrem Auszuge, wieder wohlbehalten in der Heimath anlangten. Die Fuhrwerke trafen erst am darauffolgenden Tage hier ein, da sie den Weg über Land zurücklegen mußten. Damit war der Mormonenkrieg zu Ende, und unsere wackeren Milizen konnten auf ihren Lorbeeren ausruhen."

So weit unser Gewährsmann Carl Guth. Als der Rebellionskrieg im Jahre 1861 ausbrach, eilte er zu den Fahnen und diente zunächst drei Monate in Cairo. Dann trat er wieder ein und diente weiter als Musiker in der 2. Brigade, 3. Division, 4. Armeekorps.

Dem Schreiber dieser Geschichte war es besonders auch darum zu thun, die Namen der Mitglieder der „Quincy Garde" in Erfahrung zu bringen, damit dieselben der Nachwelt erhalten blieben. Doch war dieses mit den größten Schwierigkeiten verknüpft. Senator C. S. Hearn, der Vertreter unseres Distrikts in der Staatslegislatur, interessirte sich für die Sache und begab sich persönlich zum Staats-Auditor und zum General-Adjutanten des Staates in Springfield, und diese beiden Beamten gaben sich alle Mühe, konnten aber keine Liste der Namen finden. Der General-Adjutant fand, daß die „Quincy Garde" den Feldzug gegen die Mormonen mitgemacht und auch ihren Sold erhalten hatte, aber die Liste der Namen war nicht zu finden. Und da blieb nichts Anderes übrig, als die Namen, so weit sich dieselben jetzt noch von Verwandten und Freunden in Erfahrung bringen ließen, zusammenzustellen. Das ganze deutsche Reich, wie es heute besteht, war in der Compagnie vertreten, nämlich: Preußen, Bayern, Sachsen, Hannover, Württemberg, Baden, Elsaß, Großherzogthum Hessen, Kurfürstenthum Hessen, die damalige freie Reichsstadt Bremen, ja auch Oesterreich und die Schweiz. Folgendes ist eine Liste der Compagnie, so weit es möglich war, die Namen zu erlangen:

Johann Bernhard Schwindeler, Capitän; Damian Hauser, 1. Lieutenant; Anton Konantz, 2. Lieutenant; Pantaleon Sohm, 3. Lieutenant; Christian Ruoff, Feldwebel.

Musiker waren: Johann Breitwieser, Johann Epple, Michael Peter, Philip Schwebel, Wilhelm Wellmann.

Gemeine waren: Adolph Butze, Gottfried Ehrgott, Daniel Ertel, Lorenz Fuchs, Heinrich Grimm, Anton Guth, Carl Guth, Jacob Heilmann, Philip Herzog, Adolph Kältz, Paul Konantz, Adam König, Philip Kunkel, Gerhard Kurk, Sigmund Lösch, Johann Lugenbühl, Heinrich Lock, Bernhard Rattermann, Johann Renz, Caspar Ruff, Johann Schell, Andreas Sonntag, Michael Steiner, Philip Thomas, Carl Weber, Georg Waldhaus.

Daß die Lage der Dinge in jenen Tagen als eine ernstliche betrachtet wurde, erhellt aus folgenden Zwischenfällen, die dem Schreiber dieser Geschichte bei der Sammlung derselben mitgetheilt wurden: Frau Caroline Weber theilte mit, wie ihr Vater,

der alte Pionier Jacob Ruff, oft erzählt habe, daß seine Schwester, die Frau von Heinrich Grimm, an jenem Morgen, da die „Quincy Garde" den Marsch angetreten, zu ihm gekommen sei, mit einem Paar wollener Socken und der Bitte: „Jacob, Du kannst gut laufe; willst Du net geschwind nachlaufe? sie sin gewiß noch net weiter als Whipple's Mühl' (etwa eine Meile nördlich von der Stadt); ich hab' da noch e Paar wollene Socke, die kannst Du dem Heinrich bringe."

Und die hochbetagte Frau Theresia Kaltenbach, eine Tochter von Michael Peter, welcher damals an der Mill Creek dem Ackerbau nachging, erzählte dem Schreiber dieses, sie könne sich noch lebhaft erinnern, wie der Vater in den Krieg gezogen sei und von der Familie Abschied genommen habe, und wie die Kinder alle geweint hätten. Es sei im Herbst gewesen, die Kartoffeln waren reif, und die ganze Familie, die Mütter mit den Kindern, habe sich dann daran gegeben, die Kartoffeln auszugraben.

Die „Quincy Riflemen" unter Capitän James D. Morgan mußten übrigens bald wieder nach Hancock County ziehen, wo sie den ganzen Winter blieben, um die Ruhe aufrecht zu halten, da die Wogen der Leidenschaft hoch gingen.

Im Jahre 1845 fand eine Convention statt, an der sich Delegaten aus acht angrenzenden Counties betheiligten, und diese einigten sich dahin, daß die Mormonen den Staat verlassen müßten. Letztere begannen selbst einzusehen, daß ihre Lage eine unhaltbare sei, und so trafen sie im Winter 1845—'46 umfassende Vorkehrungen zum Auszuge. Während des Winters bauten sie 12,000 Wagen, und bis Mitte Februar waren schon an die 2000 Menschen über das Eis des Mississippi gezogen. Eine große Zahl aber zögerte immer noch, da es ihnen begreiflicher Weise nicht leicht wurde, ihre bisherigen Heimstätten so mir nichts, dir nichts, im Stich zu lassen.

Im September 1846 wurde schließlich durch eine Streitmacht von 800 Mann unter Oberst Thomas Brockmann der Kehraus gemacht, welche in Gemeinschaft mit einem Komite von Einhundert aus Quincy die noch übrigen Mormonen veranlaßten, diesem Komite ihre Waffen auszuliefern und dann auszuziehen. Den Vorstehern der Mormonen und deren Schreibern wurde erlaubt, zu bleiben und das Eigenthum zu verkaufen.

Welche Zustände im Jahre 1846 in Hancock County herrschten, ist aus den hier folgenden, wortgetreuen Auszügen zu ersehen, die vom Schreiber dieser Geschichte dem „Stern des Westens" entnommen wurden, der ersten deutschen Zeitung in Quincy, die von Bartholomäus Hauck am 10. April 1846 hier in's Leben gerufen wurde.

Im „Stern des Westens" stand am 24. April 1846 folgendes:

„Das Lager Israels" — so nennt sich jetzt der Vortrab der Mormonen — hat bereits die Quelle des Charitan (etwa 150 Meilen von Nauvoo in Missouri) überschritten. Die Reise geht sehr langsam vorwärts, und das Vieh ist aus Mangel an Futter in einem erbärmlichen Zustand. Es heißt, der Vortrab wird im Thal des „Sweet Water" Halt machen und eine Ernte dort abwarten."

Am 1. Mai 1846 brachte der „Stern des Westens" folgendes:

„Vorige Woche fand auf hiesigem Courthause, gemäß allgemeiner Notiz, eine Anti-Mormonen-Versammlung statt, worin Maasregeln genommen werden sollten, den Rest der jetzt noch in Hancock County wohnenden Mormonen aus dem Staate zu treiben. Wir sind nicht in dieser Versammlung gewesen, und haben überhaupt so wenig darüber vernommen, daß wir unsern Lesern nichts Näheres über die in dieser Versammlung genommenen Beschlüsse sagen können. — Die Versammlung war indessen überflüssig, da wir aus

zuverlässiger Quelle wissen, daß die Mormonen in großer Zahl und so rasch wie möglich, sich auf den Weg nach dem fernen Westen machen.

„Die St. Louis Zeitungen machen den Einwohnern Quincy's heftige Vorwürfe wegen des warmen Antheils, den die letzteren an der gewaltsamen Austreibung der Mormonen nehmen."

Aus dem „Stern des Westens", 8. Mai 1846:

„Neuigkeiten von den Mormonen. — In Gemäßheit einer Ordre des Hrn. Gouverneurs Ford ist die diesen Winter in Hancock County garnisonirte Quincy Jägerkompagnie abberufen worden und nur 10 Mann davon bleiben in Nauvoo bis zum 1. Juni, um den Abzug der Mormonen zu sichern.

„Der „Hancock Eagle" vom 1. Mai sagt, daß mehr als 260 Wagen mit Mormonen über den Fluß gesetzt worden sind, um den Weg zum großen Mormonenlager zu verfolgen, und außerdem sind jetzt noch mehr als 100 reisefertig.

„Fremde in großer Zahl kommen jetzt nach Nauvoo, kaufen Grundstücke sehr billig und lassen sich daselbst nieder. „Kein Wind so schlecht, der nicht irgend Jemand Gutes zubläst."

„Der berüchtigte Mormone O. P. Rockwell, der früher schon angeklagt war, den Gouverneur Boggs von Missouri geschossen zu haben und wegen Mangel an hinlänglichem Beweis freigegeben wurde, ist jetzt des Mordes eines gewissen Worrel angeklagt und von unsern tapfern Jägern mit Hülfe des Sheriffs von Hancock County gefangen genommen und sicher in unserer Jail aufbewahrt worden.

„Gouverneur Ford, in einem veröffentlichten Briefe, sagt, daß er keine Truppen wieder nach Hancock County schicken wolle und die Mormonen und Anti-Mormonen müßten ihre Difficultäten miteinander ausfechten. Wahrscheinlich geht es ihm wie der Frau, die ihren Mann im Kampfe mit einem Bären sah und ausrief: „es ist mir sehr gleichgültig wer siegt." .

„Es wird gesagt, daß eine Methodisten-Gesellschaft den Tempel in Nauvoo für $150,000 gekauft hat. — Sehr billig."

„Stern des Westens", 29. Mai 1846:

„Der berüchtigte Mormone O. P. Rockwell, der, wie wir vorige Woche berichteten, nach Hancock County zum Verhör gebracht wurde, kam letzten Freitag mit unserem Sheriff zurück, da er schwor, daß in Hancock County ihm nicht Gerechtigkeit widerfahren könne. Vorgestern haben ihn Sheriff Pitmann und Capitän Schwindeler, in Ketten gelegt, wieder aus seinem kühlen Logis, der Jail, genommen und nach Galena transportirt, wo ihm, wie wir hoffen, Gerechtigkeit widerfahren wird."

„Stern des Westens", 19. Juni 1846:

„Nauvoo und Hancock County. — Dieses unglückliche, zerrüttete County ist wieder der Schauplatz gesetzwidriger Szenen geworden, und es ist daher wieder unsere unangenehme Pflicht, als Journalist, unsere Leser von Vorgängen zu unterrichten, die unseren gesetzvollstreckenden Behörden durchaus nicht zur Ehre gereichen. Die Gesetze sind daselbst leider hintan gesetzt und das Lynch-Gesetz, dieser Fluch Amerika's, ist an der Tagesordnung. Doch zur Geschichte der Vorgänge. Am Montag, den 8. d. Mts., kam Nachricht nach Nauvoo, daß ein Mob einen Angriff auf Nauvoo zu machen beabsichtige. Die „neuen Bürger", d. h. die, welche nicht Mormonen sind und neulich Grundeigenthum daselbst gekauft haben, hatten den nächsten Tag eine Versammlung und beschlossen, die existirenden Streitigkeiten wo möglich friedlich beizulegen. Die noch in Nauvoo wohnenden Mormonen verließen die Stadt in möglichster Eile, so daß manche dieser armen Leute sich ohne Dach, ohne Wagen, und selbst nicht mit Nahrung genug für eine einzige Woche, auf die beschwerliche Reise nach Californien

begeben mußten. Wir haben von einem Augenzeugen gehört, daß es wahrhaft herzzerreißend sei, wie viele dieser armen Leute, worunter schwache Weiber, alte und kranke Personen und Kinder, ohne Obdach und fast ohne Kleidung und Nahrung in der Prairie, Nauvoo gegenüber, der größten Noth und den größten Leiden ausgesetzt sind. — Der Anti-Mormonen Mob ist wahrhaft unbarmherzig. Nur ein Beispiel, das wir dem „Hancock Eagle" entnehmen: Eine Frauensperson im östlichen Theile des County's wohnhaft, wurde durchgeprügelt bis das Blut an den Beinen herunterlief.

„Donnerstag Morgen kam die Nachricht, daß verschiedene bewaffnete Banden die Stadt bedrohen und daß ein vereinigter Angriff am Samstag stattfinden solle. Die meisten Kaufleute haben ihre Waaren eingepackt und viele Leute haben ihre Familien weggeschickt und alle sind in der größten Angst. Alle Geschäfte stocken. Oberst Williams, der Anführer der Bande (ungefähr 400 Mann stark) ist in Golden's Point, und sagt, „wer nicht für uns ist, ist gegen uns," und will die neuen Emigranten zwingen, sich entweder mit ihm zu vereinigen oder wegzugehen. Es wird gesagt, daß es die Absicht dieser Bande ist, den Tempel anzustecken und zu zerstören. Es wird ferner gesagt, daß nur wenige dieser Bande Eigenthum im County haben.

„Donnerstag Abend. Die neuen Bürger hatten eine Versammlung und beschlossen alles Eigenthum zu beschützen. Capitän Clifford (früher in Quincy) ist zum Commandeur der Truppen in Nauvoo erwählt worden. Die Deutschen in Nauvoo haben ebenfalls eine Compagnie für die Vertheidigung der Stadt organisirt.

„Unterhandlungen haben stattgefunden, und da der Mob mit nicht weniger als der augenblicklichen Vertreibung aller noch zurückgebliebenen Mormonen oder Zerstörung der Stadt zufrieden sein will, so haben die neuen Bürger beschlossen, die Stadt zu vertheidigen und den Mob zu vertreiben.

„Sonntag Morgen. Die Glocken tönen und Alles ist in Angst und Confusion. 600 Mann haben geschworen, die Stadt zu vertheidigen. Capitän Clifford ist Commandeur und er ruft die Hülfe aller Freunde der Gerechtigkeit und Freiheit in Quincy und anderwärts an.

„Sonntag Morgen 9 Uhr. Die Truppen rücken soeben mit fliegender Fahne unter der National-Melodie „Yankee Doodle" aus der Stadt, um die Störer der Ruhe und Ordnung zu vertreiben.

„3 Uhr Nachmittags. Die Bande gesetzloser Menschen, welche die Stadt bedrohten, sind verjagt, nur man fürchtet, daß sie in größerer Anzahl zum Angriff zurückkehren würden. Verhaftungsbefehle sind aus gegen die Hauptanführer.

„Dieß ist eine kurze Geschichte der Szenen einiger Tage in Nauvoo. Gott weiß, wann Friede und Ruhe daselbst eintreten wird, und wir rufen ein Wehe über die aus, die dazu beigetragen haben, diesen Zustand der Dinge herbeizuführen.

„Wir haben soeben eine Adresse der „neuen Bürger" von Nauvoo erhalten, worin sie sich über das gesetzlose und schauderhafte Betragen der Anti-Mormonen beschweren und die Bürger von Illinois bitten, sie gegen die Angriffe dieser Anti-Mormonen zu schützen; die Mormonen, sagt diese Adresse, verließen Nauvoo in solcher Eile und Anzahl, daß nur noch wenige zurückgeblieben sind, und um diese wenigen wegzubringen, brauchen sie nicht die Hülfe der Anti-Mormonen.

„Eine Committee, ernannt von den „neuen Bürgern", brachte diese Adresse hieher, in Folge wessen vorgestern eine Versammlung auf dem Courthause stattfand, worin die Committee der „neuen Bürger" und eine Committee der Anti-Mormonen ihre Beschwerden vorbrachten; allein die Versammlung vertagte sich ohne einen Beschluß zu fassen. Aus allem, was beide

Theile vorbrachten, schließen wir, daß die Anti-Mormonen Bande Jeden verfolgt, der nicht ihr gesetzloses Treiben gutheißt, und daß sie einen ganz besonderen Haß gegen Nauvoo und alles was darin ist, hat. Möge uns Gott vor solchen Freunden beschützen!"

„Stern des Westens", 24. Juli 1846.

„Es ist wahrhaft schmerzhaft für uns, daß wir das Kapitel über die Unruhen in Hancock County noch immer nicht schließen können. Der Mob, der sich Anti-Mormonen-Partei nennt, kann nie zufrieden gestellt werden. Der ursprüngliche Beweggrund der Entstehung dieser Partei, die Mormonen nämlich, ist beseitigt, die Mormonen sind fast alle weggezogen; allein demungeachtet, ist diese zerstörungssüchtige Rotte noch immer in Existenz, und ist jetzt eben so bitter und blutdürstig gegen diejenigen, welche das Mormonen Grundeigenthum in Nauvoo gekauft haben, als gegen die Mormonen selbst, und die Gewaltthaten, welche von diesen Unmenschen ausgeübt werden, sind so häufig und so schrecklich, daß die neuen Bürger Nauvoo's beständig auf ihrer Hut sein müssen, nicht überfallen zu werden. Es ist dieses ein abscheulicher Zustand, zumal in einem civilisirten Lande, das Gesetze zu haben vorgibt.

„Aus einem Extra des „Hancock Eagle" von Montag, den 18. Juli, ersehen wir zu unserem Leidwesen, daß der Pöbel 4 oder 5 der dortigen Einwohner den Weg versperrt und zu Gefangenen gemacht habe, als dieselben im Begriffe waren, eine Fuhre Mehl von McAnne's Mühle, circa 22 Meilen entfernt, für eine Anzahl Mormonen zu holen, die nach dem Westen zu gehen haben. Da in Erfahrung gebracht, daß sich darunter auch einer von den neuen Ansiedlern befindet, wurde von der Behörde beschlossen, daß eine Anzahl Bewaffneter nach Pontoosuc geschickt werden sollte, um wo möglich die Frevler von Sonnabend und das Eigenthum der Bürger, welche gefangen wurden, zu erlangen. 60 Mann gingen in Folge dessen unter Anführung eines Constabler's, um die Aufrührer zu fangen.

„Es gelang ihnen, den berüchtigten Pontoosuc Schmidt und den bekannten Douglaß gefangen zu nehmen, sowie mehrere Andere, die morgen vor Richter Wells verhört werden sollen.

„McAuley und Brattle, Theilnehmer des Aufstandes am Sonnabend, wurden heute Morgen verhört und ersterer unter $500 Bürgschaft gestellt, letzterer aber freigesprochen. Eine herrliche Gerichtspflege!!!

„Es gehen dringende Aufforderungen an alle Nachbarn, mit den Waffen zu Hülfe zu eilen.

„In einem P. S. heißt es vom Lager der Mormonen, daß Col. Kearney 500 Mann in den Ver. Staaten Dienst aufgenommen hat, die wahrscheinlich jetzt schon auf dem Marsch nach Santa Fe sind.

„Wir hören, daß durch die Thätigkeit des Capitäns Clifford in Nauvoo 14 der Anführer des Mobs arretirt und in Gewahrsam sind."

„Stern des Westens", 21. August 1846:

„Die Unruhen in Nauvoo haben immer noch kein Ende und die Anti-Mormonen oder „Regulators", wie sie sich jetzt nennen, scheinen nicht eher ruhen zu wollen, bis die Stadt gänzlich zerstört ist."

Am 31. Oktober 1846 fand im Courthause in der Stadt Quincy eine Versammlung von Bürgern statt. Mayor John Wood führte den Vorsitz und Dr. Daniel Stahl fungirte als Sekretär. Es wurden Beschlüsse gefaßt, in denen die Gewaltthätigkeiten in Hancock County verdammt wurden. Der Gouverneur wurde aufgefordert, alle ihm zu Gebote stehenden Mittel anzuwenden, um die Bürger zu beschützen, die Gewaltthätigkeiten ausgesetzt waren.

Am 7. Dezember 1846 sagte Gouverneur Thomas Ford in seiner Botschaft an die Legislatur:

„Es gewährt mir viel Vergnügen, berich-

ten zu können, daß das unter dem Namen Mormonen bekannte Volk diesen Staat verlassen hat. Der größere Theil derselben ging freiwillig, ein kleiner Rest aber wurde mit barbarischer Gewalt vertrieben, — eine Handlungsweise, die weder dem Staate noch seinen Gesetzen zur Ehre gereicht. — Von jeher haben Streitigkeiten zwischen diesem Volke und seinen Nachbarn stattgefunden, und es ist daher augenscheinlich, daß deren Verbleib in unserer Mitte eine fruchtbare Quelle häufiger Kriege und Unruhen gewesen wäre, die, während sie dem Staat zur Schande gereichten, es doch außer der Gewalt der Obrigkeit ist, zu unterdrücken, zugleich aber auch einen nachtheiligen Einfluß auf die Moralität der übrigen Einwohner ausübt, den Geist der Anarchie und Gesetzlosigkeit bestärkt und republikanische Regierungsform zerstört."

Im Jahre 1848 wurde der Tempel in Nauvoo theilweise durch Feuer zerstört; im Jahre 1850 wurde das Zerstörungswerk durch einen Orkan vollendet.

The Germans of Davenport and the Chicago Convention of 1860.

By F. I. Herriott,

Professor of Economics, Political and Social Science, Drake University.

Der nachstehende werthvolle Artikel ist "Downer's History of Davenport and Scott County" entnommen:

CHAPTER XXX.

The Germans of Davenport and the Chicago Convention of 1860—The part those who opposed Know-nothingism played in the party preliminaries leading up to the Republican nomination of Abraham Lincoln—The Davenport resolutions of March, 1860—German strength recognized throughout the Land—With Bates out of the race Abraham Lincoln the strongest compromise candidate.

Among the decisive events in the history of the United States none excel in dramatic effect and few equal in vital consequences the action of the national republican convention at Chicago May 18, 1860, in selecting Abraham Lincoln as the candidate of the republican party for the presidency. In the party preliminaries in various states antecedent to the assembly of the delegates at Chicago and in the actual deliberations and decisions of that epoch-making convention, the Germans played a not inconsiderable part —a part that so far as the writer knows has never been particularly referred to or realized by either German or American historians or by biographers of the leading candidates. The national fame acquired by Mr. Carl Schurz in the preliminaries of 1859—1860 and the distinguished role played by him at Chicago have been frequently commented upon; but specific reference to, or appreciation of the definite, if not decisive influence of the Germans in determining the final action of the majority of the delegates in choosing the nominee, has been conspicuous by absence.

The reason for such nonappreciation among Germans as well as among Americans lies in the fact that the part played by the Germans at Chicago and before was indirect and negative rather than direct and positive. In the main they favored a candidate who was not successful and they actively opposed another candidate who was likewise unsuccessful. In the actual work of securing Mr. Lincoln's nomination they

apparently had but little part. In the writer's judgment, however, it was their decided, outspoken and irrepressible opposition to Horace Greeley's favorite candidate that forced the anti-Seward forces to entertain the nomination of Abraham Lincoln as a compromise. In the movements leading up to that conclusion at Chicago the Germans of Iowa had a considerable influence in which the Germans of Davenport were first and foremost.

I.

On the evening of March 7, 1860, the German Republican Club of Davenport held a special meeting in the German theatre. It seems to have been somewhat of a mass meeting to which all Germans who affiliated with the republicans, or who concurred in opposition to the extension of slavery, were invited. The one chiefly moving in bringing about the meeting appears to have been a "forty-eighter," a one-time member of the Prussian*) parliament, Mr. Hans Reimer Claussen, one of the most forceful and influential citizens of Davenport, both before and after the Civil war. In general association with him, if not backing and immediately following him, were Messrs. Theodore Guelich, Henry Lischer, Theo. Olshausen and Henry Ramming—all closely connected with the publication of Der Demokrat. The presiding officer of the meeting was Mr. Ramming; the secretary was Mr. Christian Kauffman. A detailed account of the discussion or of the proceedings is not extant but the results thereof are indicated in an extended series of solemn "Whereases" constituting the Preamble to a short, pointed, unequivocal resolution, which was "unanimously adopted. The substance of the action taken at the meeting is briefly indicated in the following summary:

"Whereas, the New York Tribune, a widely circulated newspaper of great influence, has recommended Edward Bates of Missouri as the most available republican candidate for the presidency;"

"But," the resolution proceeds to say, the career of Edward Bates has demonstrated that he was not and could not be regarded as a true and safe republican. He had in 1856 supported for president Millard Fillmore—a candidate who had approved the 'American' platform which would have confined the honors and emoluments of government in this country entirely among the native born; a platform which would have extended the period of probation for foreigners antecedent to naturalization and American citizenship to twenty-one years. He had supported Fillmore when he knew or should have known that his candidacy was designed to defeat the election of John C. Frémont, the former's election being 'evidently impossible.' Moreover, but recently before, Mr. Bates had opposed, according to current report, the election to congress of Francis P. Blair, Jr., of St. Louis, and had cast his vote for a pro-slavery Know-Nothing.

Equally serious, Edward Bates was reported to have declared that he would "execute the fugitive slave law," a report that he had allowed to go uncontradicted, for the reason

*) Das ist ein Irrthum. Hans Reimer Claussen war ein Schleswig-Holsteiner, und Schleswig-Holstein gehörte damals nicht zu Preußen, und Preußen hatte noch kein Parlament. Aber Claussen war einer der Führer der schleswig-holst. Bewegung und Mitglied der provisorischen schlesw.-holst. Regierung.

no doubt that as he had formerly owned slaves and lived in a slave state, the report fully accorded with his views. The "horrible crimes committed in Kansas" had outraged "the consciences of the people of the north" but Mr. Bates' course, his votes and his influence, had put to naught the "strenuous efforts" of the republicans to defeat the fruition of the schemes of the pro-slavery leaders respecting that territory.

Finally, because the convention in Missouri that proclaimed him a candidate for the nomination of the Chicago convention for the presidency had "an overwhelming majority" of the proslavery know-nothings therein who naturally would not have urged his nomination if his views were contrary to their wishes and as his advanced age (67) precluded the probability of any material modification of his views or conduct, should he attain the office of president, thus rendering him incapable of "faithfully and vigorously" executing "republican principles in the impending crisis, Therefore, be it"

"Resolved, that the nomination of Edward Bates as the republican candidate for the presidency would imply a desertion from republican principles, and that we, therefore, under no circumstances will vote for the Hon. Edward Bates."

Another section directed the officers of the meeting to communicate the resolutions to the republican papers of Davenport and to the Scott County Republican Club.

II

The significance of the action of the German Republicans of Davenport at that meeting, March 7, 1860, and of the reception accorded it in Iowa and in other states will become apparent when the numbers and ratios of the native and foreign born in Iowa in 1860 are appreciated. Then, as now, the foreign born constituted a very important part of Iowa's population. The total number of the inhabitants amounted to only 674,913. The foreign born numbered 106,081, or 15 per cent. The Germans constituted 38,555, or 36.3 per cent of the foreign born or 5.7 per cent of the entire population; while the Irish numbered 28,072, or 26.4 per cent of the foreign born or 4.1 per cent of the whole population. The majority of the foreign born lived in the eastern portion of the state, chiefly in the river counties and for the most part in the cities. Thus they constituted 32 per cent of the population of Allamakee county, 42 per cent of Dubuque county, 28 per cent in Clinton county, 36 per cent in Scott county, 21 per cent in Des Moines county and 22 per cent in Lee county. It is obvious that if the political party in power in Iowa at that time had its lease of office by a close margin that the Germans and Irish easily held the balance of power and it behooved party managers to court their favor assiduously.

The republicans were in complete control of all departments of the state government, legislative, executive and judicial; and their champions represented the state in both houses of congress. But they maintained their supremacy by no secure grip. They had elected R. P. Lowe, governor in 1857, by a majority of only 2,949 votes. The next year the party majority increased to 3,349, but in 1859 after a most strenuous campaign Samuel J. Kirkwood was elected governor by a lessened majority of only 2,964, a decrease of 11.5 per cent. With such a narrow

margin the support of the Germans was of vital consequence to the republican leaders of Iowa; and just then the sons of Germania were restless, suspicious and not disinclined to be contentious.

Prior to 1856 the Germans, like the Irish, on coming to this country generally joined the democratic party because its attitude toward the foreigner generally was liberal and ingratiating —the Martin Koszta affair in 1853 especially winning their admiration and adherence. The tide of virulent antiforeign prejudice and bigotry in the form of know-nothingism that swept over the northern states between 1853 and 1856 naturally confirmed them in their inclinations toward the party in power at Washington. The aggressions and arrogance of the slavocrats however, the enforcement of the fugitive slave law, the Kansas-Nebraska bill in 1854 whereby the Missouri Compromise was repealed, the atrocities in Kansas and the Lecompton frauds and the persistent opposition of the democratic party to the passage of the Homestead bill with liberal provisions for unnaturalized foreigners caused the Germans great distress. They had left the fatherland largely because of governmental oppression. Slavery was abhorrent to their prejudices and they began to desert the democratic colors and ally themselves with the new and waxing antislavery party that gathered under the republican standards.

But the Germans were far from blind adherents of the republican party; nor were they zealous partisans who follow party dictation, right or wrong, nevertheless. On sundry matters they were prone to take instant alarm. The republican party chiefly contained the advocates and promoters of "temperance" legislation prohibiting the manufacture and sale of alcoholic beverages. The party in Iowa stood sponsor for the "Maine" law of 1855 against which the Germans stood solid in opposition. Because of their insistent attacks the law had been slowly "weakened" but in 1860 it was still obnoxious to their notions of personal liberty and their dearly prized customs. Again the republican party contained the majority of the "Know-Nothings" of "Americans" whose racial and religious prejudices had done them such gross injury in the middle of that decade. The Germans in particular were far from disposed to take things for granted.

In the congressional canvass in 1858 "American" notions were bandied about so commonly in eastern and northern Iowa that Mr. Hans Reimer Claussen (Sept. 8) addressed Mr. Wm. Vandever of Dubuque, the republican candidate for congress, an open letter in which he bluntly asked some pointed questions as to the latter's attitude toward the proposal to make the process of naturalization more rigorous. He secured satisfactory responses. In the forepart of 1859 when the tide of antiforeign feeling was apparently receding the Germans of the middle and western states were thrown into violent agitation by a constitutional amendment adopted in Massachusetts that increased the probationary period for naturalization by two years. A German farmer of Iowa (who, the writer suspects, was Nicholas J. Rusch of Scott county) wrote a stout letter to Horace Greeley's Tribune in which he served notice on republicans that if they did not repudiate, in unequivocal terms, the Massachusetts amendment their supremacy was no longer possible. He

reminded them that "Iowa, Minnesota, Wisconsin, Illinois, Indiana, Ohio, New York, and perhaps Pennsylvania can be counted republican through the strength of the German republican vote;" and he pointedly suggested that the republicans should not forget that "Caesar's legions were smashed in the woods of Germany." The letter drew an extended editorial from the Tribune.

The fires of adverse discussion spread furiously all over the western states. The Germans of Dubuque, Davenport, Burlington and Keokuk submitted a series of specific questions to Senators James Harlan and James W. Grimes and to Representatives Wm. Vandever and S. R. Curtis respecting their attitude toward the action of Massachusetts. Each and all responded explicitly repudiating the policy of the republicans of Massachusetts. About the same time Abraham Lincoln in Illinois wrote his much quoted letter to Dr. Canisius of Springfield likewise repudiating the Massachusetts amendment— a letter that was reprinted in Der Demokrat and given extensive circulation in the republican press of Iowa. So alarmed were the republican party leaders of the state at the belligerent tone of the Germans anent the matter that their state central committee, of which Mr. John A. Kasson was then chairman, issued a manifesto formally pronouncing the act of Massachusetts anathema. Their declaration was reprinted in the editorial pages of Greeley's paper with implied approval. Mr. Kasson, as chairman, also addressed an open letter to the republicans of Massachusetts deploring their action and asking them to reject the proposed amendment at the polls. As an earnest of their sincerity the republicans of Iowa nominated for lieutenant governor, Mr. Nicholas J. Rusch, a leader of the German republicans of Scott county, then a state senator, who had been foremost in promoting the legislation making less rigorous the exactions of the "Maine" prohibition law. The "Americans" and prohibitionists indicated their adverse disposition by reducing his majority 694 votes, a reduction of 23.6 per cent below that of Kirkwood's majority—a fact that had the same sort of an effect upon the feelings of the Germans of eastern Iowa that the defeat of Carl Schurz two years before for lieutenant governor of Wisconsin by 107 votes had upon the Germans of that state.

When the legislature of Iowa convened January 9, 1860, both outgoing and incoming governors recommended a "Registry" law designed to restrict promiscuous voting but the foreign born looked askance at such proposals because usually they alone were contemplated and particularized and adversely affected; and the measure introduced was desperately opposed and defeated. The friends of the "Maine" law about the same time were making a vigorous push in that legislative assembly to strengthen its "weakened" provisions. The bill was no less vigorously resisted. So evenly drawn was the contest in the state senate that on the crucial test a tie vote resulted. Informing its readers that the bill was "begraben" Der Demokrat stated that its burial was due to the casting vote of Lt. Gov. Rusch.

III

It was thus amidst conditions that harass party leaders and make political campaigns a ticklish business that the Germans of Davenport formulated their resolutions adopted March 7th,

proclaiming their intense and unalterable opposition to the selection of Judge Bates of St. Louis as a republican candidate for the presidency and their determination to vote against him if the national convention at Chicago should nominate him despite their protest.

The reception accorded their action was various but instructive. The party press could not denounce the action for fear of alienating an essential element of their party strength; and they could not safely concur or commend enthusiastically lest radical "Americans" or "teetotalers" or "conservatives" on the slavery question shy and fly the track. For the most part the leading party papers of Iowa maintained a discreet and masterly silence. Some ventured to criticize. The editors of the republican organ of Davenport, The Daily Gazette, Alfred and Add. H. Sanders, had perforce to take notice of the action of their influential fellow citizens. They reprinted the entire preamble and the resolutions. In an extended editorial they, conceding them freely the right to free expression of divergent opinions on matters of common interest, venture to deny many of the allegations against Judge Bates and frankly state that, although he is not their first choice, they prefer success with him as the nominee to defeat with Chase or Seward. In a similar fashion, Mr. John Teesdale, another influential republican editor, expressed himself in the columns of The Iowa State Register at Des Moines. The democratic editors of the state, of course, were not indisposed to make much of the matter. Mr. J. B. Dorr reprinted the vital portions in The Dubuque Herald and joyfully pointed out to republicans the prospects for "war in camp."

Mr. Claussen and his confreres struck at the psychological moment. Judge Bates had been prominently mentioned for the presidency and he was a candidate of high potential. Many of the leading party papers had urgently commended him to the national convention. His nomination was promoted by King-makers, by the Blairs of Maryland and Missouri, by Charles A. Dana, Dudley Field and Horace Greeley of New York, by John D. DeFrees and Schuyler Colfax of Indiana, by John A. Kasson of Iowa. The immense continental circulation of the New York Tribune had given his candidacy a tremendous impetus, a fact which the Germans of Davenport accurately discerned.

The German press of the country, however, was almost universally critical and antagonistic. Judge Bates' support of Fillmore, his "Americanistic" affiliations and views thereby signified, his views respecting the Fugitive Slave law they could not stomach.

Mr. Claussen and his associates communicated the Davenport resolutions to German leaders and organizations outside of Iowa especially in the eastern states. He wrote Senator Harlan that general approval was accorded it. It was copied by the German papers of Milwaukee and St. Louis. The Press and Tribune of Chicago realized their pith and point and, while deploring the declaration of war on Judge Bates as unwise, observed "there is no disguising the fact that the nomination of Mr. Bates would give much offense not only to German republicans but to the entire political element of the party, and this fact will undoubtedly be duly considered by the Chicago convention." That paper was at the time

an open advocate of the nomination of Mr. Lincoln and its sentiments were probably not without prejudice and design; nevertheless they indicate a clear recognition of the widespread hostility among the Germans to the consideration of the Missourian.

The German republicans of Cincinnati, Ohio, were alert and active in the furtherance of "straightout" doctrine and in downright fashion. At the instigation of such leaders as Frederich Hassaurek, George Lindeman, Gustav Tafel and Judge John Bernhardt Stallo a meeting of the German republicans took place in their Turner hall, on the evening of March 21. A series of resolutions expressing the views of the Germans on national issues were passed. Mr. Tafel then presented at the request of Judge Stallo a communication the latter had received that afternoon from Davenport containing the resolutions of March 7th. The communication was read in both German and English; whereupon a motion was introduced and carried "that they heartily endorse them."

About the middle of March a call was issued from a German republican club of New York asking the German republicans of the northern free states to be represented at the national republican convention in May, to send delegates to a conference of German republicans in Chicago to be held on the eve of the national republican convention. The object in general was to counsel with the duly accredited German delegates to the national convention with a view to advancing the principles they so ardently desired to promote:—which, in brief, were the reaffirmation of the republican platform adopted at Philadelphia, the restriction and extinction of human slavery, liberal and just treatment of the immigrant, economy and equity in the disposition of the public lands and the nomination of candidates for president and vice president who stood specifically for their principles.

The conference took place as designed. It was not a numerous gathering but it included many of the most influential German leaders in the country among its membership. Among those who were present either as delegates or as attendants were Frederich Hassaurek and Dr. C. Brodbeck of Ohio, R. Wagner of Minnesota, Messrs. A. Kreckel, Frederich Wenzel, John C. Vogel and others of Missouri, Gustav Koerner of Illinois, Nicholas J. Rusch of Iowa and Carl Schurz of Wisconsin. Their discussions and deliberations were watched with keen interest by the partisans of various candidates before the larger convention; and considerable space given reports thereof in the despatches to sundry papers.

Generally speaking the German republicans secured what they most desired at Chicago, namely, definite and satisfactory declarations in the platform. They had not a little to do with it. Messrs. Koerner and Schurz were both on the committee on resolutions and Mr. John A. Kasson represented Iowa therein and he was the one who, according to Horace Greeley, also a member, brought sundry divergent members to a common agreement and was empowered to prepare the final draft for the convention which was adopted amidst tremendous applause and approval with almost no material modification. In respect of their choice for the nomination of the party can-

didates the Germans on the whole failed to realize their primary preferences. Senator Seward was the choice of the major number of German republicans. Governor Chase came next probably, and Mr. Lincoln came third although probably a second choice with all.

IV

Precisely what direct, positive influence, if any, the resolutions adopted and proclaimed by the German republicans of Davenport on March 7, 1860, had in bringing about the conference of the Germans at Chicago on May 14th and the particular effect they may have had upon the ultimate decision of the national republican convention in the matter of the platform and the choice of the nominee, one cannot say with much assurance. But more or less influence they certainly exerted. They certainly signalized and typified a general discontent and belligerency common among German republicans all through the north respecting Judge Bates. Certain it is that his candidacy attained the zenith of public favor on or about March 1st. No less certain is it that quickly following the action of the Germans at Davenport there was widespread expression of opinion both by the German press and by German organizations adverse to his candidacy and his chances of securing the nomination rapidly and steadily declined. The powerful party chiefs who urged the nomination of Judge Bates for the primary purpose of defeating radicalism as exemplified by Senator Seward, found it impossible to mollify the Germans. They had to make a change of front.

Abraham Lincoln, the dauntless antagonist of the "Little Giant" and author of the letter to Dr. Canisius was satisfactory to Frederick Hassaurek, Gustav Koerner, Nicholas J. Rusch and Carl Schurz. Seward was persona non grata to "conservatives" on the slavery question and obnoxious to radical "Americans" because of his course as governor of New York. Bates was no less disagreeable, if not impossible, as a candidate to abolitionists and the naturalized citizens. The German immigrant and his contentiousness anent his personal freedom and political status was, in the writer's judgment, one of the chief rocks on which the plans and hopes of both Greeley and Weed wrecked at Chicago on May 18, 1860, and whereby resulted the compromise that first made Abraham Lincoln the candidate of the republican party for president of the United States.

University Place
Des Moines, Ia.

Amerikanisches Volksbildungswesen.

Von Wilhelm Müller. Eugen Diederichs Verlag in Jena. 1910.

Der unermüdlich thätige Schulmann Wilhelm Müller hat unter obigem Titel die Welt mit einem neuen werthvollen Werke überrascht — überrascht, weil er durch den Tod seiner Lebensgefährtin im vorigen Jahre völlig gebrochen zu sein schien, während dies vorliegende Buch durch die Klarheit der Darstellung in höchst er-



freulicher Weise die Fortdauer seiner geistigen Spannkraft bekundet.

Das Buch ist vom Verleger mit der folgenden Empfehlung ausgesandt worden:

Was wir von Amerika zu lernen haben?

Der Verfasser setzte sich die Aufgabe, diejenigen Entwicklungsformen des amerikanischen Volksbildungswesens zu kennzeichnen, die sich von deutschen Erziehungsanstalten unterscheiden. Besonders schildert er jene Einrichtungen, die im Geist der Gegenwart auf soziale Arbeit, auf geistige und sittliche Erziehung, wie materielle Hebung der breiten Schichten des Volkes hinzielen.

Wenn daraus hervorgeht, daß das Werk geschrieben wurde, um Deutschland über amerikanische Schulverhältnisse zu belehren, so ist es doch ebenso — und zwar in hohem Grade — belehrend für den Deutsch-Amerikaner, dessen größere Anzahl vom amerikanischen Schulwesen keinen rechten Begriff hat, und der oft darauf herabsieht, weil es anders ist, als das, unter dem er aufgewachsen. Wir empfehlen dies ausgezeichnete Werk, das in Deutschland broschirt für 1.50 Reichsmark, gebunden für 3 Reichsmark zu haben ist, hier also nicht mehr als 50 Cents, resp. $1.00 kosten sollte, sehr angelegentlich den Mitgliedern unserer Gesellschaft.

Das 126 Seiten starke Werk zerfällt in drei Haupt-Abtheilungen (Staatliche und städtische Einrichtungen, Einrichtungen privater Art, Religiöse Einrichtungen) und vierundzwanzig Unterabtheilungen, in denen nach der Einleitung in der ersten Abtheilung der Kindergarten und die Schule für Mütter, die Volksschule (deren Organisation, Methode und Lehrplan), die Schule als soziale Sammelstelle, die Schulstadt, die Mittelschule, das Kolleg und die Universität, die öffentlichen Abendschulen, die öffentlichen Vorträge in New York, die öffentlichen Bibliotheken, die Jugendgerichte; in der zweiten die Ausdehnung der Volksbildung, das Chautauqua-System, volksthümliche Universitätskurse, soziale Niederlassungen, die Niederlassung der Pflegerinnen, die Jugendrepublik, das Cooper-Union-Institut, das Carnegie-Institut, Vereine mit erziehlichen Zwecken, die Schule der Philanthropie in New York; in der dritten der Verein christlicher junger Männer, Pfarrschulen und kirchliche Lehrstätten und Chautauquas unter kirchlicher Leitung besprochen werden.

Ein reicher Inhalt! Und jeder darin berührte Gegenstand kurz und dennoch erschöpfend besprochen — erschöpfend, indem dem Leser ein klares und anschauliches Bild übermittelt wird.

Wir glauben unsern Mitgliedern keine bessere Idee von dem Werthe des Werkes geben zu können, als indem wir das Vorwort und die Einleitung dazu hier folgen lassen. Es lautet:

„Viele Europäer, die während der letzten Jahrzehnte die Vereinigten Staaten bereisten, blieben mit ihren Beobachtungen an hervorspringenden Aeußerlichkeiten haften. Das Ungewöhnliche, Auffallende und Absonderliche schien ihnen der Grundzug des amerikanischen Wesens zu sein. Das ist in der neueren Zeit anders geworden. Man war bemüht, schärfer zu sehen und hat erkannt, daß das Boßthum und die Korruption in manchen städtischen Verwaltungen, die brutalen Ausschreitungen südlicher Lynchgerichte und schwindelhafte Operationen gewissenloser Börsenfürsten die Auswüchse, nicht aber die Früchte am Baum des amerikanischen Lebens sind. In der That erschöpft sich der westliche Unternehmungsgeist, wie die neuweltliche Arbeitslust nicht einmal in der Besiedlung eines Kontinents, den Großthaten amerikanischer Technik und den erstaunlichen Leistungen der Industrie. Alle diese materiellen Errungenschaften werden vielmehr von einer geistigen Unterströmung getragen. Diese offenbart sich in den bestehenden Rechtsanschauungen und im religiösen, politischen,

bürgerlichen und sozialen Leben des Volkes. Von dem Manne, dessen durchdringender Wirklichkeitssinn und ungestüme Thatkraft der amerikanischen Staatskunst politisches Neuland eroberte, von Präsident Roosevelt wurden die Worte gesprochen: „Ich bezweifle, ob es in einer industriellen Demokratie wie der unsrigen eine wichtigere Wahrheit zu lehren giebt, als die, daß ein Versäumniß, den Durchschnittsbürger ebensowohl zum Glauben an die Dinge des Geistes als an die des Körpers zu erziehen, mit der Länge der Zeit zu Mißgeschick, Pflichtvernachlässigung, möglicherweise selbst zum nationalen Verderben hinführen muß."

Im Staatsbewußtsein, in Religion, Kunst und Wissenschaft gipfelt das menschliche Streben nach diesen Dingen des Geistes. Und die Erziehung stärkt die Schwingen, die uns nach jenen Höhen der Entwicklung tragen. Das religiöse und öffentliche Leben, wie Familie und Schule sind die hilfreichen Mächte, die zur Erziehung beitragen. Wenn die Einflüsse der drei ersteren vielleicht dauernder wirken, so tritt die Arbeit der letzteren bestimmter, methodischer und deshalb augenfälliger zutage. Was nun die Neue Welt auf diesem Gebiete plante und ausführte, ist in der jüngsten Zeit mehrfach von französischen, englischen und deutschen Schulmännern in einzelnen Erscheinungen und im Ganzen besprochen worden. So beleuchtete Dr. Franz Kuypers in einer Schrift, die sich durch scharfe Beobachtunsgabe und zutreffendes Urtheil auszeichnet, Volksschule und Lehrerbildung in den Vereinigten Staaten. In diesem Büchlein will ich versuchen, auf Grund meiner langjährigen Thätigkeit im Schulwesen der Union, meiner persönlichen Beziehung zu leitenden Erziehern und Männern der Oeffentlichkeit mit Benutzung des einschlägigen Materials eine übersichtliche Darstellung des amerikanischen Volksbildungswesens im weitesten Sinne des Wortes zu geben. Die Schulen, die auf Uebermittlung einer fachlichen Ausrüstung hinarbeiten, kommen unter diesem Gesichtspunkte nicht in Betracht, wohl aber alle Anstalten, welche die geistige und körperliche Entwicklung der Jugend und Erwachsener fördern und beide zum Dienst an der Allgemeinheit befähigen wollen. Es wird deshalb auch auf Einrichtungen, wie die Jugendgerichte und die Jugendrepublik, hingewiesen; denn obgleich diese keine systematische, unterrichtliche Arbeit verrichten, leisten sie doch der Sache der Erziehung Vorschub. Bei der Beschränktheit des Raumes kann natürlich von einer erschöpfenden Behandlung des reichhaltigen Stoffes nicht die Rede sein. Ich war nur bemüht, die wesentlichen Züge, wie diejenigen Entwicklungsformen des amerikanischen Volksbildungssystems zu kennzeichnen, die sich von deutschen Erziehungsanstalten unterscheiden. Besonders aber beachtete ich jene Einrichtungen, die im Geiste der Gegenwart auf soziale Arbeit, auf die geistige und sittliche Erziehung, wie materielle Hebung der breiten Schichten des Volkes hinzielen. Der amerikanische Eklektizismus zögerte nicht, da, wo es ihm nützlich erschien, bei europäischen Völkern Kulturanleihen zu machen. Der deutsche Leser wird vor allem mit Genugthuung wahrnehmen, daß mancher feste Eckstein und mancher starke Pfeiler im stolzen Palast des neuweltlichen Volksbildungswesens die Marke „made in Germany" zeigen könnte. Andererseits dürfte er sich nicht der Ansicht verschließen, daß dieser mächtige Bau mit seinem massigen Fundament, seiner breiten Anlage, seiner zweckdienlichen Konstruktion, seinen freundlichen, allen zugänglichen, vom hellen Lichte der Gegenwart durchflutheten Räumen der sorgfältigen Prüfung Sachverständiger, wie der ernsten Beachtung aller Freunde der Erziehung wohl werth sei.

Wilhelm Müller,
Schuldirektor a. D.

z. Z. Heppenheim a. d. B.,
September 1909.

Einleitung.

Ehe die Puritaner im sechzehnten Jahrhundert das Schiff verließen, das sie aus England nach Amerika getragen hatte, entwarfen sie eine Verfassung. Nach ihrer Landung errichteten sie eine Kirche, und nachdem ihre Niederlassung durch nachfolgende Einwanderer gewachsen war, gründeten sie eine Universität. Auf fest gefügter gesetzlicher Grundlage wollten sie ihre religiöse und politische Freiheit, wie die bürgerlichen Rechte in selbstbestimmter Begrenzung genießen. So weit folgten sie dem Vorbild ihrer alten Heimath. Doch bald erkannten die Bewohner Neuenglands, daß eine Universität ohne vorbereitende Anstalten nicht bestehen könne, und riefen solche ins Leben. Dabei wurde kein einheitlicher Plan verfolgt, sondern lokale Bedürfnisse und individuelle Initiative wirkten bestimmend und gaben den Schulen in verschiedenen Landestheilen eine verschiedene Ausgestaltung. So bestand schon in Massachusetts im Jahre 1642 eine Art von Schulzwang und in 1647 bestimmte das Gesetz, daß jeder Ort von 50 Familien einen Lehrer anstellen und jede Stadt von 500 Familien eine Vorbereitungsschule für die Universität gründen müsse. In dem von ganz anderen Bevölkerungselementen besiedelten Virginien unterdrückte Gouverneur Berkeley um dieselbe Zeit die Presse und verhinderte nach Kräften die Errichtung von Schulen.

Bis in die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts schenkte die Mehrheit der Bevölkerung Amerikas dem Schulwesen wenig Beachtung. Es schien, als ob nach dem Aufschwung der Freiheitskriege eine allgemeine Erschlaffung eingetreten wäre, die sich nur mit dem Nothwendigen und Nützlichen begnügte. Körperkraft und praktischer Sinn sicherten im Ackerbau, Handwerk, und Kleingeschäft ein genügendes Auskommen. Geistige Bildung wurde deshalb nur von einem kleinen Kreis, von Geistlichen und Juristen, gewürdigt. Die städtischen und ländlichen Gemeindeschulen befriedigten oft nicht die bescheidensten Ansprüche, so daß allenthalben Privatanstalten entstehen konnten. Allein auch von diesen war nicht viel Rühmliches zu berichten. George B. Emerson, ein pädagogischer Schriftsteller in Boston, schrieb um jene Zeit (1842): „Einige dieser Anstalten, denen weitsichtige und tüchtige Schulmänner vorstanden, blühten; die meisten indeß waren höchst ärmlich in ihren Leistungen und um kein Jota besser als die Stadtschulen. Ja, die Ueberzeugung, daß die meisten der damaligen Schulen über alle Begriffe elend waren, wurde allgemein getheilt.“ Henry Barnard, der damals Erziehungskommissar der Vereinigten Staaten war, sagte von seinem Staat Connecticut: Das ganze Schulsystem, falls man diesen Ausdruck auf eine so elende Einrichtung noch anwenden dürfe, sei thatsächlich versumpft.

Ein Umschwung setzte erst ein, als Horace Mann, der Leiter der öffentlichen Schulen von Massachusetts, in den dreißiger Jahren Preußen besuchte und mit Adolf Diesterweg zusammentraf. Aus der Anregung dieses ausgezeichneten Erziehers erwuchs ihm der Gedanke einer wirklichen freien Volksschule, für die er nach seiner Rückkehr mit Feuereifer Propaganda machte. Bei den damals bestehenden Standesunterschieden und -vorurtheilen war dies keine leichte Aufgabe. Als Mann in einer ländlichen Versammlung die Nothwendigkeit einer allgemeinen Besteuerung für Schulzwecke erörterte, und ein junger Bursche ihm laut Beifall zollte, konnte letzterem ein Farmer zurufen: „Der Redner will mein Geld wegnehmen, um für deine Erziehung zu bezahlen. Das ist Straßenraub.“

Trotz aller Schwierigkeiten faßten jedoch die fortschrittlichen Gedanken Manns Wurzel. Er richtete in Massachusetts frei vom Staate oder der Gemeinde zu erhaltende Schulen ein, und bald folgten andere Staa-

ten dem Beispiel von Massachusetts. Und die Union, wie die einzelnen Staaten, mußten die Sache der Erziehung durch beträchtliche Zuweisungen zu fördern. Durch den Kongreß wurde bis jetzt ein Gebiet von Regierungsländereien, so groß wie das Königreich Preußen, für Schulzwecke geschenkt. Die Gesetzgebungen der einzelnen Staaten warfen gleichfalls reichliche Mittel aus und bestimmten Schulsteuern, die nun von der Bevölkerung mit größter Bereitwilligkeit bezahlt werden. Im Jahre 1870 betrugen die Schulsteuern in der Union pro Kopf 1.75 Dollars, für das Schuljahr 1906—7 waren sie auf 3.90 Dollars pro Kopf gestiegen. Im Jahre 1907 wurde an Gehältern für Schulvorsteher, Professoren und Lehrer 196,980,919, für die Errichtung von Gebäuden, die Beschaffung von Geräthen 65,817,870 Dollars und für die Unterhaltung der Gebäude 67,882,012 Dollars verausgabt, so daß sich die Kosten für Erziehungszwecke im ganzen auf 330,680,801 Dollars beliefen. Und mit welcher Freigebigkeit lassen die Städte dem Erziehungswesen Unterstützung angedeihen! Als New York so groß war wie Berlin, übertraf der Schuletat der Stadt den Berlins um das Vierfache. Die Stadt Cincinnati, die jetzt etwa 380,000 Einwohner zählt, giebt noch einmal so viel für Schulen aus, als das doppelt so große Wien.

Einen weiteren belebenden Impuls erhielt das amerikanische Bildungswesen durch die achtundvierziger Einwanderung. Unter den hervorragenden Männern, welche letztere der Neuen Welt zuführte, befand sich eine Anzahl namhafter Gelehrter und Erzieher, die nun an amerikanischen Universitäten und Zeitschriften die Errungenschaften der deutschen Pädagogik bekannt machten und durch Errichtung höherer Privatanstalten und Vereinsschulen die Ergebnisse derselben anschaulich vorführten. „Man versuchte aus der Erfahrung anderer Länder Licht zu ziehen und begann vor allem mit der Gründung von Anstalten zur Heranbildung von Berufslehrern, deren es bis dahin sehr wenige gegeben hatte." Die Bestrebungen erzieherischer Reformatoren, wie Pestalozzi und Fröbel, eröffneten neue Gesichtspunkte, und die Gedanken deutscher Philosophen, besonders Herbarts und Wundts, befruchteten das Erziehungswesen, so daß jüngst ein bekannter amerikanischer Schulmann sagen konnte: „Die Deutschen waren unsere Lehrer auf dem Gebiete der Kriegskunst, der literarischen Wissenschaften, vor allem aber der Erziehung."

Mit der mächtig einströmenden Einwanderung erwuchs der amerikanischen Schule eine neue Aufgabe: die Assimilation der Neuankömmlinge. Ebenso hatte der rasche Uebergang der Union von einem Ackerbau treibenden Land zu einem Industriestaat das Auftauchen weiterer Erziehungsprobleme zur Folge. Die aufwachsende Generation mußte zur Erfüllung der Pflichten und zur Ausübung ihrer Rechte als Bürger eines Freistaates, zur Antheilnahme am nationalen und geselligen Leben und zu fruchtbarer Arbeit befähigt werden. Um die Erreichung dieser Ziele zu ermöglichen, entstanden nach und nach die erziehlichen Einrichtungen der Vereinigten Staaten, die sie heute in folgender Gliederung darstellen:

Die Elementarschule

Kindergarten ....von 4— 6 Jahren
Primary School ....von 6—10 Jahren
Grammar School ...von 10—14 Jahren

Mittelschulen

High School, Academy ....von 14—18 Jahren

Die Stätten wissenschaftlicher Ausbildung.

College ....von 18—22 Jahren
University ....von 18—25 Jahren
Normal Schools and Colleges .....von 18—22 Jahren

Die Wirkung der Einwanderung auf die Entscheidung des Bürgerkrieges.[1])

Von Wilhelm Kaufmann.

Die Kraft zur Erwürgung der Sezession hat die Union wesentlich aus der europäischen Einwanderung gezogen. Das läßt sich folgendermaßen nachweisen:

Die Ergebnisse der ersten vier Volkszählungen in den Vereinigten Staaten, nach Landestheilen geordnet, waren wie nachstehend:

	1790	1800
Norden:	1,968,455	2,684,625
Süden:	1,961,327	2,621,300
	1810	1820
Norden:	3,758,830	5,132,377
Süden:	3,480,994	4,522,224

In diesem Volke befanden sich 1790: 657,047 Neger; 1820 aber 1,524,580.

Beide Landestheile erscheinen um 1790 als ziemlich gleich stark, doch zählte schon damals der Norden rund 500,000 Weiße mehr als der Süden. 1820 hatte sich das Verhältniß, unter Ausschaltung der Neger, so verschoben, daß auf den Norden fünf und auf den Süden wenig über drei Millionen Weiße kamen. Die Einwanderung war in jener Periode nicht stark, jedoch wahrscheinlich beträchtlich größer, als sie von Zeitgenossen abgeschätzt wurde. Die Einwanderungsstatistik beginnt mit 1820, und erst von dieser Zeit an besitzen wir zuverlässiges Material. Die letzten vier Jahrzehnte vor dem Bürgerkriege brachten über fünf Millionen Einwanderer nach den Ver. Staaten, nämlich:

1819—1829......	128,502
1830—1839......	538,381
1839—1849......	1,427,337
1849—1860......	2,968,194
Zusammen in 41 Jahren	5,062,414

Einwanderer.

Dazu sind noch zu rechnen die Einwanderer aus der Periode 1790—1819, deren Zahl mit 300,000 wahrscheinlich noch unterschätzt wird.

Was der Süden von diesem Menschenstrome gewonnen haben mag, verlor er reichlich wieder durch Abwanderung der eigenen Landeskinder nach dem Norden, denn im Jahre 1860 wohnten im Norden 607,317 geborene Südländer, im Süden aber nur 206,377 geborene Nordländer. Die Eingewanderten gehörten, abgesehen von den um 1847 aus Irland Verschickten, den besten Elementen an. Die Meisten standen in den Jahren der Blüthe. Das männliche Geschlecht überwog im Verhältniß von drei Männern zu zwei Frauen, die Erwerbsgelegenheiten waren günstig und das billige Neuland lockte zur Besiedelung. Unter diesen Umständen wuchs der Norden damals so rasch heran, wie sich in der ganzen Geschichte der Menschheit noch niemals ein Staatswesen, ohne Angliederung unterworfener Völker, vermehrt hat.

Im Jahre 1860 besaßen die Vereinigten

[1]) Dieser Aufsatz ist ein Vordruck aus dem schon im J. 1908 angekündigten Buche Hrn. Kaufmann's: „Die Deutschen im amerikanischen Bürgerkriege". Dies Buch wird wahrscheinlich erst im Frühjahr 1911 erscheinen, da der Verfasser theils durch Krankheit verhindert war, das Werk so zu fördern, wie er beabsichtigt hatte, theils seit Veröffentlichung des Vorläufers der Arbeit im J. 1908 ihm so viel neues Material zugegangen ist, daß eine sehr zeitraubende Ueberarbeitung des Stoffes nothwendig geworden ist. Um so bedeutender und erschöpfender wird das Werk werden. Der vorliegende Aufsatz beweist zur Genüge den Fleiß und die Gründlichkeit, mit welcher der Verfasser zu Werke geht.

Staaten eine weiße Gesammtbevölkerung von rund 27½ Millionen. Diese vertheilte sich wie folgt: die elf conföderirten Staaten besaßen davon nur 5½ Millionen; die dem Süden zugezählten, aber in der Union verbliebenen vier Grenzstaaten 2½ Millionen, die neunzehn (Kansas schon eingeschlossen) freien Staaten des Nordens aber 19½ Millionen Weiße.

Wie würde sich nun die Bevölkerung vermehrt haben, wenn das Land von 1790 bis 1860 der Einwanderung entbehrt hätte? Im Jahre 1790 betrug die natürliche Zunahme des amerikanischen Volkes 1.38 Prozent im Jahre. Es ist kaum anzunehmen, daß dieser hohe Prozentsatz sich später gesteigert hat.[2]) Wenn man nun jedes Jahr der Bevölkerung von 1790 1,38 Prozent hinzuzählt, so erhält man den Zuwachs, welchen der Geburtenüberschuß allein, ohne Berücksichtigung der Einwanderung gebracht haben würde.

In folgender, von Friedrich Kapp ausgearbeiteter Tabelle, findet man links die weiße Bevölkerung, welche die Ver. Staaten am Schlusse jedes Jahrzehntes hätte haben müssen, wenn sie sich nur durch den Geburtenüberschuß von 1,38 Prozent im Jahre vermehrt haben würde, rechts aber die wirklich durch den Zensus ermittelte weiße Bevölkerung jeder Dekade:

1790:	3,231,930	——
1800:	3,706,674	4,412,896
1810:	4,251,143	6,048,450
1820:	4,875,600	8,100,056
1830:	5,591,775	10,796,077
1840:	6,413,161	14,582,008
1850:	7,355,422	19,987,563
1860:	8,435,882	27,489,662

Hätte die Einwanderung nicht stattgefunden, so würden die Ver. Staaten im Jahre 1860 (ungefähr) diejenige weiße Bevölkerung gehabt haben, welche sie im Jahre 1820 wirklich besaßen, nämlich 8,435,882, statt 27½ Millionen. Durch die Einwanderung ist die Entwickelung des Landes demnach um vierzig Jahre gefördert worden. Denn daß Bevölkerungszunahme und wirthschaftliche Entwicklung durchaus gleichmäßig in Nordamerika fortgeschritten sind, beweist uns folgende Gegenüberstellung:

1800	Einfuhr......	$	91,000,000
	Ausfuhr......	„	71,000,000
	Zölle.........	„	12,451,184
1860	Einfuhr......	„	362,000,000
	Ausfuhr......	„	400,000,000
	Zölle.........	„	76,752,034

Nach obiger (Kapp'schen) Tabelle würde die natürliche Vermehrung des weißen amerikanischen Volkes von 1790—1860 (3,231,930 in 1790, gegen 8,435,882 in 1860) 5,203,952 Köpfe betragen haben. In Wirklichkeit aber belief sich diese Vermehrung auf 24,257,732. Davon jenen oben berechneten Geburtsüberschuß von 5,203,952 abgezogen, ergiebt sich ein außerordentlicher Ueberschuß von 19,053,780 Weißen, welcher aus besonderen Ursachen stammt. Daß wir in diesem rund 19 Millionen betragenden weißen Volksüberschuß nur eine Frucht der Einwanderung erblicken können, bedarf keines Beweises. Jene gewaltige Volkszunahme wurde aber wesentlich erzielt von den Einwanderern (und deren Nachkommen) aus der Periode von 1830—60. Und diese Zeit stellte die Männer, welche im Verein

[2]) Eine amerikanische Familie zählte 1790 durchschnittlich 5,8 Köpfe, jetzt nur noch 4,6. Damals kamen 2,8 Kinder im Durchschnitt auf eine Familie, jetzt nur noch 1,5. (Daher der Schmerzensschrei Roosevelt's über die leere Wiege des Amerikaners.) Zum Vergleich mag bemerkt werden, daß im Jahre 1860 die natürliche Volksvermehrung betrug: in England 1,25%, in Rußland 0,74%, in Holland 1,23%, in Preußen 1,17%, in Sachsen 1,08%, in Belgien 0,61%, in Frankreich 0,44%, in Portugal 0,72%. Im heutigen Deutschen Reich betrug der Geburtenüberschuß für das letzte Censusjahr 1905 1,46%. Im Jahre 1885, als die Auswanderung aus Deutschland sehr stark war, betrug die Bevölkerungszunahme des Reichs nur 0,70%.

mit den Söhnen früher eingewanderter Europäer, oder, besser gesagt, Amerikanern von längerer Seßhaftigkeit in Amerika,[3]) für die Aufrechterhaltung der Union gekämpft haben.

Man beachte, daß der Süden bereits 1820 drei Millionen Weiße zählte, 1860 aber nur 5½ Millionen,[4]) während der Norden von fünf Millionen im Jahre 1820 auf 19½ Millionen Weiße im Jahre 1860 angewachsen ist. Daraus geht hervor, daß der Süden seit 1820 fast nur auf die natürliche Vermehrung seines weißen Volkes angewiesen blieb, während der Norden infolge der Einwanderung bis 1860 erst die dreieinhalbfache Uebermacht über den Süden erlangt hat, mit welcher die Rebellion niedergeworfen werden konnte. Vergebens sucht man aber in den angloamerikanischen Kriegsgeschichten nach einer Anerkennung dieser offenkundigen Thatsache. Der gute Stern, welcher stets über den Geschicken der Union gewaltet hat, ist ihr auch treu geblieben in der Stunde der größten Gefahr. Die Hilfstruppen aus Europa kamen gerade rechtzeitig, wesentlich während der letzten beiden Jahrzehnte vor dem Bürgerkriege, um eine für die Union günstige Entscheidung erkämpfen zu helfen.

* * *

Es mögen hier noch einige mit der Einwanderung zusammenhängende Dinge besprochen werden, welche auf den in den vorhergehenden Sätzen geschilderten Gegenstand noch einiges Licht werfen.

Die Gesammtzahl der Einwanderer nach den Vereinigten Staaten hat im 19. Jahrhundert 19½ Millionen Menschen betragen. Welch' eine Quelle von Macht liegt in dem kostenfreien Zugange solcher Volkskräfte! Wieviel Millionen Acker Land mögen die Einwanderer des letzten Jahrhunderts der Wildnis entrissen haben; wieviel Fabriken setzten sie in Betrieb, wieviele Städte halfen sie begründen? Aber die meisten Amerikaner, auch manche der Eingewanderten und deren Kinder, zeigen gar kein Verständniß für diese ihrem Lande stetig zufließenden Schätze von Volkskraft und Kulturmitteln. Gleichzeitig, ja oft genug ablehnend empfangen sie diese kostbarsten aller Gaben, und gerade während der Zeit, zu welcher die werthvollsten Elemente der Einwanderung massenhaft einströmten, bildete sich die damals sehr beträchtliche Partei der Fremdenhasser oder Knownothings.

In Deutschland hat man versucht, die Verluste einzuschätzen, welche durch die Auswanderung von fünf Millionen Deutschen nach Amerika im 19. Jahrhundert für das Vaterland erwachsen sind. Man hat dabei wesentlich die unvergoltenen Erziehungskosten der Auswanderer in Betracht gezogen. Der Auswanderer verwerthete das für seine Ausbildung aufgewendete Kapital in Amerika. Da die Auswanderer vorwiegend junge Leute waren, so ist die Summe der so der Heimath entgangenen Erziehungskosten sehr bedeutend. Auch die Verluste an Wehrkraft und an Steuerkraft hat man zu schätzen versucht. Schmoller veranschlagt alle diese Verluste auf nur 5000

3) Der bedeutende amerikanische Geschichtsforscher Motley, der Jugendfreund Bismarck's, sagt: **"We are Americans; but yesterday we were Europeans—Netherlanders, Saxons, Normans, Swabians, Celts."**

4) Ganz genau ist diese Berechnung allerdings nicht, weil in den drei Millionen südlichen Weißen von 1820 auch die Bevölkerung der Grenzstaaten Missouri, Kentucky, Maryland und Delaware mit eingeschlossen war, während diesen vier Staaten im Jahre 1860 eine besondere Stellung angewiesen werden muß. Die weiße Bevölkerung der Grenzstaaten betrug 2½ Millionen im Jahre 1860. Man wäre berechtigt, von diesen Grenzlern die Hälfte dem Süden, die andere Hälfte dem Norden zuzurechnen. Die Machtverhältnisse der beiden Landestheile würden aber dadurch nicht sehr bedeutend zu Gunsten des Südens verschoben werden.

Millionen Mark. Andere aber kommen auf den doppelten und sogar den dreifachen Betrag. Eine auch nur annähernd richtige Einschätzung ist unmöglich. Auch haben jene Rechner niemals in Betracht gezogen, was Deutschland infolge des Aufschwunges von Amerika gewonnen hat. Das jetzt sehr große deutsche Exportgeschäft nach Amerika ist am meisten gefördert worden durch die ausgewanderten Deutschamerikaner, und die staunenswerthe Entwicklung der deutschen Rhedereien ist wesentlich ein Ergebniß des Auswanderungsgeschäftes. Deutschland empfängt heute eine stattliche Verzinsung seiner amerikanischen Anlagen. Man ersieht diese Wechselwirkung vielleicht noch besser während einer Periode des Niederganges, als in den Zeiten großen Aufschwunges in Amerika. Welche starken Rückschläge bewirkte die „kleine“ amerikanische Panik von 1907 auf die deutsche Industrie, und wie bedeutend sind die Aktien der beiden großen deutschen Rhedereien infolge derselben Ursache gefallen.

Wichtiger als die Feststellung der Verluste der Auswandererländer wäre es, den Gewinn des Einwanderungslandes zu berechnen. Auch hier ist eine genaue Schätzung aus offenliegenden Gründen unmöglich. Jedoch in Nordamerika bestand vor 50 Jahren ein Marktwerth für die „Waare“ Mensch; der erwachsene Negersklave galt um 1855 durchschnittlich 1100 Dollars. Wollen wir — nur des Arguments wegen — den weißen Einwanderer nur ebenso hoch einschätzen, so ergiebt sich für die Einwanderung von 19½ Millionen die Riesensumme von 21,450 Millionen Dollars. Ein Weißer aber leistete die dreifache Arbeit eines Sklaven, demnach sollte er auch wohl den dreifachen Geldwerth darstellen. Der Weiße konnte auch auf eine weit längere Lebensdauer und damit auf eine entsprechend größere Verwerthung seiner Arbeitskraft rechnen, als der Neger. Berücksichtigt man ferner den hohen Kulturwerth eines Weißen, so könnte man wohl den Geldwerth eines Einwanderers viermal so hoch einschätzen, als den damaligen Marktwerth der schwarzen Menschenwaare. Will jemand sagen, daß die eingewanderten Kinder weniger als 1100 Dollars an Werth darstellten, so sei erwähnt, daß nur 22 Prozent der Einwanderer aus Kindern bestanden, deren Altersgrenze im fünfzehnten Jahre lag. Kinder im Durchschnittsalter von 7½ Jahren erlangten aber im damaligen Amerika schon nach wenigen Sommern eine gewisse Erwerbsfähigkeit. Sodann ziehe man die große Zahl der höher gebildeten Einwanderer in Betracht. Was war zum Beispiel ein Ericsson im Sommer 1862 für die Union werth? Was ein Lieber, ein Schurz, ein Mergenthaler oder ein Carnegie usw.

Daß obige Schätzung ungenügend begründet ist, sei zugegeben. Aber die volle Wahrheit läßt sich ja in dieser Sache niemals ergründen. Da es hier nur darauf ankommt, Denjenigen, die nur das als werthvoll anerkennen, was sich in Dollars und Cents ausdrücken läßt, eine den Thatsachen wenigstens annähernd entsprechende Ansicht über den Geldwerth der Einwanderung des 19. Jahrhunderts einzuflößen, und da auf so kurzsichtige Leute ja auch schon jene „Negerschätzung“ von 21,450 Millionen Dollars eine verblüffende und imponirende Wirkung ausüben wird, so überlasse ich es den Herrschaften, unter allen möglichen Schätzungen, die ihnen am meisten zusagende zu wählen, seien es nun 21,450 Millionen Dollars, oder das Vierfache, nämlich 85,800 Millionen Dollars, oder auch eine Ziffer, die zwischen beiden liegt.

Das eingebrachte Baargeld der Einwanderer ist oben nicht berücksichtigt worden. Auch über diesen wichtigen Punkt hegt der Durchschnitsamerikaner völlig falsche Ansichten. Er betrachtet den Einwanderer mit Gefühlen, bei welchen Verachtung und

Mitleid sich die Waage halten mögen, er sieht in ihm einen armen Schlucker, welchem man eine Gnade erweist, wenn man ihn landen läßt. Nun aber hat die New Yorker Einwanderungsbehörde im Jahre 1870 festgestellt, daß damals jeder deutsche Einwanderer 150 Dollars mitbrachte.[5])

Danach wären allein aus Deutschland im 19. Jahrhundert siebenhundertundfünfzig Millionen Bargeld mit nach Amerika ausgewandert. Aber die Engländer, Skandinavier, Holländer und Böhmen besaßen ebenfalls beträchtliche Mittel und auch aus Irland kam mancher Spargroschen. Setzt man für die Deutschen 750 Millionen an, so wird für die 14½ Millionen anderer Europäer die Summe von 2500 Millionen sicherlich nicht zu hoch sein. Das ergäbe 3200 Millionen Dollars als Gesammtsumme des von den Einwanderern nach Amerika im 19. Jahrhundert mitgebrachten Baargeldes.

Schließlich mag noch erwähnt werden, was einer der bedeutendsten Nationalökonomen Englands über den Werth der europäischen Einwanderer nach Amerika zu sagen hat:

One of the imports of the United States, that of adult and trained immigrants, would be in an economical analysis underestimated at £100.000.000 (500 Millionen Dollars) a year—Thorold Rogers, Lectures in 1888, Economic interpretation of History p. 407.

Dazu sagt der Amerikaner James Ford Rhodes (Band 1. Seite 355):

"The South ignored, or wished to ignore, the fact, that able bodied men with intelligence enough to wish to better their condition are the most costly and valuable products on earth, and that nothing can more redound to the advantage of a new country than to get men without having been at the cost of rearing them."

---

5) Das ist etwas mehr, als die Ermittlungen ergeben haben, welche deutsche Regierungen über denselben Gegenstand veranstaltet hatten. Die badischen Auswanderer gaben 1840—49 ihr Baarkapital per Kopf durchschnittlich auf $98 Gold an. Die bayerischen Emigranten (1845 bis 1851) auf $93.20 Gold, die Braunschweiger 1853 auf $96 Gold. Die Württemberger meldeten 1855 nur durchschnittlich $76 Baarbesitz, aber 1856 stiegen diese Angaben auf $134 Gold. 1857 auf $145 und im Jahre 1858 behaupteten die auswandernden Schwaben ihren Behörden gegenüber, daß jeder $318 mit sich führe. Alle diese Angaben sind von dem Gesichtspunkte aus zu betrachten, daß jeder Auswanderer aus Furcht vor Nachbesteuerung im Heimathlande und ferner aus Furcht vor Besteuerung in Amerika, seinen wirklichen Besitz zu verheimlichen bestrebt war. Die Auswanderer führten sämmtlich beträchtlich größere Geldmittel mit sich, als sie anzugeben für gut befanden. Namentlich über die Mittel der reicheren unter den Auswanderern fehlen alle zuverläßigen Angaben. Denn das meiste Geld dieser Leute ging in Form von Wechseln nach Amerika. Die amtlichen Ermittlungen über das mitgenommene Vermögen der deutschen Auswanderer sind später ganz unterblieben, weil man eingesehen hatte, daß die Nachforschungen doch nicht den wirklichen Betrag der ausgewanderten Baarmittel ausweisen konnten. Uebrigens haben die New Yorker Einwanderungsbehörden festgestellt, daß während der drei Jahre vor 1854 die in New York gelandeten deutschen Einwanderer dreiunddreißig Millionen Dollars Gold in Baarbeständen mitgebracht haben. Alle diese Angaben reichen nicht hin, um den genauen Betrag der Baarmitgift der Auswanderer festzustellen, aber sie genügen doch wohl, um die irrige Ansicht zu beseitigen, daß die Einwanderer zumeist aus Bettlern und Hungerleidern bestehen. Deutschland war stets das reichste unter den Auswanderungsländern, denn der wohlhabende englische Emigrant zog lieber nach den Kolonien seines Mutterlandes. Viele reiche Familien wanderten aus politischen Gründen aus Deutschland aus und die Zahl der ausgewanderten, begüterten deutschen Bauern ist stets sehr groß gewesen. Auch aus dem deutschen Handelsstande kamen viele reiche Leute nach Amerika. Die Masse der deutschen Auswanderer stellte immer der Mittelstand.

Geschichte der Deutschen Quincy's.

Von Heinrich Bornmann.

XXXVII.

Bei Erforschung der Geschichte der Deutschen Pioniere unserer Stadt und deren unmittelbaren Umgebung, stößt der Forscher zuweilen auf Ereignisse, die sich in der Zeit kurz vor dem Rebellionskriege zutrugen, und einen interessanten und lehrreichen Blick in die Verhältnisse gewähren, wie sie damals bestanden.

Deutsche in den Südstaaten, die der Union treu bleiben wollten, hatten in jener bewegten Zeit viel zu leiden und manche Unbilden zu erdulden, wie aus einem Beispiel zu ersehen, das in der hier folgenden Geschichte geschildert wird.

Unter den Einwanderern, die im Jahre 1844 aus der alten Heimath nach diesem Lande kamen, war auch Johann Stephan Schaller, geboren am 1. Februar 1801 zu Sachsenhausen im Fürstenthum Waldeck. Derselbe erlernte in seiner Heimath die Steinmaurerei und betrieb auch eine Gastwirthschaft. Zu Sachsenhausen trat er mit der ebenfalls dort geborenen Friederike Krummel in die Ehe; da die Frau nach einigen Jahren starb, so ging der Mann eine zweite Ehe ein, mit Elisabeth Leser, gebürtig aus Minden. Im Jahr 1844 kam, wie schon gesagt, die Familie in dieses Land; die Reise über das Meer nach New Orleans dauerte elf Wochen. Den Mississippi herauffahrend, landeten sie in dem 12 Meilen südlich von Quincy gelegenen Marion City in Missouri. Der Ort war nach einem großartigen Plane angelegt und sollte nach der Meinung der Gründer eine große Stadt werden, doch hatten sie die Rechnung ohne den Vater der Ströme gemacht, denn dieser stieg mit der Zeit gewaltig und setzte Alles unter Wasser.

Johann Stephan Schaller und Familie zogen über Land nach Palmyra, dem Countysitz von Marion County, wo der Genannte bald ein Landstück erwarb und sich dem Ackerbau widmete. Es wurde in jenen Tagen viel Hanf gezogen, der gebrochen, in Ballen gepackt und über Land nach Marion City transportirt wurde, um auf Dampfboote geladen und weiter gesandt zu werden. Da die Söhne mit der Zeit die Farm verließen, so verkaufte Schaller das Land und zog nach dem 10 Meilen nördlich von Quincy gelegenen LaGrange, Lewis County, Missouri, wo er sich wieder der Steinmaurerei widmete, bis er am 18. Februar 1857 starb; die Frau schied gegen Ende der Fünfziger Jahre aus dem Leben.

Wilhelm Schaller, geboren am 11. Januar 1823 in Sachsenhausen, der älteste der Söhne, welche mit den Eltern nach diesem Lande gekommen waren, zog sofort nach der Ankunft der Familie nach La Grange, wo er mit Elisabeth Hetzler in die Ehe trat; die Frau war aus Minden gebürtig. Jahre lang widmete sich Wilhelm Schaller dem Metzgergeschäft mit großem Erfolge. Kurz vor dem Ausbruch des Rebellionskrieges vertauschte er sein Geschäft gegen eine Farm an der Mill Creek in diesem County, wo er bis nach dem Kriege dem Ackerbau oblag, und dann nach Marion County, Missouri, zog, wo er 12 Meilen nordwestlich von Palmyra der Landwirthschaft nachging. Der Mann starb am 5. November 1884, die Frau schied am 20. Mai 1904 aus dem Leben. Der älteste Sohn, Wilhelm, zog nach New Mexico; die Söhne Heinrich, Carl, Georg, Johann und Reinhold, betrieben sämmtlich Ackerbau in Marion County. Die Töchter, Elisabeth und Friederike, wohnen in Marion County, Mo.

Der am 20. Juli 1834 zu Sachsenhausen

geborene Friedrich Schaller, der zweite Sohn von Johann Stephan Schaller, war mehrere Jahre dem Vater in der Landwirthschaft behülflich, und zog dann während des Goldfiebers im Jahre 1849 über die Ebenen nach Californien, wo er zwei Jahre zubrachte. Die Heimreise mit dem Segelschiffe „Yankee Blade" antretend, scheiterte dieses und Friedrich Schaller verlor seine ganze Habe. Schließlich heimgekehrt, zog er nach La Grange und trat dort mit Anna Maria Frohn in die Ehe; die Frau war am 20. September 1836 zu Oberdorba, Thüringen, geboren, und im Jahre 1844 mit ihren Eltern nach Quincy gekommen.

Nun ereignete es sich im Jahre 1859, daß in einer Nacht elf Negersklaven ihre Flucht bewerkstelligten, nach Illinois entkamen, und hier vermittels der sog. „Untergrund-Eisenbahn" weiter befördert wurden, ihre Freiheit erlangten. Es war dieses kurz vor dem Kriege, und die Wogen der Leidenschaft, welche in Verbindung mit der Controverse über die Sklavereifrage hoch gingen, hatten manche Greuelthat im Gefolge. Der Verdacht, bei der Flucht der elf Sklaven behülflich gewesen zu sein, lenkte sich auf Friedrich Schaller, der damals eine Wirthschaft in La Grange betrieb. Eine Anzahl Prosklavereileute erschienen zur Nachtzeit bei der Wohnung des Genannten, holten ihn aus dem Hause und schleppten ihn in den Wald, wo das Vehmgericht begann. Es wurde ihm der Vorwurf gemacht, er habe den entflohenen Sklaven zur Flucht verholfen. Schaller betheuerte seine Unschuld, aber das half ihm nichts; in brutaler Weise wurde der Unglückliche bis auf's Blut gepeitscht und halb todt liegen gelassen, mit der Weisung, das County und den Staat zu verlassen, wenn ihm sein Leben lieb sei. Mit vieler Mühe gelangte der schändlich Mißhandelte nach Quincy, wo er bei Verwandten Aufnahme und Pflege fand, bis seine Wunden geheilt waren. Friedrich Schaller blieb dann hier, bis zum Ausbruch des Rebellionskrieges im Jahre 1861, und trat beim ersten Aufrufe des Präsidenten Lincoln sofort in die Armee, zunächst in den Dreimonats-Dienst, im 10. Illinois Infanterie-Regimente, das in Cairo stationirt wurde. Dann trat er in Co. A, 27. Illinois Infanterie-Regiment, wurde Sergeant und diente bis Ende des Krieges. Nach dem Kriege betrieb er hier eine Großhandlung in Likören, bis er am 8. Dezember 1879 starb; die Frau schied am 1. Mai 1886 aus dem Leben. Ein Sohn, Friedrich, lebt im fernen Westen; eine Tochter, Frau Sadie Agnew, in St. Louis.

Georg Schaller, der jüngste der Söhne von Johann Stephan Schaller und Frau, erblickte am 18. Februar 1844 in Sachsenhausen das Licht der Welt und kam mit den Eltern nach diesem Lande. Als er groß genug war, half er dem Vater auf dem Lande, kam später nach Quincy und erlernte hier das Klempnerhandwerk. Beim Ausbruch des Krieges im Jahre 1861 trat er in Co. E, 50. Illinois Infanterie-Regiment, und diente etwa ein Jahr, worauf er infolge eines Leidens, das er sich im Dienste zugezogen, entlassen wurde. Am 24. Januar 1867 trat er mit Pauline Dingeldein in die Ehe, einer Tochter des alten Pioniers Sebastian Dingeldein. Viele Jahre ging er hier der Klempnerei nach, betrieb dann 20 Jahre lang ein eigenes Klempnergeschäft und ist nun im Ruhestand. Ein Sohn, Georg, ist in Denver, Colorado, in einer großen Eisenwaarenhandlung thätig; der andere Sohn, Albert, steht zu Des Moines, Iowa, in Diensten der R. D. Dun Mercantile Agency.

Der am 29. September 1807 in Waldeck geborene Heinrich Berghöfer kam im Jahre 1844 nach Palmyra und trat dort am 26. März 1845 mit Henriette Schaller in die Ehe; die Frau war am 31. März 1826 in Sachsenhausen, Waldeck, geboren,

als Tochter von Johann Stephan Schaller und dessen Frau Friederike, geb. Krummel, und im Jahre 1844 nach Palmyra gekommen. Heinrich Berghöfer war Jahre lang Ingenieur in der ersten Mahlmühle zu Palmyra und schied am 9. März 1895 aus dem Leben; die Frau starb am 13. August 1906. Wilhelm Berghöfer, der älteste Sohn des obengenannten Ehepaares, kam zu Anfang der Sechziger Jahre nach Quincy und erlernte hier bei seinem Onkel Christoph Dasbach das Klempnerhandwerk, in welchem Fache er viel Geschick bewies, mit Erfolg gekrönt wurde und seit Jahren ein eigenes Geschäft betreibt, zur Herstellung von allerlei Arbeiten in Blech, Eisenblech, galvanisirtem Eisen u. s. w., eine Anzahl Arbeiter beschäftigend. Seine Brüder Heinrich, Eduard und Jacob erlernten sämmtlich das Klempnerhandwerk. Heinrich hat sich vom Geschäft zurückgezogen und lebt in Quincy; Eduard arbeitet in der Fabrik seines Bruders; und Jacob betreibt ein Klempnergeschäft in Palmyra.

Im Jahre 1848 kamen Caspar Dittmeyer, geboren im Jahre 1818 in Bayern, und dessen Frau Eva, geb. Klebenspieß, ebenfalls aus Bayern gebürtig, aus Bedford, Pennsylvanien, nach diesem County, und ließen sich an der Mill Creek in Melrose nieder, wo Dittmeyer viele Jahre lang Ackerbau trieb, bis er im Jahre 1880 starb; die Frau schied im Jahre 1888 aus dem Leben. Johann Dittmeyer, ein Sohn des Ehepaares, geboren am 3. April 1844 zu Bedford, Pa., und mit den Eltern nach diesem County gekommen, siedelte später nach dieser Stadt über und diente an der Polizeimacht. Dann zog er wieder nach Melrose und widmete sich Jahre lang der Landwirthschaft, bis er am 23. März 1908 starb. Seine Frau lebt noch hier, sowie die Söhne Casper, Johann, Eduard und Franz in dieser Stadt, und die Töchter, Frau Franz Ohnemus in Ellington, Frau Georg Geiger und Frau Otto Rothgeb in Quincy, und Frau Johann Rezinsky in Chicago.

Johann Heinrich Heitland, geboren am 11. März 1814 zu Heepen, nahe Bielefeld, Westfalen, erlernte in der alten Heimath die Leinenweberei. Dort trat er mit Henriette Pankoke in die Ehe. Im Herbst des Jahres 1852 wanderte die Familie aus und kam über New Orleans nach diesem Lande. Die Reise über See dauerte 9 Wochen; das Reiseziel war Quincy und trafen sie hier am 25. November ein. Drei Tage nach der Ankunft in dieser Stadt starb Johann Heinrich Heitland infolge von Lungenentzündung, die er sich auf der Reise zugezogen. Die Frau, ebenfalls im Jahre 1814 geboren, starb im Jahre 1863 zu Liberty in diesem County. Der am 25. Januar 1845 in der alten Heimath geborene Heinrich Heitland, der Sohn des obengenannten Paares, erlernte hier bei Friedrich Reinecker die Bauschreinerei. Während des Krieges diente er im 148. Illinois Regiment. Nach dem Kriege widmete er sich wieder seinem Fache und betreibt er nun eine ausgedehnte Handlung in Kamingesimsen, Feuergittern, glasirten Ziegeln für Fußböden u. s. w. Die Söhne John und Jesse sind mit dem Vater im Geschäfte. Eine Tochter von Johann Heinrich Heitland lebt zu Fontanelle, Nebraska, nämlich Frau Christine Ruwe; eine andere Tochter, Frau Hannah Liebig, lebt in Quincy.

In dem 10 Meilen nördlich von Quincy gelegenen Städtchen La Grange, Lewis County, Missouri, starb am 14. August 1909 ein Mann, dessen Geschichte nicht der Vergessenheit anheimgegeben werden sollte, nämlich Louis Friedrich Koch, geboren am 7. November 1844 zu Schwieberdingen, bei Ludwigsburg, im Königreich Württemberg. Sein Großvater hatte die Universität Berlin absolvirt und stand an der Spitze einer Erziehungsanstalt in Württemberg. Sein Vater Wilhelm Koch

erhielt eine seminaristische Ausbildung und bereitete sich auf das Predigtamt vor, als er sich entschloß, mit seiner Familie nach Amerika auszuwandern und sich hier dem Kaufmannsgeschäft zu widmen. Im Jahre 1853 kamen sie nach Iowa City, Iowa, einer damals dünn besiedelten Gegend. Im Jahre darauf zogen sie nach Muscatine, Iowa, wo sie bis zum Jahre 1856 blieben, dann das Geschäft ausverkauften und ein Landstück in Scott County, Minnesota, erwarben. Indianer hausten dort in Menge und erwiesen sich feindselig gegen die Weißen; auch waren die Winter äußerst strenge. Infolgedessen entschlossen sie sich, nochmals zu wandern, und kamen sie im Frühjahr 1859 nach Canton, Lewis County, Missouri, wo sie sich fünf Jahre lang dem Kaufmannsgeschäft widmeten. Endlich, im Jahre 1864, kamen sie nach La Grange, wo sie bis zu ihrem Tode blieben.

Als Louis Friedrich Koch 17 Jahre alt war, zu Anfang des Bürgerkrieges, wo Alles drunter und drüber ging, besorgte er eine wichtige Mission für Oberst Woodward von der Unionsarmee. Im Jahre 1866, als er im Alter von 22 Jahren stand, wurde er Enrolling Clerk des Senates der Missourier Legislatur. In den Jahren 1868 bis 1870 war er Clerk des Comites für Innere Verbesserungen im Repräsentantenhause der Legislatur von Missouri, und Clerk des Comites für Mittel und Wege, Banken und Corporationen und Innere Verbesserungen im Senate der Legislatur. In den Jahren 1871 und 1872 war er Clerk des Comites für Rechnungen im Repräsentantenhause. Acht Jahre lang war er in der Eigenschaft als Protokollführer in der Legislatur von Missouri thätig.

In der Verwaltung der Stadt La Grange diente er wiederholt als Stadt-Clerk, Mayor, Mitglied des Stadtraths, Stadtanwalt, Stadtschatzmeister und Auditor.

Im Jahre 1869 war Louis Friedrich Koch mit Elisabeth Werly (Wehrle) in die Ehe getreten. Die Frau starb am 3. Juni 1883. Zwei Söhne, Victor, Zahnarzt in Joplin, Mo., sowie Edgar, Juwelier in La Grange, Mo., sowie eine Tochter, Clara May, in La Grange, leben noch.

Immer weitere Lücken reißt der Tod in die Reihen der Mitglieder der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois zu Quincy, wie aus Folgendem ersichtlich:

† Wilhelm Eber — Quincy. †

Am 6. April starb Wilhelm Eber, ein treuer Freund und Befürworter aller deutschen Bestrebungen in diesem Lande, und als solcher auch vom Anfang an ein enthusiastisches Mitglied der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois. Geboren am 20. Juli 1829 zu Unterrodach, Bayern, war der nun Verstorbene schon im Jahre 1849 nach diesem Lande gekommen, zunächst nach Pennsylvanien, wo er geschäftlich thätig war, bis er im Jahre 1856 nach Quincy kam. Hier betrieb er viele Jahre eine Handlung in allerlei Sämereien und war eine Autorität in seinem Fache. Der Dahingeschiedene hinterläßt seine Gattin, zwei Söhne, Wilhelm und Eugen, und fünf Töchter, Emma, Sadie, Sophie, Frieda und Nellie. Mit Wilhelm Eber ist ein guter Deutscher dahingeschieden, eine ideal veranlagte Natur, ein Mann, der in allen Kreisen der Bevölkerung hochgeachtet war. Sein Dahinscheiden ist auch ein Verlust für die Deutsch-Amerikanische Historische Gesellschaft von Illinois.

† Johann B. Schott — Quincy. †

Am 6. Mai schied Johann B. Schott aus dem Leben, ein Mann, dessen Name in der Geschäftswelt dieser Stadt einen guten Klang hatte. Geboren am 23. März 1833 in Kronach, Bayern, erlernte er in der alten Heimath die Gerberei und kam im Jahre 1852 nach diesem Lande, wo er sich zunächst in Cincinnati niederließ und dort bis 1856 seinem Handwerk oblag. Mitte Mai des

genannten Jahres kam er nach Quincy, übernahm hier die von dem alten Pionier Franz Schleich gegründete Gerberei und hatte, dank seiner Energie, großen Erfolg in dem Unternehmen. Dann gründete er eine Handlung in Lederwaaren, verbunden mit einer Fabrik zur Herstellung von Pferdegeschirr jeder Art, welches Geschäft eine große Ausdehnung gewann. Der Dahingeschiedene hinterläßt seine Wittwe Adolphine, geb. Schleich, drei Söhne, Johann, Adolph und Robert, sämmtlich im Geschäft, das vom Vater gegründet wurde, und drei Töchter, Frau Antonie Wolf, Frau Julie Lauter und Frl. Emma Schott. Mit Johann B. Schott ist ein Mann aus dem Leben geschieden, der für alle deutschen Bestrebungen eine offene Hand hatte, und von Anfang an ein treues Mitglied der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois war.

Heinrich Bornmann.

Der Sängerbund von Philadelphia.*)

Von Christian Lang.

Von Christian Lang.
Das, was du je vollbracht
Und was dir je gelungen,
Was dich stolz-froh gemacht,
Vergangen ist's, verklungen,
Doch besser, früh zu sterben
Als lange nutzlos leben,
Hast du nur zu vererben
Ein thatenreiches Leben.

Nach mehreren vorhergehenden Versammlungen und Besprechungen gründeten etwa achtundzwanzig Mitglieder des deutsch-amerikanischen Arbeitervereins am 18. Oktober 1849 im Lokal des Herrn Gebhard, Ecke der Vierten und Woodstraße, einen Gesangverein mit dem Namen Sängerbund des Arbeitervereins, aber bald darauf einfach Sängerbund. Als er nach fünfzigjährigem Bestehen sich am 3. Oktober 1899 dem Gesangvereine Harmonie anschloß, lebten von den Gründern noch Friedrich Oldach, Wilhelm Bökel, Hugo Sebald, Carl Rosenthal und Ignatz Kohler, die aber seitdem einer nach dem anderen zur großen Armee abberufen wurden.

Am 29. desselben Monats nahm er die von einem Komitee verfaßten Statuten an und beschloß, den Musiklehrer Hund als Dirigenten des Vereins mit einem Jahresgehalte von fünfzig Dollars und einem Benefizconcerte anzustellen.

Am 1. November begann er dann seine Thätigkeit damit, daß er seine ersten Beamten in den Herren Otto Maas als Präsident, Georg Mohr als Vice-Präsident, Friedrich Oldach als Sekretär und Hugo Sebald als Schatzmeister erwählte und die Gesangübungen, für die jeder Dienstag und Freitag Abend bestimmt wurde, ihren Anfang nahmen. Mit dem Motto: „Nicht, daß wir singen sondern was wir singen, macht uns stolz und froh", führte er die Bestimmungen seiner Nebengesetze, den Besuch der Singstunden und die Einhaltung der Pflichten seiner Mitglieder betreffend, streng aus, was im Anfang einen öfteren Wechsel der Beamten verursachte, aber nicht verhinderte, daß er am Abend des 31. Dezember schon ein Concert, verbunden mit einem Balle, in dem prachtvollen Saale des Assembly Building, Ecke der Zehnten und Chestnutstraße, abhalten konnte, das, als Beweiß ernsten Strebens, großen Erfolg hatte.

Wie bekanntlich aller Anfang schwer ist, besonders bei einem Gesangvereine, der

*) Aus „Mittheilungen des Deutschen Pionier-Vereins von Philadelphia. 17. Heft, 1910.

nicht mit einem silbernen Löffel im Munde geboren, so hatte auch der Sängerbund in dem gezwungenen öfteren Wechsel der Lokale, Anschaffung von Musikalien und anderen nothwendigen Gegenständen, in der ersten Zeit seines Bestehens einen harten Standpunkt zu überwinden, aber der Ernst seines Strebens und die Liebe und das Interesse seiner Mitglieder für die Sache half auch hier vieles aus dem Wege zu räumen, so daß er sowohl in seinen Leistungen als in der Zunahme der Mitglieder in einer Weise gedieh, die eine gute Zukunft in Aussicht stellte. Es ist nicht leicht in die Einzelheiten der inneren Thätigkeit eines Vereins einzugehen und hat für die Außenwelt auch kein besonderes Interesse. Es sei deshalb hier nur bemerkt, daß der Sängerbund in den folgenden Jahren nicht allein für sein eigenes Wachsen und Gedeihen arbeitete, sondern sich auch in dieser Zeit bei allen vorkommenden öffentlichen Angelegenheiten, die die Mitwirkung der Gesangvereine in Anspruch nahmen, betheiligte und stets in den ersten Reihen zu finden war.

Als damaliger drittältester Verein nahm er bei dem im Juni 1850 abgehaltenen, ersten allgemeinen Sängerfeste des Nordöstlichen Sängerbundes in Philadelphia, bei welchem ein bleibender Verband aller Vereine beschlossen wurde, die ihm gebührende Stellung ein. Im Monat August desselben Jahres weihte er seine von den Damen der Mitglieder gestiftete erste Fahne mit dem eingestickten Motto mit entsprechenden Feierlichkeiten ein. Dem im Jahre 1851 abgehaltenen zweiten allgemeinen Sängerfeste in Baltimore wohnte er unter der Leitung seines damaligen Dirigenten Matthias P. Wolsieffer und vollzähliger Betheiligung seiner Mitglieder bei, und schloß bei dieser Gelegenheit engere Freundschaft mit dem Baltimore Sozialen Turnverein. Ebenso betheiligte sich der Verein im Jahre 1852 bei dem dritten Sängerfeste in New York, bei dem er nicht allein Gast des Schillerbundes war, sondern auch in freundschaftliche Beziehungen zu dem Teutonia Männerchor und dem New Yorker Turnverein trat. Bei diesem Feste gewann der erst wenige Monate vorher gegründete Junge Männerchor von Philadelphia mit dem Vortrage des Liedes „Wer nie sein Brot mit Thränen aß" den ersten Preis, der in einer seidenen Palmenschleife bestand.

Im Jahre 1853 wurde das vierte allgemeine Sängerfest wieder in Philadelphia abgehalten, wo die erwähnten Vereine von Baltimore und New York Gäste des Sängerbundes waren. Das fünfte Sängerfest in Baltimore, 1854, und das sechste in New York, 1855, nahmen die volle Thätigkeit des Vereins in Anspruch. Bei dem letzteren Feste wurde beschlossen, die Feste nur alle zwei Jahre abzuhalten, worauf das siebente erst wieder 1857 in Philadelphia und das achte 1859 in Baltimore stattfand.

In all diesen Jahren arbeitete der Sängerbund, trotz der wechselvollen und oft schlechten Zeiten, an seinem ferneren Blühen und Gedeihen, und die Einstudierung von Operetten und anderen bedeutenden Kompositionen, die er bei seinen jährlichen Festen und Concerten aufführte, zeugten von unermüdlichem Interesse für das deutsche Lied, wie er sich überhaupt bemühte, deutscher Geselligkeit, echter Freiheit, sowie allem Guten, Wahren und Schönen eine bleibende Stätte in unserem Adoptiv-Vaterlande zu verschaffen. Daß er nebenbei in den freundschaftlichsten Beziehungen mit allen andern Vereinen Philadelphias stand, ist ein Beweis, daß die Liebe zum Gesang sich auch in der Liebe der Sänger zu einander kundgiebt, und wenn auch manchmal Rivalitäten entstehen, so haben sie eher einen anspornenden Vortheil als übelwirkenden Nachtheil zur Folge.

Der im Jahre 1861 ausgebrochene Bürgerkrieg legte die Thätigkeit der Gesangvereine fast vollständig lahm; die Leier wurde mit dem Schwerte vertauscht, und

viele Sänger folgten dem Rufe des neuen Vaterlandes zur Erhaltung der Union. So griffen auch aus dem Sängerbunde mehrere Mitglieder zu den Waffen, und hat die Geschichte von ihnen zwei Oberstleutnants, einen Kapitän und mehrere Private zu verzeichnen. Aus dieser Zeit ist über Sängerangelegenheiten wenig Bemerkenswerthes zu berichten. Im Jahre 1862 ersuchte der Sängerbund den damaligen Sprecher der deutschen freien Gemeinde, Herrn Schünemann-Pott, die Militär-Hospitäler in Washington und Umgebung zu besuchen und den darin sich befindenden Kranken und verwundeten Deutschen, vorzüglich aber den Sängern, alle mögliche Hilfe und Erleichterung ihren Zustandes angedeihen zu lassen, welche Aufgabe dieser Herr sich auch mit aufopfernden Kräften unterzog, wobei der Sängerbund alle dadurch entstandenen Kosten aus seiner Kasse deckte. Als der Krieg sich seinem Ende nahte, wurde ein regeres Leben in allen Vereinen wieder fühlbar, so auch im Sängerbund. Er betheiligte sich an allen gemeinnützigen Unternehmungen, mildthätigen Concerten und Unterstützungen aller Art, die infolge des langen Krieges nothwendig geworden waren.

Im Sommer 1864 hielt die deutsche freie Gemeinde mit ihren Schulen eine Festlichkeit auf Engel und Wolfs Farm ab, zum Besten eines Fonds für den Ankauf einer Halle, wobei sie zwei Pokale stiftete, um die sich die Gesangvereine durch Stimmenabgabe bewerben konnten. Im ganzen wurden 35,204 Stimmen abgegeben, von denen der Sängerbund 11,935, der Turner-Sängerchor 11,459 und der Männerchor 10,145 erhielt, wonach den beiden ersten Vereinen die Pokale zuerkannt wurden, während die freie Gemeinde, da jede Stimme zehn Cents kostete, eine Einnahme von über 3500 Dollars erzielte.

In demselben Jahre wurde auch beschlossen, das durch den Krieg verschobene Sängerfest von 1861 im Jahre 1865 in New York abzuhalten, wodurch es nothwendig wurde, die ersten Vorbereitungen zu treffen. Da die erste Fahne des Vereins nicht mehr in einem Zustande war, um sie bei diesem Feste zu benutzen, so war die Anschaffung einer neuen die nächste Aufgabe für die Mitglieder. Dieselbe war nach angenommener Zeichnung auf ungefähr sieben, höchstens achthundert Dollars veranschlagt, kostete aber bei der Fertigstellung über zwölfhundert. Diese Summe zusammenzubringen, erheischte große Anstrengungen und viele Opfer seitens der Mitglieder und Freunde des Vereins. Mit dieser neuen Fahne wurde auch ein neues Motto angenommen, „Harret aus, nach Sturmes Braus sieget Wahrheit und Recht“, und auf der Fahne eingestickt. Die Einweihung wurde im Juni 1865 auf dem Schuylkill Falls Park mit einer großen Festlichkeit, zu der alle Gesangvereine von Philadelphia eingeladen waren, vollzogen. Als nächstes galt nun, die Festchöre und das von dem Ehrenmitgliede Wilhelm Fischer vorgeschlagene Preislied, Sturm und Segen von Kalliwoda, einzustudiren, sowie alle anderen nothwendigen Vorbereitungen für das Fest zu treffen. Der Sängerbund war dabei mit 66 aktiven Mitgliedern unter seinem Dirigenten Carl Gärtner vertreten und war Gast seines lang befreundeten Vereins Schillerbund von New York, für den er einen massiv silbernen Pokal als Freundschaftszeichen hatte anfertigen lassen. Er wurde mit einem Faß Wein überreicht, damit er in echter deutscher Sängerweise getauft werden könne, was auch in höchst gemüthlicher Stimmung geschah. Bei dem Preiskonzerte, an dem sich vierzehn Vereine betheiligten, fiel dem Sängerbund die erste Nummer im zweiten Theile des Programms oder Nr. 8 zu. Eine Kritik der Leistungen der Vereine erschien am Morgen nach dem Konzerte in einer der bedeutendsten Tageszeitungen New Yorks und

ist, so weit sie den Sängerbund betrifft, hier wiedergegeben: „Das Preissingen des neunten allgemeinen Sängerfestes fand gestern Abend vor einem sehr zahlreichen Auditorium statt, welches demselben in andächtiger gespannter Weise mit sichtbarem Interesse folgte. Das Innere der Academy of Music sowohl wie die Bühne entbehrte allen Schmuck, und hätte gerade bei dieser Gelegenheit viel zu der Stimmung des Publikums, sowie der Sänger beigetragen. Für diese Unterlassungssünde sollten dem Dekorationskomitee alle Kränze und Girlanden, welche bei dem Feste verwandt wurden, als Anerkennung übermacht werden, das heißt wenn sie verwelkt sind. — Bei der Besprechung über die Leistungen der preissingenden Vereine werden wir uns nicht nach der Reihenfolge des Programms, sondern nach dem Werthe der Kompositionen und deren Vorführung richten. Wir beginnen demnach mit Nr. 8, Sturm und Segen von Kalliwoda, gesungen von dem Sängerbund von Philadelphia. Ohne den Göttern auf Rhadamanthy's Stuhle irgendwie vorgreifen zu wollen, erkennen wir diesem Verein die erste Siegespalme zu. Diese Komposition ist eine der schwierigsten, die nur von Vereinen erster Klasse in ihrem hohen Werthe bemeistert werden kann. Die Weichheit der Tenöre, die Gewalt der Bässe, die Einheit im Ganzen in allen Koloraturen des Sturmes, der daraus entspringende Segen, das von erlöstem Drucke des Herzens entströmende Dankgebet und die Lobpreisung, die in unendlich schönen Tönen in dieser Komposition gemalt sind, übten einen gewaltigen Eindruck auf das Publikum, die Zuhörer waren wie bezaubert. Der Dirigent hatte seine Sänger in vollständiger Gewalt, und unter solcher meisterhafter Hand konnte nur so was geleistet werden wie dieser Verein es wirklich that, und dürfte es unter diesen Umständen den Preisrichtern nicht schwer werden, ihre erste Entscheidung zu treffen. Das präzise Eintreten der Sänger von beiden Seiten der Bühne, die überraschend schnelle Aufstellung derselben in einem Halbzirkel, sowie die Stellung des Dirigenten, das Gesicht den Zuhörern zuwendend, bewiesen eine taktvolle Aufmerksamkeit dieses Vereins dem Publikum gegenüber, was auch anscheinend von diesem gewürdigt wurde."

Die Entscheidung der Preisrichter erkannte dem Sängerbunde den ersten Preis zu und überließ ihm die Wahl zwischen einer prachtvoll gestickten Standarte und einem silbernen Pokale in der Weise, daß das von ihm gewählte als erster Preis gelten sollte. Durch Abstimmung auf der Festbühne entschied sich die Mehrzahl der Mitglieder des Sängerbundes für die Standarte, und er wurde dann als der mit dem ersten Preise gekrönte Verein mit vorangehender Musikkapelle auf dem Festplatze herumgeführt. Bei seiner Zurückkunft nach Philadelphia wurde der Verein von seinen passiven Mitgliedern und den Deutschen im allgemeinen überaus glänzend empfangen.

Innerhalb sechs Wochen nach dem Sängerfeste arrangirte der Verein das erste in Philadelphia gegebene große Sommernachtsfest auf dem Schuylkill Falls Park, mit prachtvoller Illumination und Vorführung eines sechs verschiedene Zeitalter umfassenden Umzugs in Kostümen, durch welche alle Perioden von den Minnesängern bis auf die Neuzeit charakteristisch dargestellt waren. Trotz der großen Ausgaben, die durch Leihung von Kostümen, Dekorationen, Gasilluminationen usw. entstanden, wurden sie durch die infolge des äußerst zahlreichen Besuchs erzielten, bedeutenden Einnahmen gedeckt, und das Fest konnte demnach in jeder Beziehung als ein großer Erfolg bezeichnet werden.

Ein ebenso bemerkenswerther Erfolg war der im Februar 1866 in der Academy of Music gegebene erste Maskenball, der mit der Aufführung von sieben verschiedenen

Abtheilungen begann, die durch den darin enthaltenen Witz und Humor bis auf den heutigen Tag ihres Gleichen suchen dürfte und die mit einem glänzenden Tableau schloß, das Erwachen Kaiser Rothbarts im Kyffhäuser darstellend, in welchem alle Sänger des Vereins in Ritterkostümen, auf einem aufsteigenden Felsen gruppirt, den großen Chor, „Wachet auf, ruft uns die Stimme des Wächters von der Zinne", vortrugen.

Im Juni 1866 besuchte der Sängerbund mit 28 seiner aktiven Mitglieder das erste New England Sängerfest in Providence, R. I. Für dieses Fest hatte es sich als Preislied die Komposition „Liebe und Gnade", ausgesucht und nebst den Festchören und einem Spezialchor einstudirt. Auch bei diesem Feste errang er sich die erste Anerkennung, die um so bedeutender war, als er mit nur einem Theile seiner Sänger nicht bloß mit den größten, sondern auch vollzählich erschienenen Vereinen erster Klasse von New York, Boston, Hartford und anderen Orten zu konkurriren hatte. Dieses Fest wird allen, die daran theilnahmen, eine unvergeßliche Erinnerung bleiben. Sein Aufenthalt in New York als Gast des Liederkranzes und des Schillerbundes auf der Durchreise, die gemeinschaftliche Bootfahrt von New York nach Providence und zurück, die vielfachen Auszeichnungen, die dem Verein von der besten amerikanischen Bevölkerung zutheil wurden, die freundschaftlichen Beziehungen mit dem Liederkranze von New York waren Erlebnisse, die stets unauslöschbar bleiben werden. Von diesem Feste zurückkehrend, wurde der Sängerbund von den Gesangvereinen und der Turngemeinde mit einem großen Fackelzuge empfangen und in seinem Lokal von dem Jungen Männerchor mit einer Serenade beehrt. Die Halle war von Dach bis zu Boden festlich dekorirt und mit zwei illuminirten Transparenten versehen, die die Namen der beiden preisgekrönten Kompositionen, „Sturm und Segen", „Liebe und Gnade", trugen.

Einer Einladung des New Yorker Liederkranzes zu ihrem Sommernachtsfeste zwei Wochen später leistete ein Komitee Folge, das sehr zuvorkommend aufgenommen wurde. In gleicher Weise hatte der Sängerbund zu seinem Sommernachtsfeste auf Smith's Island den Liederkranz eingeladen, welcher Einladung er auch in corpore nachkam und zum großen Theil bis zum nächsten Tage in Philadelphia verblieb. Bei diesen beiden Sommernachtsfesten war der Liederkranz von Providence in corpore als Gast in New York und durch eine Delegation in Philadelphia vertreten.

Das im Jahre 1867 abgehaltene zehnte allgemeine Sängerfest in Philadelphia erforderte umfassende Kenntnisse und große Arbeit der bedeutendsten Kräfte in allen Vereinen, und war dabei der Sängerbund in dem Exekutivkomitee durch mehrere Mitglieder in den wichtigsten Aemtern vertreten. Er hatte, außer seinen früher befreundeten Vereinen, auch den Liederkranz von New York zum erstenmal als Gast. Dieser Verein gewann mit dem Vortrage des Liedes "Wie kam die Liebe" den ersten Preis, eine schön gestickte Standarte, während der Hoboken Quartett-Club mit der Komposition „Licht, mehr Licht", den zweiten errang, einen großen silbernen Pokal, den ein Mitglied des Sängerbundes angefertigt hatte. Dieses Fest war dem allgemeinen Urtheil nach das schönste und größte aller bisherigen Feste, an dem auch ein großer Theil der nur englisch redenden Bevölkerung Philadelphias mit sichtbarem Interesse theilnahm.

Im Laufe der folgenden Monate hatten verschiedene einflußreiche passive Mitglieder und Beamten die Idee, ein eigenes Heim für den Verein zu erringen, ernstlich ins Auge gefaßt, und da ihnen die Offerte eines geeigneten Anwesens gemacht wurde, auch

schon Pläne zur Herbeischaffung des zum Ankauf nöthigen Geldes vorbereitet. Es bedurfte nur noch der Zustimmung des Vereins, allein die Mehrzahl der Mitglieder war aus verschiedenen Gründen dagegen, andernfalls wäre der Sängerbund der erste Gesangverein gewesen, sich des Besitzes eines eigenen Heims zu erfreuen.

Daß sich die Ansichten aber manchmal sehr schnell ändern, zeigte sich auch hier. Es herrschte damals eine Hallenepidemie in mehreren Vereinen, und so kam es, daß der Sängerbund, nicht lange nach jener Ablehnung, die Mobilien eines angeblich literarischen Clubs für 2000 Dollars ankaufte und die dazu gehörende Halle in der Racestraße zwischen der Zweiten und Dritten Straße mit einer Jahresmiethe von 1200 Dollars übernahm. In dieser Halle verbrachte der Verein die Jahre von 1868 bis Anfang 1882, um welche Zeit er sie aufgeben mußte, da der Eigenthümer des Gebäudes sie zur Vergrößerung seiner Fabrik nothwendig brauchte. Außer den verschiedenen Zimmern befand sich in dieser Halle auch ein Saal mit einer Bühne, wodurch es dem Verein möglich wurde, durch Aufführung von Konzerten, Operetten und anderen Festlichkeiten seinen passiven Mitgliedern und Freunden größere Vergnügungen zu bereiten, was freilich auch mit einer bedeutenden Vermehrung der Unkosten verknüpft war.

Im Juli 1868 besuchte der Sängerbund, mit mehreren anderen Vereinen von Philadelphia, das Sängerfest in Reading und wirkte in den Konzerten und bei andern Festlichkeiten mit. Im Herbste desselben Jahres widmente Herr William Horstmann, Senior, von der berühmten Firma William Horstmann & Co., den zum allgemeinen Sängerbund von Philadelphia gehörenden Vereinen eine prachtvolle Standarte als Bundesfahne. Sie wurde von dem Präsidenten der Vereinigung in Empfang genommen, und da er Mitglied des Sängerbunds war, diesem Verein zur Obhut übergeben.

Die Einstudirung mehrerer der schönsten Kompositionen von Tschirch erregte gelegentlich einer Singstunde eine enthusiastische Stimmung, so daß der Verein den berühmten Kapellmeister von Gera zu seinem Ehrenmitgliede erwählte und bei der Uebersendung des Diploms ihn auf das freundlichste einlud, die deutschen Sänger in den Vereinigten Staaten bei dem im Jahre 1869 stattfindenden elften allgemeinen Sängerfeste in Baltimore mit seinem Besuche zu beehren. In der Beantwortung dieser Einladung ließ der Komponist so zwischen den Zeilen durchblicken, daß er derselben sehr gerne Folge leisten würde, aber seine Verhältnisse ihm das für ihn sehr kostspielige Unternehmen nicht erlaubten. Da der Verein nun einmal A gesagt hatte, so konnte er nicht umhin, auch B zu sagen. Es wurde deshalb nach einer gründlichen Besprechung der Sache beschlossen, dem Herrn die volle Gastfreundschaft des Sängerbundes während seines Hierseins und die Tragung aller Reisekosten anzubieten, was er mit scheinbarem Vergnügen annahm.

Her Tschirch kam denn auch kurz vor dem Feste mit einem Bremer Dampfer in Baltimore an, wo ihn die dortigen Sänger einstweilen in ihre Obhut nahmen, bis ihn ein Komitee des Sängerbunds abholte und nach Philadelphia brachte, wo er von dem Vereine in würdiger Weise empfangen wurde. Während seiner Anwesenheit wurden ihm alle möglichen Aufmerksamkeiten erwiesen, und er wurde auf Wunsch des Herrn Wilhelm Fischer, seines früheren Schul- und Studiengenossen, in dessen Hause aufs beste aufgenommen. Nach dem Sängerfeste machte er auf Einladung mehrerer Mitglieder Abstecher nach Chicago und den Niagarafällen und andere kleine Ausflüge in die Umgebungen Philadelphias. Bei seinem Abschiede gab ihm der Verein ein sehr schönes Album mit den Photogra-

phien der Mitglieder, zum Andenken seines Besuchs, und veranstaltete in seiner Halle ein Benefizkonzert, in welchem die ersten und größten Vereine Philadelphias mitwirkten und es zu einem sowohl musikalischen als finanziellen Erfolge machten. Dem scheidenden Komponisten konnte dadurch noch eine schöne Summe als Taschengeld übergeben werden. Die freundliche und würdige Aufnahme durch die Sänger Amerikas, mit denen er in Berührung kam, wird ihm jedenfalls eine angenehme Erinnerung geblieben sein.

Diese verschiedene Unternehmungen, die nicht allein die umsichtsvolle Energie und Opfer an Zeit und Geld der Mitglieder forderten, sondern auch die Kasse des Vereins sehr in Anspruch nahmen, waren nur bei dem Aufschwunge möglich, den der Sängerbund in dieser Zeit erlebte, wo die Zahl seiner aktiven Sänger auf 76 und die der passiven Mitglieder auf nahezu 700 stieg, die größte Zahl, die damals ein Verein hatte.

Das zwölfte allgemeine Sängerfest, das im Jahre 1871 in New York abgehalten wurde, entpuppte sich mehr als ein Rückschritt denn als ein Fortschritt. Bei demselben traten die jahrelang bestehenden Mißstände, Unzufriedenheiten und Eifersüchteleien über die Entscheidungen der Preisrichter grell zu Tage, und die Folge war, daß kurze Zeit darauf der nordöstliche Sängerbund durch das Austreten vieler Vereine sich einstweilen stillschweigend zur Ruhe legte. Bei diesem Feste war der Sängerbund kein spezieller Gast seiner befreundeten Vereine, sondern hatte sich in einem großen Hotel einquartirt, in welchem er ihnen zum Abschied ein großes Bankett gab. Nach der Auflösung des nordöstlichen Sängerbundes zerfiel nach und nach auch der allgemeine Sängerbund von Philadelphia wozu noch eine Entscheidung über die Vertretung der Vereine, die allgemeines Mißfallen erregte, beitrug.

Im Jahre 1877 traten in dem Vereine zum erstenmale ernstliche Wirren ein. In den vorhergehenden Jahren hatte sich allmählich ein Element von nicht sehr wünschenswerthen aktiven Mitgliedern darin eingenistet, die mit ihren Ideen über die Vereinsleitung nach und nach Zwistigkeiten hervorriefen. Da der damalige Vorstand meistens aus diesen Mitgliedern bestand und diese mit ihren Ansichten nicht durchdringen konnten, so traten bei einer vorkommenden Meinungsverschiedenheit sämtliche Beamten, außer dem Schatzmeister, mit ihrem Anhange aus und gründeten einen neuen Verein unter dem Namen Sängerbund-Quartett-Club. Obgleich nun derartige Vorkommnisse das Wohl eines Vereins gewöhnlich nicht fördern, so war dieses Ausscheiden doch in diesem Falle eher vortheilhaft als nachtheilig für den Sängerbund.

Bei einem Ausfluge der Vereine Männerchor, Sängerbund, Junger Männerchor, Harmonie und anderer nach Reistles Sängerpark im Jahre 1879, wurde, bei einem gegenseitigen Besuche der Vereine auf dem Platze, im Kreise des Sängerbunds durch mehrere angesehene ältere Mitglieder der Vereine die Idee angeregt, nochmals einen Bund der Vereine Philadelphias zu bilden, um im Stande zu sein, wieder allgemeine Sängerfeste zu veranstalten. Diese Idee wurde ausgeführt, so daß schon 1880 eine Vereinigung entstand, die 1881 ein Lokal-Sängerfest auf Rising Sun Park abhielt und damit einen Ueberschuß von mehreren tausend Dollars erzielte. Da vorher beschlossen war, das der Reihenfolge nach in Philadelphia abzuhaltende dreizehnte Sängerfest in Jahre 1882 zu veranstalten, so konnten aus diesem Ueberschusse die ersten daraus erwachsenden Kosten bestritten werden.

Nach Beendigung der Leichenfeier eines verdienstvollen aktiven Mitgliedes im Februar 1881, an der sich viele ältere Mitglieder betheiligten, wurde bei dem darauf fol-

genden gemüthlichen Beisammensein der Wunsch laut, das im Juni in Chicago stattfindende zweiundzwanzigste Sängerfest des westlichen nordamerikanischen Verbandes mit einem fünffachen Quartett zu besuchen. Die daran theilnehmenden Sänger organisirten sich im Namen des Vereins, erwählten ein Komite zur Erledigung aller Angelegenheiten und Anmeldung bei der Festbehörde zur Theilnahme, die aufs zuvorkommendste mit einer freundlichen Einladung angenommen wurde. Nun galt es, nachdem die Fest-Gesanghefte eingetroffen waren, die Festchöre einzustudiren und alle mit einem solchen Feste verbundenen Vorbereitungen zu treffen, was angesichts der weiten Reise und großer Kosten keine kleine Aufgabe für das Comite war. Am Ostermontag Abend gaben diese Sänger zum Besten ihrer Kasse ein Konzert, bei dem sie die bereits einstudirten Festchöre vortrugen. Die Einnahmen des Konzerts, sowie die von vielen Mitgliedern gemachten Geldgeschenke den Beitrag des Vereins eingeschlossen, waren bestimmt, den Verein in Chicago in würdiger Weise repräsentiren zu können, ohne den Mitgliedern weitere, als die schon auferlegten Opfer aufzubürden. Wie bei dem Feste in Providence 1866, so war es auch diesmal nur ein Theil der Sänger des Vereins, die die Aufgabe hatten, denselben nicht nur in musikalischer Beziehung, sondern auch bei allen andern Gelegenheiten zu vertreten, und wie es die Pflicht aller Sänger war, that auch das fünffache Quartett seine Schuldigkeit in den Proben, Konzerten usw., vergaß aber dabei nicht, wie man sagt, das Geschäft mit dem Vergnügen zu verbinden. Mit mehreren seiner passiven Mitglieder, die den Verein begleiteten, und alten in Chicago wohnenden Freunden benutzte er jede freie Zeit, die Sehenswürdigkeiten der Stadt in Augenschein zu nehmen, Ausfahrten in Kutschen zu machen, Einladungen nachzukommen, so daß in einer Besprechung des Festes in der Illinois Staatszeitung unter anderem der Sängerbund von Philadelphia in der Weise erwähnt wurde, daß dieser Verein nicht nur zu singen, sondern sich auch aus dem Effeff zu amüsieren verstehe. Seine Leistungen außerhalb der Mitwirkung bei den Konzerten, Kommersen und dem Picknick der Festbehörden verschafften ihm eine Beliebtheit unter den Sängern und bewiesen, daß er als ein Verein erster Klasse bezeichnet werden konnte. Vor seiner Abreise von Chicago machte er einen Ausflug nach Milwaukee, besah die Sehenswürdigkeiten der Stadt, besuchte die dortigen berühmten Brauereien mit ihren Parks und trat dann, nach Chicago zurückkehrend, die Rückreise nach Philadelphia an. Hier wurde er von seinen andern Mitgliedern und Freunden in einer außerordentlich glänzenden Weise empfangen und von den Vereinigten Sängern Philadelphias mit eine Serenade beehrt, worauf zum Schluß ein Bankett für die Mitglieder und ein Kommers für die Vereinigten Sänger folgte.

Das dreizehnte allgemeine Sängerfest im Jahre 1882 verursachte der Festbehörde, neben großer Arbeit, Sorgen und Widerwärtigkeiten aller Art. Zu einer elfjährigen Pause, einer neuen Konstitution und neuen Regeln, um die Fehler und Mißstände der Vorgänger zu vermeiden, gesellte sich noch der Widerwille gegen diese neue Ordnung, nicht bloß bei auswärtigen Vereinen, sondern selbst in Philadelphia herrschte eine gewisse Unzufriedenheit in manchen Vereinen, so daß zwei der größten sich gar nicht an dem Feste betheiligten und dadurch Anfeindungen desselben reichliche Nahrung fanden. Trotz allen diesen Hindernissen ließ sich das Exekutivcomite in seinen Anordnungen nicht stören, sondern arbeitete desto unermüdlicher und hatte die Genugthuung, daß das Fest nicht nur in musikalischer Beziehung zufriedenstellend verlief, sondern auch einen finanziellen Ueberschuß erzielte, was bei den vorhergehenden Festen noch

nicht vorgekommen war. Bei diesem Feste war der Sängerbund ebenfalls in einem der wichtigsten Posten des Exekutivcomites und in anderen Comiteen durch Mitglieder vertreten, und hatte vier große auswärtige Vereine von Washington, Brooklyn und Buffalo als spezielle Gäste.

Im Jahre 1883 besuchte der Sängerbund in Gemeinschaft des Männerchors und Jungen Männerchors das dreiundzwanzigste Nordamerikanische Sängerfest in Buffalo, und 1885 das vierzehnte allgemeine Sängerfest des Nordöstlichen Sängerbundes in Brooklyn. Bei dem letzteren war er jedoch unzureichend vertreten, da inzwischen wieder Parteilichkeiten eingetreten waren, die durch den im Jahre 1883 erfolgten Wiedereintritt der Mitglieder des Sängerbund-Quartett-Clubs in den Mutterverein hervorgerufen wurden.

Im Sommer 1883 wurde von den Sängern Philadelphias ein Ausflug nach dem damaligen Schützenpark veranstaltet, und da sich der neue Bund* unter dem Namen Vereinigte Sänger von Philadelphia permanent organisirt hatte, so sah sich der Sängerbund veranlaßt, die seit 1868 in seiner Obhut befindliche Bundesstandarte in formeller Weise dem derzeitigen Präsidenten Edmund Wolsieffer zu übergeben, dessen Verein, der Männerchor, sie in Verwahrung zu nehmen hatte.

Die vorher erwähnten, wieder eingetretenen Uneinigkeiten, die den Verein in zwei Parteien spalteten, hatten zur Folge, daß, als bei einer Beamtenwahl, wo jede Partei Kandidaten aufgestellt hatte, der eigentliche Stamm der alten Mitglieder siegte, die sogenannte Rebellenpartei wiederum austrat und diesmal einen nuen Verein unter dem Namen Franz-Abt-Sängerbund gründete.

Wenn dieser Vorfall den Verein auch nicht in seinen Grundfesten erschüttern konnte, so erzeugen derartige Revolutionen doch finanzielle Nachtheile, die dem Wohl sehr im Wege stehen. Dessenungeachtet betheiligte sich der Verein abermals in Gemeinschaft der Vereine Männerchor und Arion an dem im Jahre 1886 in Milwaukee abgehaltenen vierundzwanzigsten Sängerfeste des nordamerikanischen Bundes, und im Jahre 1888 an dem fünfzehnten Sängerfeste des nordöstlichen Bundes, das in Baltimore stattfand. Bei dem letzteren war der Sängerbund schon nicht mehr so vertreten, wie er es von jeher gewohnt war.

In den Jahren 1889 und 1890, wo der Sängerbund seine Heimath in dem Lokale neben Taggs Männerchorhalle hatte, überließ der Verein seinen jüngeren Mitgliedern die Leitung in der Hoffnung, daß sie ihn tüchtig aufrecht erhalten würden. Da aber die meisten davon hier geboren waren und nicht den richtigen Antrieb und das nöthige Interesse besaßen, und natürlich auch nicht wie die älteren Mitglieder besitzen konnten, so wurde der Vergnügungssucht mehr gehuldigt als der Pflege des Gesanges. Es war deshalb nicht zu verwundern, daß im Anfang des Jahres 1891 die weitere Existenz des Vereins ernstlich in Frage kam. Bei einer dazu einberufenen Versammlung, zu der sich fast sämmtliche noch lebende alte Stammmitglieder und Unterzeichner des Vereins - Charters eingefunden hatten, wurde nach einer die Lage erörternden Debatte beschlossen, ein Comite von fünfen zu erwählen, die Mittel und Wege finden sollten, auf welche Weise dem Vereine geholfen werden könnte.

Die Mehrheit des Comites war dafür, sich aufzulösen und die Vereinseffekten dem Archiv der deutschen Gesellschaft zu übergeben, da aber unterdessen verschiedene Mitglieder des Männerchors sich bemühten, den Verein zum Uebertritt in den ihrigen zu

*) Dieser Bund wurde 1881 gegründet und er wählte am 20. Februar Wm. Künzel, den Dirigenten, und Wm. Mechelke, den Präsidenten der Harmonie, zu seinem Dirigenten und Präsidenten. C. F. H.

bewegen, so wurde dem Verein von dem Comite die Frage der Auflösung oder des Ueberganges zum Männerchor zur Entscheidung vorgelegt. Die Abstimmung ergab, daß die Mehrzahl sich dem Männerchor anzuschließen entschloß und das Comite beauftragte, die nöthigen Formalitäten zu besorgen. In diesen wurde vereinbart, daß aktiv zu aktiv und passiv zu passiv mit gleichen Rechten übertreten sollten. Der Sängerbund behielt sich jedoch vor, seinen Charter, seine Fahnen, Musikalien und die dazu gehörenden Schränke, Pokale und anderweitige Effekten, sowie seinen Namen in den Händen seines Comites zu belassen.

Dieser Anschluß war aber für beide Theile kein besonderer Vortheil, denn die übergetretenen Mitglieder fühlten sich nicht wohl und einer nach dem andern trat aus, so daß nur noch einzelne verblieben, welche sich auch vom Männerchor zurückzogen als bei einer 1893 improvisirten kleinen Stiftungsfeier die anwesenden früheren Mitglieder beschlossen, den Sängerbund wieder in Thätigkeit zu setzen. Das Comite benachrichtigte den Männerchor von diesem Beschluß und nahm die ihm gehörenden Effekten wieder in Besitz. In seinem neuen Lokale organisirte sich dann der Verein wieder durch Erwählung von Beamten, beschloß aber dabei, von der Theilnahme an öffentlichen Sängerangelegenheiten abzustehen und nur in seinem innern Wirken das Bestehen des Vereins zu bezeichnen. So verliefen dann die Jahre 1894, 1895 und 1896 nur in der Abhaltung kleiner Festlichkeiten und in gelegentlichen Gesangsübungen in aller Ruhe und Stille. Bei dem achtzehnten allgemeinen Sängerfeste in Philadelphia im Jahre 1897 betheiligte sich der Verein als solcher nur an dem Festzuge, wo von der Festbehörde seinen Mitgliedern in Kutschen, als Veteranen des zweitältesten Vereins, der ihnen gebührende Platz eingeräumt wurde. Obgleich bei diesem Feste nicht aktiv vertreten, betheiligten sich doch viele der Mitglieder an allen Festlichkeiten und nahmen den regsten Antheil an dem Gelingen desselben. Trotz der durch Errichtung einer großen Festhalle und anderen neuern Einrichtungen verursachten ungeheuren Kosten, hatte das Fest nach allen Richtungen einen hervorragenden Erfolg und erzielte durch die große Theilnahme an den Konzerten, Picnicks usw., einen überraschenden Ueberschuß.

Wie es aber einem immer thätig gewesenen Menschen ergeht, dem man alle Beschäftigung entzogen hat, so ging es auch dem Sängerbund. Ohne eine weiteren Zweck im Auge zu haben, wie er es stets gewohnt war, erlahmte bei den meisten Mitgliedern nach und nach das Interesse vollständig, wozu noch der Umstand beitrug, daß welche davon, wegen zunehmenden Alters, an einer regelmäßigen Thätigkeit nicht mehr theilnehmen konnten. So kam man allmählich zur Einsicht, daß es doch besser wäre, den Geist gänzlich aufzugeben, als ein längeres nutzloses Dasein zu fristen. In dieser Situation war es eines der ältesten Mitglieder, das beinahe von der Gründung an, mit seinen reichen musikalischen Kenntnissen, als ein echter Sänger von altem Schrot und Korn, ein wahrer Freund und Mann von Wort und That, treu, fest und unentwegt in glorreichen und sturmbewegten Zeiten zur Fahne gehalten hatte, die Anregung machte, ein von der Harmonie gemachtes Anerbieten, die noch lebenden Mitglieder des Sängerbundes für den Rest ihrer Tage in ihrem Kreise als willkommene Glieder aufzunehmen, in Erwägung zu ziehen, um auf einem oder andern Wege zum Entschluß zu kommen. In einer für diesen Zweck einberufenen Versammlung wurde nach eingehender Berathung beschlossen, dieses sängerfreundliche Anerbieten anzunehmen und den Anschluß zu veranlassen. Nach den wenigen Formalitäten, in denen vereinbart

wurde, die nicht mehr gesangsfähigen Sänger als Veteranen, alle andern aber als gleichberechtigte Mitglieder der Harmonie zu betrachten, hielt der Sängerbund mit noch vierzehn aktiven und fünfzehn passiven Mitgliedern, unter denen sich zwei Gründer die Herren Friedrich Oldach und Wilhelm Boekel, befanden, am Abend des 3. Oktobers 1899 seinen Einzug in die Halle der Harmonie, wo die Vereinigung in einer kleinen Feier zum Abschluß kam. Die noch vorhandenen Effekten des Sängerbunds wurden ohne Vorbehalt der Harmonie übergeben, in der Ueberzeugung, diese stummen Zeugen einer ruhmvollen Vergangenheit in Ehren gehalten zu wissen.

Mit diesem Akte schloß der Sängerbund seine Thätigkeit als Gesangverein ab, nach einem fünfzigjährigen Bestehen mit einer Vergangenheit, die nicht allein große musikalische Erfolge zu verzeichnen hat, sondern auch viele pietätvolle Handlungen, sowohl in seinem innern Kreise als nach außen zu, aufweisen kann, wo es galt zu helfen, und bei denen oft die linke Hand nicht wußte, was die rechte that. In fast allen Perioden hatte er über gute und in jeder Beziehung begabte, zuweilen ausgezeichnete Kräfte zu verfügen, die es möglich machten, solche Leistungen und Unternehmungen zu vollbringen. Zu Zeiten hatte er aber auch mit Elementen zu kämpfen, die bei seinen fortschrittlichen Bewegungen sich als das fünfte Rad am Wagen erwiesen, um ihm wo möglich von der Stufe zu verdrängen, zu der er durch seine jahrelangen Erfolge berechtigt war. Angesichts aller dieser schon erwähnten Mißstände, die den Verein immer mehr und mehr heimsuchten, war es deshalb der geeignetste Schritt, mit den sogenannten letzten Zehn sich einem ihm seit Jahren eng befreundeten und in den Prinzipien am nächsten stehenden Verein anzuschließen, mit dem Bewußtsein, die von seinen Gründern gestellte Aufgabe während seines Bestehens treu und redlich erfüllt zu haben.

Nicht, daß wir sangen, war's was stolz und froh gemacht,
Durch was wir sangen ward die That vollbracht,
Und hat geendigt auch der ernste Theil des Strebens,
Hast du zu deiner Zeit doch nicht gelebt vergebens.

Ferdinand Ernst.

Dokumentarische Feststellung seiner Niederlassung in Vandalia und seines Todes.

Durch Hrn. Oberst F. E. Peebles, seinen Enkel, sind die Geschichtsblätter in den Stand gesetzt worden, den Zeitpunkt der Niederlassung von Ferdinand Ernst und seiner Begleiter, und den seines Todes näher und sicherer festzustellen, als es in deren drittem Bande (Heft 1, S. 9, und Heft 2, S. 59) geschehen ist.

Oberst Peebles ist ein Sohn von Ernst's Tochter Auguste und Dr. Robert H. Peebles[1]), den sie am 1. März 1832 heirathete, wie aus folgender Anzeige hervorgeht:

Aus dem Illinois Intelligencer (Vandalia). 3. März 1832.

Getraut: Hierselbst am letzten Donnerstag Abend (1. März 1832) durch Rev. W. K. Stewart

[1]) Dr. Peebles starb am 15. April 1835.

Doctor Robert H. Peebles mit
Frl. Auguste Ernst.
Beide von hier.

Ueber den Zeitpunkt der Ankunft giebt folgende Notiz Auskunft, welcher offenbar die in Band 3, Heft 1, S. 9, veröffentlichte, im Niles Weekly Register, 16. Februar 1821, entnommen ist:

(Aus dem Edwardsville Spectator,
26. December 1820.)

Vorige Woche langte in Vandalia eine Gesellschaft von Männern, Frauen und Kindern, zusammen ungefähr 90 Personen, aus dem Amt Hildesheim im Königreich Hannover an. Diese Leute waren zur Auswanderung in dieses Land durch die Vorstellungen von Ferdinand Ernst veranlaßt worden, einen Herrn, der unsere Stadt im Sommer 1819 besucht hatte und so sehr davon, namentlich auch von Vandalia, das gerade dann als Sitz der Regierung angelegt und besiedelt wurde, eingenommen worden war, daß er dies zu seinem Wohnort erkor.

Nachdem er mehrere Grundstücke angekauft und Anstalten zu deren Abholzung und für Errichtung von Gebäuden [2]) darauf getroffen hatte, kehrte er nach seiner Heimath zurück, um seine Familie zu holen. Sehr viel mehr seiner alten Nachbarn waren begierig, ihn in dies freie und reiche Land zu begleiten, als ihm möglich war oder klug erschien, mit den Mitteln zur Uebersiedelung auszustatten. Die er mitgebracht hat, kennt er als ehrliche und fleißige Leute, — es sind Handwerker, Brauer und Farmer.

Als Hirten seiner kleinen Heerde hat Hr. Ernst einen lutherischen Geistlichen mitgebracht, der außer seinen geistlichen Pflichten die eines Lehrers der Jugend ausüben wird.

Diese Einwanderer können nur von allergrößtem Vortheil für Vandalia sein, und es steht zu hoffen, daß sie ihren Verpflichtungen gegen ihren unternehmenden Führer, dem sie hohen Dank dafür schulden, daß er sie aus einem Zustand der Erniedrigung und Armuth in ein Land der Freiheit [3]) und Fülle gerettet hat, getreulich nachkommen werden.

Den Zeitpunkt von Ernst's Todte stellt die folgende Anzeige fest:

(Aus dem Edwardsville Spectator.)
31. August 1822.
(in St. Louis Mercantile Library)

Gestorben: In Vandalia am 19. d. M.
Hr. Ferdinand Ernst
nach langer und schmerzvoller Krankheit.

Im Edwardsville Spectator vom 28. September 1822 erscheint die folgende Anzeige:

Oeffentlicher Verkauf.

Verkauf des beweglichen Eigenthums von Ferdinand Ernst, verstorben.

Am Donnerstag und Freitag, den nächsten 10. und 11. Oktober, wird auf der Farm des genannten F. Ernst, eine Meile südlich von Vandalia, alles bewegliche Eigenthum des verstorbenen Ferdinand Ernst, das aus Pferden, Kühen, jungen Ochsen und jungem Rindvieh, Patentpflügen und anderen Farmgeräthen, deutschen Kutschen- und Ochsenwagen, Hauseinrichtung, drei

---

[2]) Im Edwardsville Spectator vom 7. und 14. August 1919 findet sich folgende Anzeige:

Angebote

werden vom Unterzeichneten bis zum 18. d. M. in Herrn Wiggin's Wirthschaft in Edwardsville für die Errichtung eines Holzhauses in Vandalia, — zwei Stock hoch, 40 Fuß lang und 30 Fuß breit, entgegengenommen werden.
Ernst.

[3]) Wie es damals im Lande der Freiheit aussah, beweist die im gleichen Blatte enthaltene Anzeige:

Zu verkaufen:

Ein fleißiger Neger. Er ist 23 Jahre alt und hat noch 13 Jahre zu dienen; ist mit Landwirthschaft gut vertraut; ist ein ziemlich guter gewöhnlicher Schuhmacher, hat in einer Brauerei gearbeitet und besitzt einen guten sittlichen Charakter. Näheres beim Drucker.

Vollblut-Merino-Schafen, neuen feinen Tuchröcken und Hosen, Hemden, einer Menge feiner und gewöhnlicher Tischgedecken, Servietten, Porzellan- und Glaswaaren, eleganten Spiegeln, Wand- und anderen Uhren, Thermometern, Hydrometern und Fernrohren; einem eleganten Flügel-Piano, einem eleganten stählernen musikalischen Instrument, Clarinetten, Flöten, Trompeten, Geigen, Cellos, Baßgeigen etc., nebst einer großen und eleganten Anzahl von Noten, und anderen Artikeln, die zu erwähnen zu zahlreich sind, verkauft werden. Der Verkauf beginnt am Donnerstag, um 10 Uhr Vormittags, und wird von Tag zu Tag fortgesetzt, bis er vollendet ist. Bedingungen: 3 Monate für alle Summen über $5.00, bei genügender Scherheit. Darunter baar.

Vandalia, Illinois,
25. September 1822.

Elijah C. Berry,
William H. Brown,
Frederick Hollman,
Administratoren.

Aus diesen Notizen ist also mit Sicherheit zu ersehen, daß Ferdinand Ernst im August 1819 in Vandalia war, dort für den Bau eines Wohnhauses Contrakt abschloß, und wenige Tage vor Weihnachten 1820 zu dauernder Niederlassung dorthin zurück-zurückkehrte, sowie, daß er dort am 19. August 1822 gestorben ist.

---

† Friedrich Baare.

Der im März dieses Jahres in Hazleton, Pa., verstorbene Pionier wurde in Preußisch Minden an der Weser am 19. Juni 1823 geboren. Der Sohn eines Kaufmanns, widmete er sich auch in der alten Heimath verschiedenen Handelsgeschäften, nachdem er als Einjährig-Freiwilliger 1846 seiner Militär-Zeit genügt hatte.

1852 kam er nach New York und trat als Theilhaber in ein Seidenwaaren-Geschäft, welches sein Schwager etablirt hatte; lange Jahre hat er dann dem Seidenwaaren-Geschäft als Händler und Fabrikant seine Kraft und Geschicklichkeit in New York, Paterson und Philadelphia gewidmet. Vor etlichen Jahren zog er sich nach Hazleton, Pa., zurück und beschäftigte sich mit Forstwesen; er besaß eine große Arbeitsfreude und äußerte dieselbe als 87jähriger Greis bis in seine letzten Tage.

Auf dem Convent des National-Bundes in Cincinnati im Oktober 1909 wurde auf seine Anregung ein Ausschuß für Forstschutz eingerichtet, und obwohl er seines hohen Alters wegen nicht anwesend sein konnte, ihm doch der Vorsitz von Dr. Heramer übertragen. Sobald die übrigen Mitglieder des Comites ernannt worden waren, adressirte er an jedes Mitglied gewissermaßen eine Anrede — da er sie nicht mündlich halten konnte — geschrieben in 6 Quarto-Seiten und fügte derselben ein Verzeichniß von Büchern über Forstwesen hinzu, die er allmählich gesammelt hatte und welche er nun den einzelnen Mitgliedern zur Verfügung stellte. Dabei übersetzte er aus dem Forst- und Agricultur-Bureau in Washington, D. C., kommende gemeinnützliche Aufsätze, die er wieder in Abschriften an die Comitemitglieder sandte und welche durch diese dann an die deutschen Lokalblätter zum Abdruck gegeben wurden. So entwickelte er eine große gemeinnützliche Thätigkeit (er hat in früheren Jahren auch auf handelspolitischem Gebiete sehr erfolgreich gewirkt), zu der die Jungen mit Bewunderung aufblicken mußten. Kurz vor seinem Tode er-

hielt ich noch einen Brief mit einem Artikel. „Ich habe ihn fünf mal abgeschrieben" — schrieb er mir — „bitte um Beförderung an den „Ev. Herald", Kollege Knorr in Pittsburg ersucht auch um 1 Exemplar, 1 nach Wilkesbarre, 1 Philadelphia und 1 für Hazleton. Jetzt bin ich aber müde und sage gute Nacht, lieber Doktor." Der Brief datirt vom 9. März 1910, es war sein letztes Schreiben. Jetzt ruht er unter dem grünenden Rasen; ein starker, tüchtiger, deutscher Mann war der Verstorbene, den wir nicht vergessen wollen.

Dr. W. A. Fritsch.

Vom Büchertisch.

Deutsche Erde. Diese im Verlag von Justus Perthes in Gotha erscheinende, von Prof. Paul Langhans redigirte, der Erforschung des Deutschthums auf der ganzen Erde gewidmete treffliche Zeitschrift, enthält im zweiten Hefte des laufenden Jahrgangs wieder eine Reihe höchst werthvoller Artikel, darunter „Das Verbreitungsgebiet der deutschen Sprache in West-Ungarn" (Fortsetzung) mit Karte, von Dd. Richard Pfaundler, „Familienforschung als nationale Aufgabe im Ausland", von Dr. Ernst Devrient, „Das Deutchthum in Paris", von Prof. Dr. Heinrich Schoen, „Die deutsche Literatur zur allgemeinen Geschichte der Wolga-Kolonien", von Dr. Adolf Lane, „Deutsche Niederlassungen in Schweden", und eine Reihe von kleineren Artikeln. In den Berichten über neuere Arbeiten zur Deutschkunde sind längere Besprechungen der "History of German Immigration in the United States and successful German Americans and their descendants" von Georg von Skal, dem "The Life of Francis Daniel Pastorius, the Founder of Germantown", von Prof. Marion Dexter Learned, und den „Mittheilungen des deutschen Pionier-Vereins von Philadelphia" (Sekretär C. F. Huch) gewidmet.

The Pennsylvania German. Höchst interessante Mittheilungen bringt wieder das Juniheft dieser trefflich redigirten und reichhaltigen Zeitschrift. Hervorgehoben zu werden verdienen besonders die Artikel "Boehm's Chapel and the Pennsyivania Mennonites", und "Brother Albrecht's secret chamber, a legend of the ancient Moravian Sun inn at Bethlehem, Pa., and what came of it." Von großem Werthe sind die in dieser Zeitschrift stets enthaltenen genealogischen Nachrichten.

Deiner Sprache, Deiner Sitte,
Deinem Volke bleibe treu;
Steh' in Deines Volkes Mitte,
Was Dein Schicksal immer sei!

Das Buch der Deutschen in Amerika. Herausgegeben unter den Auspicien des Deutsch-Amerikanischen Nationalbundes, Philadelphia 1909.

Dies vorzüglich ausgestattete Werk, dessen Erscheinen für den zweihundertundfünfundzwanzigsten Jahrestag der Gründung von Germantown in Pennsylvanien in Aussicht genommen war, aber erst vor Kurzem fertig geworden ist, besteht aus einer Reihe werthvoller Special-Artikel. Es enthält außer dem Vorwort des Redakteurs, Max Heinrici, Artikel von Dr. C. J. Hexamer (Die Bedeutung der deutschen Einwanderung), Prof. Marion Dexter Learned (Deutsche Ideale in Amerika), nach Prof. Oswald Seidensticker und Prof. M. D. Learned (Die ersten deutschen Einwanderer, die Gründung Germantowns und Franz Daniel Pastorius), von Prof. A. H. Faust (Uebersicht über die Geschichte der

Deutschen in Amerika), Rudolf Cronau (Der Deutsche in den Kriegen der Colonialzeit und der Union), Wilhelm Kaufmann (Der deutsche Soldat im Bürgerkriege), die Deutschen in einzelnen Kolonien und Staaten nach oder von Pennypacker, Seidensticker, Huch, Rattermann, L. P. Hennighausen, Gustav Bender, C. W. Bentz, Prof. J. Hanno Deiler, Emil Mannhardt, Carl Gundlach; Religiöse, erzieherische und wissenschaftliche Bestrebungen (Die deutsche Kirche und Gemeindeschule von Pastor Georg von Bosse); deutsche Katholiken in Amerika, von Dr. Joseph Bernt; die deutschen Juden in Amerika, von Felix Gerson; Zwei Jahrhunderte deutschen Unterrichts in den Ver. St., von L. Viereck; 154 Biographien deutscher Lehrer und Universitätsprofessoren; deutscher Einfluß auf die Entwicklung der amerikanischen Medizin von Prof. Dr. John C. Hemmeter, Baltimore, mit 45 Biographien; Deutsch-Amerika und die Kunst (Maler, Bildhauer und Architekten, — Einfluß auf das Musikleben, — Dichtkunst, — Theater), die deutsche Presse, Journalisten, Deutsche im öffentlichen Leben, Handel und Wandel, die Deutschen in der Försterei; Deutsche Gesellschaften, Hospitäler und andere Wohlthätigkeitsanstalten; der Deutsche Römisch-Katholische Central-Verein; Deutsche Turner und Sänger; Nachträge; Der Deutsch-Amerikanische Nationalbund; und zum Schluß: Deutsch-Amerikanische Geschäftsleute und Fabrikanten.

Man sieht, das 974 Seiten umfassende Werk hat einen reichen und interessanten Inhalt, und wenn es auch das Thema nicht erschöpft und bei der Riesengröße des Feldes nicht erschöpfend sein konnte, so bildet es doch einen sehr werthvollen und willkommenen Beitrag zur Geschichte des Deutschthums in diesem Lande.

Der Ausstattung nach ein Prachtwerk, wird es für jeden Büchertisch eine Zierde sein, und sein Fehlen darin für jede deutsch-amerikanische Büchersammlung eine schlimme Lücke bedeuten.

Memoirs of Gustave Körner. 1809—1896. Life sketches written at the suggestion of his children. Edited by Thomas J. McCormack. Two volumes. The Torch Press. Cedar Rapids. Iowa. 1909.

Die Torch-Preß hat sich der schätzenswerthen Aufgabe unterzogen, die Selbst-Biographie Gustav Körner's, deren theilweiser Inhalt unsern Lesern durch H. A. Rattermann's Bearbeitung im ersten Hefte des dritten Jahrgangs dieser Zeitschrift bekannt gemacht wurde, durch deren vollständige Drucklegung (in zwei starken Bänden von 628 und 630 Seiten mit vollständigem Namens- und Sachregister) in der englischen Original-Niederschrift dem gesammten amerikanischen Volke zugänglich zu machen. Und indem sie und der von ihr mit der Arbeit betraute Herausgeber Prof. Thomas J. McCormack dadurch einem der bedeutendsten Deutsch - Amerikaner ein Denkmal gesetzt hat, verdient sie den Dank des gesammten Deutsch-Amerikanerthums.

Denn, mit Ausnahme von Carl Schurz, hat kein anderer eingewanderter Deutscher in der Geschichte des Landes eine so bedeutende Rolle gespielt und auf die politischen Entschließungen seiner Landsleute einen so großen Einfluß ausgeübt, wie Gustav Körner. Er war der politische Führer und als Publizist und Redner der Wortführer der deutschen Einwanderung von vor 1848 und auch noch später. Und diese Selbstbiographie, die bis zum Jahre 1886 reicht, und seit 1889 auf Andrängen seiner Kinder niedergeschrieben wurde, ist, wie Richter R. E. Rombauer in St. Louis in dem von ihm geschriebenen Vorwort mit Recht sagt, „ein so monumentaler Beitrag zur politischen, gesellschaftlichen und intellektuellen Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts, wie er selten aus dem Westen gekommen ist. Sie berichtet über die aufregen-

sten und bemerkenswerthesten Epochen zweier Welttheile. Sie spiegelt das nationale und das häusliche Leben zweier Völker mit der Lebendigkeit, Treue und Kleinmalerei fast eines Pepy's wieder, und verspricht unter den amerikanischen Memoiren der Heutzeit einen beneidenswerthen Rang einzunehmen.

Betreffs der politischen Bedeutung des Inhalts verweist die Vorrede auf folgende Thatsachen:

„Gustav Körner war sowohl ein persönlicher wie politischer Freund Abraham Lincoln's. Er war einer der Gründer der republikanischen Partei, Lincoln's Gesandter in Spanien, Mitglied der Gesetzgebung von Illinois, Mitglied des Obergerichts des Staates Illinois, Vizegouverneur von Illinois, ein Rechtsgelehrter und ein Schriftsteller von Ruf, der in seinem Staate wenige seines Gleichen hatte, als historische und juristische Bildung dort noch selten war; er war Vorsitzender des ersten republikanischen Staats-Convents von Illinois, mit Carl Schurz und Horace Greely im großen republikanischen Lincoln-Convente von 1860 Mitglied des Comites für die Beschlüsse. Und seine lebendige Erinnerung und Erzählung dieser großen Ereignisse, an denen er mitarbeitete, können kaum übertroffen werden. Wir wagen die Behauptung, daß in neuerer Zeit kein Werk erschienen ist, das so reiches Material für die lokale Geschichte des Mississippi-Thales und selbst in vieler Hinsicht für die Geschichte des ganzen Landes enthält."

Natürlich ist, aus oben angeführten Gründen, das Werk für die deutsch-amerikanische Geschichte in diesem Lande von ganz besonderer Bedeutung. Und wir können unsern Lesern nur herzlich anrathen, dasselbe zu erwerben und zu lesen. Es ist durch den Herausgeber in 53 Kapitel eingetheilt und mit zahlreichen Ueberschriften versehen, und wie nach Inhalt, so nach Ausstattung den hohen Preis ($10.00) völlig werth.

Geschenke für die Bibliothek.

Von **Manz Engraving Co.**, Chicago: Künstlerisch ausgeführter Kalender für die Monate April, Mai, Juni und Juli.

Von **Dr. H. H. Fick**, Cincinnati: Illustrirte Geographie von Nord- und Süd-Amerika, nach den neuesten und besten Quellen bearbeitet von Wilhelm Rapp, Philadelphia. John Weiß. 1857. 2. Auflage.

Neue Mitglieder.

Leopold Grand, Chicago.

☛ Das Oktober-Heft wird u. A. einen Artikel von Prof. Dr. A. B. Faust von der Universität Cornell über den Einfluß des deutschen Schulmeisters auf das amerikanische Schulwesen in der Colonialzeit enthalten.

☛ Die Office der Deutsch-Amerikanischen Gesellschaft von Illinois ist nach 809 Schiller Building, 103 Randolph Str., verlegt worden.

Inhalts-Verzeichniß.

Jahrgang 10.—Vol. X. October 1910. No. 4.—Heft 4.



Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter.

„Die Vergangenheit ist die Mutter der Gegenwart.
Wir säen für unsere Nachkommen.“

Vierteljahrsschrift.

Herausgegeben von der

Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois.

Preis per Jahr $3.00. — Einzelhefte $1.00.

Die Deutsch-Amerikanische Historische Gesellschaft von Illinois.

No. 809 Schiller Building, 109 Randolph Str.

Chicago, Jll.

Entered as Second Class Matter January 7, 1901, at the Post-Office of Chicago, Ill., under Act of July 16, 1894

Deutsch-Amerikanische Historische Gesellschaft
von Illinois.

Organized April 6, 1900.

Verwaltungsrath:

Für ein Jahr:	Für zwei Jahre:	Beamte:
H. Bornmann,	F. J. Dewes,	Dr. O. L. Schmidt, Präsident.
Otto Kieselbach,	Max Eberhardt,	F. J. Dewes, 1. Vize-Präs.
Dr. E. P. Raab,	E. W. Kalb,	Hy. v. Wackerbarth, 2. Vize-Präs.
H. v. Wackerbarth,	Dr. O. L. Schmidt,	Consul A. Holinger, Schatzmeister.
F. E. Habicht.	Otto C. Schneider,	Emil Mannhardt, Sekretär.
	Rudolf Seifert.	

Comites:

Finanz-Comite. — Dr. O. L. Schmidt, F. J. Dewes, Otto C. Schneider, A. Holinger.

Archiv-Comite. — Max Eberhardt, H. v. Wackerbarth, der Sekretär.

Comite für Historische Forschung.— H. v. Wackerbarth, Otto C. Schneider, Rudolf Seifert, Dr. O. L. Schmidt, Dr. Phil. H. Matthei, Fritz Glogauer, Dr. O. J. Roskoten, Peoria, Ill. H. Bornmann, Quincy; Wm. A. Meese, Moline; Otto Kieselbach, Mendota; der Sekretär.

Comite für Literarische Leitung.— Der Sekretär, der Präsident, H. Bornmann.

Druck-Comite. — Dr. Otto L. Schmidt; E. W. Kalb, A. Holinger.

C. M. Staiger Printing Co., 438 N. Clark Str., Chicago.

Entered as Second Class Matter January 7, 1901, at the Post-Office of Chicago, Ill., under Act of July 16, 1894.

Jahrgang 10. October 1910. Heft 4.



„Die Vergangenheit ist die Mutter der Gegenwart.
Wir säen für unsere Nachkommen."

(Für die Deutsch-Amerikanischen Geschichtsblätter.)

Der deutsche Schulmeister in der amerikanischen Geschichte.

Von Dr. A. B. Faust, Professor an der Universität Cornell.

Unter den Kulturwerthen, welche der Deutsche erschaffen, und siegreich auf andere Völker übertragen hat, nimmt das deutsche Schulwesen eine hervorragende Stellung ein. Auf allen Gebieten der Wissenschaft dringen bahnbrechend die Leistungen deutscher Denkkraft hindurch, und finden auch im praktischen Leben nützliche Anwendung. Frankreichs Niederlage im Krieg von 1870, Englands gegenwärtige Furcht vor der Machtentwickelung des deutschen Handels, führen zurück auf die Zucht, Ausdauer und Gründlichkeit des deutschen Schulmeisters. Es wäre daher seltsam, wenn mit den Strömen deutschen Blutes, das in die Adern des amerikanischen Volkes geflossen, nicht auch etwas vom lehrhaften Zug des Deutschen mit eingeflößt worden. In der That ist auch der deutsche Schulmeister in vielen Epochen der amerikanischen Geschichte zu entdecken, und wo er auftritt, ist die Tragweite seiner Wirksamkeit durchaus erkennbar. Seinen Spuren nachzugehen ist der Zweck folgender Untersuchung.

In der frühen Kolonialzeit erschien in den deutschen Kolonien ein Typus von Schulmeister, dessen Bedeutung nicht auf seine Schulweisheit gegründet, dessen Lehrstoff seltener aus den Büchern als aus dem Leben gegriffen war. Seine Lehre war ein Leitfaden zur Charakterbildung; Muth, fester Glaube, Selbstbehauptung, Sieg, waren die Grundzüge seiner Grammatik. Des Lehrers Einfluß beschränkte sich nicht auf die Jugend, seine Thätigkeit nicht auf die Schulstube. Mit seinen gewandteren Sprachkenntnissen war er der Dolmetscher seiner Landsleute inmitten der englischen Bevölkerung; seine schöne Handschrift war auf allen Urkunden zu lesen; war der Pfarrer abwe-

end, oder gar keiner im Orte zu haben, so vertrat der Schulmeister dessen Stelle, las am Sonntag aus einer Predigt vor, oder erklärte aus dem ewigen Texte der heiligen Schrift. Rathgeber, Seelsorger, Gründer und Anwalt der gesammten Kolonie, zog er sogar zum Schutz derselben an der Spitze seiner Landsleute gegen den Feind. So führte Johann Ulmer, Schulmeister von Waldoboro (Maine), als Hauptmann seine Mannschaften im Jahre 1745 gegen Louisbourg, das amerikanische Gibraltar, das nach längerer Vertheidigung von dem verbündeten Heere der Engländer und Kolonisten eingenommen wurde. Thomas Schley, der Führer einer deutschen Kolonie im westlichen Maryland, die 1745 Frederick Town gründete, wird in einem Bericht von Michael Schlatter gelobt, er sei der beste Lehrer, der ihm hierzulande vorgekommen, die Kolonie könne sich im Besitz eines solchen Mannes glücklich schätzen. Derselbe war der Ahnherr des Seehelden Winfield Scott Schley, und einer weitverbreiteten Familie im Süden. Jakob Holzklo war schon 1724 Lehrer und Stütze von Germantown, in Virginien, und nach den Berichten der Herrnhuter Missionare war er noch viele Jahre thätig. Unter allen aber leuchtet hervor Franz Daniel Pastorius, Gründer von Germantown in Pennsylvanien, der ersten deutschen Kolonie in Amerika. Mehrmals Bürgermeister, jahrelang Stadtschreiber, führte er mit Wort und That die Kolonie einem sicheren Wohlstand zu. Seine Feder schrieb im Jahre 1688 den Protest der deutschen Quäker gegen die Sklaverei, sein energisches Auftreten rettete die Kolonie von den Schwindeleien eines Sprögel. Als er mit William Penn die Rechte der Kolonisten auf ein zusammenhängendes Gebiet behauptete, kam ihm seine Rechtsgelehrtheit gut zu statten, wenn er auch später über sein unpraktisches Wissen in bittere Klagen verfiel, „nie hätten Physik und Metaphysik und die ganzen Aristotelischen Elenchi und Syllogismi je einen Wilden noch einen Unchristen zu Gott geführt, noch ein Stückchen Brot verdient.“ Als die Quaker 1698 in Philadelphia eine englische Schule einrichteten, wurde Pastorius als Hauptlehrer zugezogen, denn wenige seiner Zeitgenossen waren ihm an Fachwissenschaft und Sprachkenntnissen ebenbürtig. Vier Jahre später wurde in Germantown eine deutsche Schule gegründet und Pastorius als Schuloberhaupt eingesetzt. In dieser Stelle wirkte er etwa sechzehn Jahre lang zum Heil und Segen der deutsch-amerikanischen Nachkommenschaft, und führte seine „Nebenmenschen, sämmtliche Alte und Junge, zum gerechten Leben, geduldigen Leiden und seligen Sterben“.

Die Schulen der Kolonien standen im Allgemeinen nicht auf der Höhe, die Ansprüche des Volkes auf Bildung waren sehr gering. Wer in der Landessprache lesen und schreiben konnte, der hatte schon viel erreicht. Rechnen und Religionsunterricht waren die weiteren Erfordernisse zum Pionierleben, mehr könnte hemmen, denn im bittern Kampf um's Dasein strebte allein nach raschem Erfolg die jugendliche Kraft des heranreifenden Volkes. Schon damals mag der deutsche Lehrer mit der amerikanischen Jugend, einerlei ob von deutscher oder sonstiger Abstammung, auf einige ihm unerwartete Schwierigkeiten gerathen sein. Die Erfahrungen von Pastorius in der englischen Quaker-Schule geben davon Zeugniß.[1]) Die unbeugsame Zucht, die der Europäer in vielen Fällen schon im Elternhause hat kennen lernen, wirkt auf den amerikanischen Jüngling abstoßend und erweckt

[1]) Pastorius züchtigte einen Knaben, Israel Pemberton, der sich in einigen erhaltenen Briefen darüber beklagte. Cf. Learned, M. D., Life of Francis Daniel Pastorius, pp. 176-180. Philadelphia (Wm. Campbell), 1908. Cf. ferner: Learned, M. D., The Teaching of German in Pennsylvania, Americana Germanica, Vol. 11 (1898-1899), No. 2.

in ihm den Geist des Widerspruchs. Dennoch wird eine strenge Durchführung des Pensums verlangt, und der Mißerfolg der Schüler fällt auf den Lehrer zurück. Die goldene Mittelstraße fand Christoph Dock, der zwischen den Jahren 1714 und 1774 fast ununterbrochen die pennsylvanisch-deutsche Jugend heranbildete, ein Vorgänger Pestalozzi's in der Kunst, sich die Liebe der Schüler zu erwerben, und ihre Lust zum Lernen zu erwecken. Er ist der Verfasser einer „Schul-Ordnung", die, im Jahre 1750 niedergeschrieben, wohl das erste pädagogische Werk[2]), das auf amerikanischem Boden verfaßt und gedruckt worden ist. Die Veranlassung zu einer solchen Schrift gab Christoph Saur, der ältere, der die seltene Tüchtigkeit des Lehrers Christoph Dock erkannte, als derselbe mehrere Sommer hindurch in Germantown Schule hielt. Der Drucker und Zeitungsherausgeber Saur, obgleich einer anderen Sekte angehörig (er war Tunker), schickte seinen einzigen Sohn in die Schule des Mennoniten Dock. „Wie man einen Knaben gewöhnet, so lässet er nicht davon wenn er alt wird", meinte Saur, und hatte das Verlangen, den Schulunterricht im allgemeinen zu heben, indem er die vortrefflichen Maßregeln und Methoden Dock's in einer gedruckten Beschreibung zu verbreiten suchte. Den Widerstand Dock's ahnend, schrieb Saur recht diplomatisch an Dielman Kolb, er möge seinen intimen Freund Dock dazu bewegen, die Art und Weise niederzuschreiben, wie er Schule hielt, — „theils Gott zum Preiß, theils andern Schulmeistern zur Lehre", — „und dann die Eltern selbst zu berichten, wie man mit den Kindern zu verfahren hat, die man gerne was gutes lernen wollte, weil doch viele Eltern hier zu Lande ihre Kinder Noth halber selbst lernen (lehren) müssen." Es schreibt der jüngere Saur (Dock's Schüler) über den weiteren Verlauf: „So ließe sich's dann auch damals der werthe Freund Dock gefallen, solch Werk auszufertigen, da es aber fertig war, konte er sich nicht entschließen es dem Druck zu übergeben, aus einer gewissen Blödigkeit, daß es möchte angesehen werden als wolte er sich eine Ehren-Säule aufrichten, und möchte ihm zum Schaden gereichen, und um solcher Ursache wegen wolte er nicht, daß es bei seinem Leben solte gedruckt werden, und so blieb es neunzehn Jahre liegen, bis endlich einige Wohlwünscher des gemeinen Besten, ihn inändig bathen zu verwilligen, daß es in den Druck möchte gegeben werden; welches er dann zuletzt gethan, und wurde diese Schrift im vorigen Jahr zum drucken übergeben" (1769).

Einige Auszüge aus der „Schul-Ordnung" können als Beispiel von Chistoph Dock's tief durchdachter kinderfreundlicher Lehrmethode dienen: „Welche dann ihre Lektion wohl können, die bekommen mit Kreiden eine 0 auf die Hand, diß ist das Zeichen, daß er nichts gefehlt: die aber ihre Lektion nicht fertig können, so, daß die Fehler über 3 geloffen sind, solche werden zurück gewiesen, um die Lektion noch besser zu lernen, bis die Kleinen alle aufgesagt (ihr Pensum hergesagt) haben: kommt dann ein solcher und fehlet wieder so viel als 3, so wird es nur mit diesem Wort geoffenbahret an die Schüler, daß der 3 gefehlt: so ruffen alle über ihn aus, Faul! und alsdann wird sein Name aufgeschrieben. Betrifft nun dieses ein Kind, es mag auch sonst von Natur sein, daß es die Ruthe fürchtet oder nicht fürchtet, so weiß ich doch aus Erfahrung, daß dieser bloße Schall der Kinder ihnen weher thut, und sie mehr zum lernen antreibet, als wann ich ihm allezeit die Ruthe vorhalten und gebrauchen würde. Wann dann solches

[2]) Cf. The Life and Works of Christopher Dock, America's pioneer writer on education, with a translation of his works into the English language, by M. G. Brumbaugh (Superintendent of schools, Philadelphia). Philadelphia, Lippincott Co. 1908 With an introduction by the Hon. Sam. W. Pennypacker.

Kind, in solchem Fall Freunde in der Schule hat die es lernen (lehren) können und wollen, die wird es fleißiger besuchen als zuvor. Die Ursach ist diese: wird sein Name nicht ausgethan (ausgelöscht) des Tages bis die Schul zu Ende, so haben die Schüler Freiheit, des faulen Schülers Namen auch aufzuschreiben und mit nach Haus zu nehmen; findet sichs aber: daß das Kind künftig seine Lection wohl kan, so wird sein Name abermahls den Schülern bekant gemacht, und zu erkennen gegeben: daß es seine Lection wohl gekönt habe, und nichts gefehlt Alsdann rufen sie Fleißig! über ihn auß Wann dieses geschehen: so wird sein Name an der faulen Schüler-Tafel ausgelöschet; und die vorige Missethat ist vergeben."

„Wann er (der kleine Anfänger) das ABC ordentlich nacheinander sagen, und auch in der Probe alle verlangte Buchstaben mit dem Zeigfinger weisen kan, so thut man ihn ins Ab. Wann er dahin kommt, so ist ihm der Vater einen Pfennig schuldig, und die Mutter muß ihm zwei Eier backen vor seinen Fleiß."

„Ein Kind, das zu Hauß zu viel mit Schlägen tractirt wird, solches wird in der Schul nicht mit Schlägen zurecht gebracht, sondern noch mehr verdorben. Soll nun solchen Kindern etwas zur Besserung gereichen, so muß es durch andere Mittel geschehen. Was hartnäckige Kinder sind, die das Böse zu treiben keinen Scheu tragen, solche müssen mit scharffer Zucht-Ruthen heimgesucht, und darneben auch mit ernster Ermahnung aus Gottes Wort angesprochen werden, ob man dadurch etwa das Herz treffen möchte. Aber die Blöden und Dummen im Lernen, müssen durch andere Mittel gebessert werden, wodurch selbige so viel möglich freymüthiger gemacht, und sie die Lust selbsten zum Lernen antreibt."

Um im Schulzimmer Ordnung zu halten stellte der Lehrer Wächter an, die er nach der Reihe aus den Schülern wählte. Er führte ein System des gegenseitigen Beistandes im Lernen, und der Selbstregierung ein, das in den Schülern das Gefühl der Verantwortlichkeit erweckte, ein Prinzip des heutigentags mit vielem Erfolg in höheren Schulen angewandt wird. Ebenso vorgeschritten erscheint der Briefwechsel, den Dock zwischen seinen Schülern einführte. Er hatte nämlich zwei Schulen im Montgomery County, eine in Schipbach, die andere in Sollfort, und jede hielt er drei Tage in der Woche. Er ließ nun die Schüler der einen mit den Altersgenossen der andern korrespondieren, und wurde selbst ihr Briefbote als er von Ort zu Ort wanderte. Des Lehrers Handschrift war wie gestochen, und er zeichnete schön in Farben. Beide Künste kamen seinen Schülern zu gute, erstere übertrug er auf viele seiner Jünger, mit der zweiten belohnte er die Fleißigen. Wer einen Vogel oder eine Blume aus seiner Feder bekommen, schätzte sich glücklich. Christoph Dock hatte die Gewohnheit nach der Schulzeit einen jeden seiner Schüler in sein ernstes Gebet mit einzuschließen. Die Namenliste hatte er offen bei sich liegen. Eines Abends im Herbst 1771 war er nicht zur gewohnten Zeit nach Hause gekommen. Man fand ihn im Schulzimmer auf den Knien, seinem Amte treu bis in den Tod.

In Pennsylvanien waren vor 1750 thätig die Lehrer Hoecker, Boehm, Weiß, Stiefel, Hock, Leutbecker, aber auch mancher Pastor betheiligte sich am Unterricht und bemühte sich um das Wohl der Schulen, wie u. a. die Kirchenväter Mühlenberg und Schlatter, beide Schüler von Francke in Halle. Die Herrnhuter zeichneten sich bald durch ihre Schulen aus, ihre Erziehungsanstalten für höhere Töchter empfingen Schüler aus den besten amerikanischen Familien. Es hatte jede Sekte ihre Kirchenschulen, die wohl auf der Höhe ihrer Umgebung standen, nur daß sie öfters die englische zu gunsten der deutschen Sprache vernachlässigten. Den öffentlichen Schulen traten die Deutsch-Pennsylvanier zuerst feindlich ent-

gegen, die einflußreiche Zeitung Christoph Sauers sah darin eine Bedrohung des deutschen Volksthums, der deutschen Sprache und des Religionswesens der Sekten. Bis ins neunzehnte Jahrhundert dauerte dieser Argwohn fort, man scheute die Schulausgaben nicht, denn der wohlhabende Bauer empfand es als unwürdig auf Staatskosten die eigenen Kinder erziehen zu lassen. Hervorragende Amerikaner, wie Benjamin Franklin, wähnten nun in diesem Separatismus der Deutschen eine Gefahr, und ermöglichten die Gründung einer Hochschule, worin man neben der deutschen die englische Sprache als gleichberechtigt pflegen sollte. Es entstand daher im Jahre 1787 Franklin College, deren Sitz in der Stadt Lancaster, dem Herzen der alten deutschen Ansiedlungen, und deren tüchtige Lehrkräfte auf eine vielversprechende Zukunft deutete. Schon früher war an der Philadelphier Akademie, die sich später zur Universität von Pennsylvanien entwickelte, ein Professor der französischen und deutschen Sprache ernannt worden, nämlich Professor William Creamer (Krämer), der 1754—1771 diesen ersten amerikanischen Lehrstuhl der neueren Sprachen innehatte. Bei der Neugestaltung dieser Hochschule wurde 1779 eine Professur der klassischen Philologie gegründet, welche beim lateinischen und griechischen Unterricht die deutsche Sprache vorschrieb. Die Wahl eines Professors fiel auf Pastor Johann Chr. Kunze, in Amerika als einer der tüchtigsten Lehrer der klassischen Sprachen bekannt. Derselbe siedelte später nach New York über, einem Ruf der lutherischen Gemeinden zu Folge, und Pastor J. H. C. Helmuth wurde Kunze's Nachfolger.

Trotz mancher tüchtigen Kraft hatte im achtzehnten Jahrhundert doch keine amerikanische Hochschule den Rang einer deutschen Universität. Ungenügende Vorbereitung in den Vorschulen, ein Dilletantismus auf viele Fächer verbreitet oder ein Zufriedensein mit dem allernöthigsten Wissen eines Brotstudiums, ließ keine freie Forschung auf wissenschaftlichem Gebiete aufkommen. Es blieb dem neunzehnten Jahrhundert vorbehalten den neuen Kultureinfluß zu empfangen, und zwar kam die Anregung diesmal nicht von deutschen Gelehrten in Amerika, sondern von der amerikanischen Jugend selbst, die nach den Quellen des Wissens im deutschen Vaterland wanderte. Der erste auf einer deutschen Universität promovierende Amerikaner, war Benjamin Smith Barton, der von Benjamin Franklins Besuch in der deutschen Universitätsstadt angeregt, im Jahre 1799 auf der Universität Göttingen seinen Doktor (der Medizin) machte. Er wurde darauf angesehener Arzt in Philadelphia und bald Nachfolger von Benjamin Rush an der Universität von Pennsylvanien. Vor ihm hatten schon zwei Deutschamerikaner auf der Universität Halle studiert, nämlich die beiden ältesten Söhne Heinrich Melchior Mühlenbergs, nach ihm kam wieder ein Deutschamerikaner, W. B. Astor, Sohn des Handelsfürsten Johann Jakob Astor, der nach zweijährigem Studium auf der Universität Heidelberg, im Jahre 1810 die Universität Göttingen besuchte.

Der Zug amerikanischer Studenten nach deutschen Universitäten wurde aber eröffnet durch George Ticknor und Edward Everett, die in den Jahren 1815—1817 auf der Universität Göttingen studierten. Ihrem Beispiel folgten Bancroft, Calvert, Emerson, Longfellow, Motley, Gildersleeve, Child, Harris, Lane, Whitney, Hedge und viele andere die bald als Dichter, Historiker, Philologen oder Pädagogen, den ersten Rang einnahmen. Zwischen 1815—1860 immatrikulirten einige hundert junge Amerikaner an den Universitäten Göttingen, Berlin, Halle, und einige an der erst später bevorzugten Universität Leipzig. Kein anregenderes Bild giebt es in der Kulturgeschichte als diesen Zug amerikanischer Jünglinge, dürstend und wallfahrend nach den

Quellen deutscher Wissenschaft und Forschung. Voller Begeisterung kehrten sie in ihre Heimath zurück, hatten schwere Kämpfe mit den finstern Mächten des Starrsinns und Fanatismus, der Vorurtheile und Philisterthums zu bestehen, ließen sich aber durch anfängliche Mißerfolge nicht abschrecken. Bancroft suchte um Erlaubniß in Harvard, seiner Alma Mater, nach Sitte deutscher Privatdozenten einen Vorlesungskursus zu eröffnen, das Vorlesungsrecht wurde ihm verweigert. Mit Cogswell, der in der Schweiz die Schulen Pestalozzis und Fellenbergs gründlich untersucht hatte, stiftete Bancroft darauf eine Musterschule, die „Round Hill School", in welchen die neuen Methoden der Knabenerziehung mit Erfolg eingeführt wurden. Es kam die Zeit, daß man, anstatt sie abzustoßen, die in Deutschland Gebildeten bevorzugen sollte. Aus 225 amerikanischen Studenten, die bis 1850 deutsche Universitäten besucht hatten, wurden 137 als Professoren an amerikanischen Schulen angestellt. Man begreife die tiefgehende Wirkung dieser kulturhistorischen Begebenheit! Aber nicht allein im Erziehungswesen, sondern auch in der Literatur, der Philosophie und Theologie entstand durch deutschen Einfluß eine Erweckung des amerikanischen Geistes, zu Thaten und neuen Bahnen, zum ersten Frühling des geistigen Lebens in Amerika.

Die deutschen Einflüsse auf das amerikanische Erziehungswesen im neunzehnten Jahrhundert, sind mehrmals eingehend besprochen worden.[3]) Der Anfang einer Anerkennung der deutschen Sprache als Bildungsmittel war die Ernennung Karl Follens an der Harvard Universität im Jahre 1825. Als ihm fünf Jahre später eine Professur der deutschen Sprache und Literatur verliehen wurde, konnte er in seiner Antrittsrede bedeutende Erfolge nachweisen. Am Anfang hätte er mit Mühe und Noth acht Schüler zusammengebracht, nun beschäftigten sich in jedem Semester durchschnittlich fünfzig Studenten mit deutscher Sprache und Literatur. Früher hätte man die deutschen Bücher der Harvard Universität unter der Rubrik „non leguntur" weggestellt, nun fände man Viele, die voll und ganz in das Verständniß der deutschen Bücher eindrängen, oder nicht selten auch in ihrer Privatbibliothek deutsche Klassiker hielten. Im Jahre 1825 wurde gleichzeitig an der bedeutendsten südlichen Hochschule, der Universität von Virginien, ein Lehrstuhl des Deutschen errichtet, und der deutsche Gelehrte Dr. Blättermann dorthin berufen. Diese Stiftung geschah wahrscheinlich unter dem Einfluß der Studienreise des Amerikaners Griscom, dessen Bericht auf Thomas Jefferson einen tiefen Eindruck machte und ihn nöthigte, dem Studium der neueren Sprachen im Lehrplan der Universität größere Bedeutung einzuräumen. Von ähnlicher Wirkung waren die Berichte der Amerikaner Bache und Stowe, und des Franzosen Victor Cousin. Letzterer war von der französischen Regierung über den Rhein geschickt worden um das deutsche Unterrichtswesen genau zu untersuchen. In seinem Bericht stellte er das preußische Erziehungswesen als musterhaft dar, und empfahl dessen Nachahmung. Die bald darauf folgende englische Uebersetzung

3) Cf. Hinsdale, H. M. Notes on the History of Foreign Influences upon Education in the United States. Report of the Commissioner of Education, Vol. I., 1897-98, pp. 591-629.

Viereck, L. Zwei Jahrhunderte deutschen Unterrichts in den Vereinigten Staaten. Braunschweig, 1903. Eine deutsche Uebertragung seines Berichtes: German Instruction in American Schools, in Report of the Commissioner of Education, 1901.

Faust, A. B. The German Element in the United States. Houghton Mifflin Co., Boston, 1909. Vol. II., pp. 201-249: The German Influence on Education in the United States.

von 1834 wurde in New York nachgedruckt, und da man im Staate Michigan eben den Bau einer mustergiltigen amerikanischen Hochschule einleiten wollte, benutzte man den Bericht Cousins als Grundriß zur architektonischen Gestaltung. Die Universität Michigan (gegründet 1837) wurde genau einer deutschen Staatsunversität nachgebildet, mit einem Unterbau von öffentlichen Schulen. die als Glieder eines einheitlichen Systems mit dem Haupte, der Universität, in Verbindung standen. Nach dem Vorbild Michigans gestalteten sich der Reihe nach alle Staatsuniversitäten des Westens, deren mehrere seitdem den älteren Privatinstituten den Rang streitig machten. Aber auch diese sollten bald einen noch tiefgehenderen deutschen Einfluß erleben und gezwungen werden sich der neuen Richtung anzupassen. Es geschah durch die Gründung zweier Universitäten, Cornell und Johns Hopkins. Erstere 1868 gegründet, führte den höheren Unterricht in technischen Fächern ein, unter der Leitung des deutsch-freundlichen Andrew D. White, letztere 1876 gegründet, unter der Führung des genialen Daniel G. Gilman, verbannte den Dilletantismus, setzte des Spezialisten ernstes Streben ein und die freie Forschung auf wissenschaftlichen und humanistischen Gebieten. Man hatte an der Johns Hopkins Universität zuerst den Willen nach deutschem Muster nur vorgerückte Studenten (graduates) zuzulassen, fand es aber zweckmäßig, um die nöthige Reife der Studierenden zu erzielen, eine Vorbereitungsschule, das College oder undergraduate department, einzurichten. Das Beispiel der Johns Hopkins Universität wirkte nun epochemachend auf alle bedeutenderen amerikanischen Hochschulen. Die von England hergebrachte dilettantische Methode des höheren Unterrichts unterlag gänzlich im Kampf mit dem deutschen System der Heranbildung von Spezialisten und Fotschern. Die beiden stolzesten Hochschulen des Landes, Harvard und Yale, fanden sich bald genöthigt, ein vollständiges „graduate department" einzurichten, und jede Hochschule, die auf den Namen Universität Anspruch machen wollte, ward gezwungen dem Beispiel zu folgen, oder im andern Fall blieb sie hoffnungslos zurück.

Wie die höchste, so ist auch die unterste Stufe des amerikanischen Schulwesens nach deutschem Muster gebildet worden. Der Kindergarten, die menschenfreundliche Schöpfung Friedrich Fröbels, wurde in Amerika von Deutschen (der erste, 1855, in Watertown, Wisc., von der Gattin von Carl Schurz), sowohl als von Amerikanern gepflegt und unterstützt. Unter den Amerikanern waren besonders hervorragend Frl. Eliz. Peabody in Boston, und W. T. Harris (Commissioner of Education), der in St. Louis den Kindergarten als erste Stufe des öffentlichen Schulsystems einführte.

Das amerikanische College ist nach englischem Original gebildet, mit vielen dem Lande angemessenen Abänderungen. Der schwache Punkt im amerikanischen Schulsystem befindet sich in den mittleren Schulen. Der Studienplan umfaßt zu viel und zu vielerlei. Dem unreifen Schüler wird eine allzugroße Freiheit in der Wahl seiner Studien zugelassen. Ein großer Schaden besteht in dem häufigen Wechsel der Lehrkräfte, woran der große Prozentsatz von Lehrerinnen zum großen Theil Schuld trägt. Etwas mehr deutscher Einfluß auf die weit überschätzten öffentlichen (public) Schulen Amerikas könnte mehr zum Vortheil gereichen, des deutschen Schulmeisters Gründlichkeit, Ausdauer und stramme Disciplin wäre der geistigen Trägheit des jungen Amerikaners die wohlthätigste Erziehungsmethode.

Die Anregung von deutschen Universitäten in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts beschränkte sich nicht auf amerikanisches Schulwesen, sondern verbreitete sich über das Gebiet der Literatur; Philo-

sophie und Theologie.[4]) Ralph Waldo Emerson erscheint als amerikanischer Vertreter der deutschen idealistischen Philosophie, die Beliebtheit seiner Werke in Deutschland ist das Zeugniß seiner geistigen Verwandschaft. Longfellow hat am schönsten die deutsche Volkspoesie nachempfunden, Hawthorne athmet die Luft der deutschen Romantik. Edgar Allan Poe offenbart besonders in seinen ersten Erzählungen entschieden eine Anlehnung an E. T. A. Hoffmanns Gespenstergeschichten. Everett, Bancroft, Motley, Margaret Fuller wurden alle vom deutschen Geiste mächtig angeregt. Fred. Henry Hedge, Bayard Taylor, Walt Whitman, vertieften sich im Studium Goethes, das mit Everetts berühmter Besprechung von Goethes Dichtung und Wahrheit (North American Review, 1817) in Amerika seinen Anfang machte. Der Altmeister freute sich, daß man in Amerika begonnen, sich für deutsche Literatur zu interessiren, stand mit mehreren Amerikanern im Briefwechsel, und machte der Universität Harvard ein Geschenk seiner sämmtlichen Werke. Dieses begleitete er mit folgendem eigenhändigem Schreiben:[5])

Weimar, 11. August 1819.

Die beifolgenden dichterischen und wissenschaftlichen Werke schenke ich der Bibliothek der Universität zu Cambridge in New-England als Zeichen meiner tiefen Theilnahme für ihren hohen wissenschaftlichen Charakter und für den erfolgreichen Eifer, den sie in einer so langen Reihe von Jahren für die Förderung gründlicher und anmuthiger Bildung bewiesen hat.

Mit der größten Hochachtung
Der Verfasser,
J. W. v. Goethe.

Diese war eine der ersten deutschen Bücherwanderungen nach Amerika; die von Thorndike (1818) angekaufte Bibliothek des Professor Ebeling war vorangegangen, es folgten im Laufe des Jahrhunderts die Bibliotheken von Bluntschli, Zarncke, Scherer, Bechstein, Hildebrand, Weinhold, Bernays, und viele andere.

Aber nicht allein auf wissenschaftlichem Gebiet finden wir die Spuren des deutschen Schulmeisters. Den Sieg der Waffen im Unabhängigkeitskrieg gegen den englischen König, verdankt das amerikanische Volk zum großen Theil einem deutschen Meister in der Kriegskunst. Friedrich Wilhelm Freiherr von Steuben gestaltete aus der rohen amerikanischen Miliz ein kriegtüchtiges Heer, das sich mit den Veteranen Europas auf dem Schlachtfelde messen konnte. Geboren zu Magdeburg, von altadligem Geschlecht, hatte Steuben im Oesterreichischen Erbfolgekrieg und später im Siebenjährigen Krieg gedient. In der Schlacht von Roßbach erwarb er sich Lorbeeren, wurde Adjutant und ein Lieblingsschüler Friedrichs des Großen. Nach dem Kriege gefiel ihm der Ruhestand seiner bequemen Stellung nicht, auf einer Reise nach Paris machte ihn der französische Kriegsminister Saint-Germain darauf aufmerksam, welch unvergleichbare Gelegenheit zu einer großen Leistung in Amerika existire, nämlich dem Patriotenheer die Disciplin der preußischen Armee beizubringen. Benjamin Franklin, den Steuben in Paris aufsuchte, konnte keine sicheren Versprechungen machen, dennoch zögerte Steuben nicht lange, bat den preußischen König sein Privateinkommen von 4600 Livres an seinen Neffen Baron von Canitz zu übertragen, und reiste nach Amerika, um als Volontär den Patrioten seine Dienste anzubieten. Der damals in York, Pennsylvanien, tagende Kongreß sandte ihn an General Washington, der ihn

[4]) Cf. des Verfassers "German Element in the United States," Vol. II., pp. 425-427: "Religious Influences; Unitarians."

[5]) Das Original war in englischer Sprache geschrieben. Cf. Weimar Ausgabe, Abt. IV., Band 31, S. 254—5; 400—401.

ehrenvoll empfing und sofort auf den verantwortlichen Posten des Exerziermeisters setzte. Das Heer lag, entmuthigt und verkommen, im Winterquartier zu Valley Forge. Es darbte an allem, Kleidung und Lebensmitteln, aber auch an militärischem Geist. Durch abgelaufene Dienstzeit, Krankheit, Fahnenflucht, war die ursprüngliche Zahl von 17,000 bis auf 5000 Mann herabgesunken. Das geübte Auge Steubens entdeckte trotzdem in diesem verlumpten und übelversorgten Rest unbegrenzte Möglichkeiten.

Hundert und zwanzig Mann wählte er zu einer Militärschule. Dieselben mußten täglich zweimal exerzieren, der Meister scheute selbst nicht das Gewehr in die eigene Hand zu nehmen, um Griffe und richtige Haltung zu erklären. Binnen zwei Wochen hatte er ihnen schon die Prinzipien des Exerzierens und Marschierens beigebracht, bald lehrte er ihnen das Manövriren mit größeren Truppentheilen. Es entstand unter ihnen ein Eifer und eine Lust zur Sache, die bald aus den Schülern Lehrer machte, und mit beflügeltem Schritt die Grundzüge der preußischen Disciplin unter die Regimenter verbreitete. Innerhalb eines Monats war ein vollkommener Wechsel eingetreten, der auf den bald darauf folgenden Schlachten von Monmouth und Brandywine zu Sieg oder geordnetem Rückzug verhalf.

Aber das Exerzieren war nur ein kleiner Theil der nöthigen Verbesserungen; von der inneren Organisation eines Heeres hatte man keine Ahnung. Der Kongreß nahm Rekruten zu drei, sechs, und neun Monaten Dienstzeit an, daher entstand ein fortwährendes Gehen und Kommen, und beim Abschied, in der Regel vor abgelaufener Dienstzeit, nahm der Soldat gewöhnlich das Gewehr mit. Viele wurden besoldet lange nachdem sie schon das Heer verlassen hatten. Ein Regiment war öfters stärker als eine Brigade, zuweilen zählte es aber auch nur dreißig Mann. Solche Uebelstände mußten sofort beseitigt, und eine Regelung über jedes Mannes Kommen und Gehen, seines Urlaubs, seiner ihm zuertheilten Waffen und Lebensmittel, genau durchgeführt werden. Das energische Wesen und unermüdliche Schaffen Steubens wirkte bezaubernd. Nach einem einzigen Jahr hatte der Kongreß anstatt eines jährlichen Verlusts von 5—8000 Gewehren, nur drei verlorene Gewehre zu verzeichnen, und auch über diese konnte man Rechenschaft geben.

Ebenso bedeutend war Steubens Verdienst beim Werben und Exerzieren einer Armee in Virginien nach der empfindlichen Niederlage des General Gates bei Camden. Dieses riesenhafte Unternehmen war die nothwendige Vorarbeit zum Erfolg der amerikanischen Truppen im Süden. Oft klagte Steuben, daß seine stille Thätigkeit ihn von glänzenden Posten auf dem Schlachtfelde fernhielt. Es kam aber zuletzt auch für ihn der verdiente Ehrentag. Bei der Belagerung von Yorktown war er der einzige General auf amerikanischer Seite, der eine Belagerung mitgemacht hatte, dessen praktische Vorschläge daher im Kriegsrath eine überzeugende Wirkung haben mußten. Da zur Zeit der Friedensunterhandlungen mit dem Feinde Steubens Division in den Gräben am weitesten vorgerückt war, fügte die Gunst des Schicksals dem Würdigsten die Ehre (Washington ließ sie ihm nicht entreißen) die Kapitulation des Feindes zu empfangen. Von allen Generälen hat Steuben, nach Washington und Greene, am meisten zum entgültigen Sieg der amerikanischen Truppen beigetragen. Er schuf das Werkzeug, womit Andere glänzende Siege erringen durften. Nach Friedensschluß siedelte sich Steuben unter dem Sternenbanner an, und blieb bis zu seinem Tode 1794 dessen Lehrmeister auf militärischem Gebiete. Mit Plänen und Rathschlägen unterstützte er die Einrichtung der amerikanischen Kriegsakademie in West Point. Sein Leitfaden der Kriegskunst, (Regulations for the

order and discipline of the troops of the United States), den er schon 1779 verfaßte, blieb einige Generationen hindurch das maßgebende Handbuch der Vereinigten Staaten Armee.

Im Bürgerkriege spielte der deutsche Offizier wieder als Exerziermeister eine wichtige, meist unterschätzte Rolle. Besonders am Anfang des Krieges war die große Zahl von gedienten deutschen Offizieren und Soldaten der kriegsuntüchtigen Miliz von ungeheurem Vortheil. Waren jene unter die verschiedensten Regimenter verstreut, so konnte Rath und Beispiel des Einzelnen eine desto ausgedehntere Wirkung haben. Die Kämpfe des Schlachtfelds entscheiden nicht allein den Ausgang des Feldzugs, Gesundheit und Disciplin der Truppen im Lager, Ausdauer auf langen Märschen, Wachsamkeit und Schlagfertigkeit, sind ebenso wichtige Faktoren. Man sah im Spanisch-amerikanischen Kriege wie wenig die amerikanische Miliz die nöthigsten Gesundheitsmaßregeln des Lagerlebens, wie schlecht den Gebrauch der Waffen im ernsten Kriegsfalle kannte. Unter den beinahe zwei hundert tausend Deutschen, die während des Bürgerkrieges in der nördlichen Armee standen, hatten wohl die meisten ihren Militärdienst im Vaterlande hinter sich. Die Zahl der deutschgeborenen Generalstabsoffiziere im Kriege war drei hundert und drei und sechzig. Von diesen waren ganz besonders viele unter den Artilleristen und Ingenieuren, ein ganz unberechenbarer Vortheil, den der Norden über den Süden hatte, der schon am Anfang des Krieges fühlbar wurde.

Die technischen Hochschulen Deutschlands hatten sich um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts zu einer unübertroffenen Höhe emporgeschwungen, und es wanderten ihre Zöglinge nach allen Welttheilen hin, wo es große Probleme zum Ausarbeiten gab. Nirgends bot sich bessere Gelegenheit als in dem weiten Gebiet der Vereinigten Staaten, wo man unternehmungslustig das Nochniedagewesene zu wagen bereit war. In der Ausführung selber gab es keine einheimischen, geschulten Kräfte, amerikanische technische Hochschulen waren noch nicht entstanden. Das dem Amerikaner so natürliche Sichselbstunterrichten, in welchem Fach es auch sei, scheitert doch an den Klippen großer Unternehmungen, wobei technische oder wissenschaftliche Vorstudien erforderlich werden. Der Dilettant unterliegt im Wettbewerb mit dem Berufstüchtigen und Fachgelehrten.

Auf keinem Gebiet sind wohl glänzendere Erfolge vorgekommen als auf dem der Ingenieure. Im Brückenbau leisteten Deutsche nicht nur das Höchste in Amerika, sondern sie setzten die ganze Welt in Erstaunen durch die Kühnheit und Dauerhaftigkeit ihrer Bauten. Unter ihnen ist zuerst zu nennen Johann A. Röbling, geboren 1806 zu Mühlhausen in Preußen. Er hatte seine Studien im Polytechnikum Berlins vollendet, und fing in Amerika zuerst an mit der Manufaktur von Drahtseilen, die womöglich an Kanälen Gebrauch finden sollten. Als die Arbeiter sich gegen diese Neuerung sträubten, fing Röbling an, seine Drahtseile beim Brückenbau zu verwenden. Sein erstes größeres Werk war die Hängebrücke über den Monongahela bei Pittsburg. Bald folgte der Bau der Niagara Suspension Bridge, 1851—55, eines der großen Werke des Jahrhunderts, die einzige Eisenbahnhängebrücke der Welt, die dauernden Erfolg gehabt (eine in Wien konnte nur auf kurze Zeit gebraucht werden). Die Brücke stand 42 Jahre lang, wurde aber im Jahre 1897 heruntergenommen, nicht wegen Untauglichkeit, sondern weil für schwerere Eisenbahnlasten eine Brücke anderer Konstruktion nöthig geworden. Als die Drathseile geschnitten wurden, zeigten sie dieselbe Elastizität als vor 42 Jahren, ein Beweis der Tüchtigkeit des Materials. Seinen Brücken bei Wheeling (1862), und Cincinnati (1867),

folgte Röblings Meisterwerk, die Brooklyner Brücke, die schon 35 Jahre lang gestanden und täglich viel schwerere Dienste geleistet als irgend eine Brücke der Welt. Carl Conrad Schneider (in Apolda geboren, auf der technischen Hochschule von Chemnitz gebildet) bewies mit seiner zum Erstaunen rasch vollendeten Niagarabrücke den Werth einer andern Art des Brückenbaus, nämlich der Auslegerbrücke (Cantilever bridge). Er war nicht ihr Erfinder, verbesserte sie aber und bewieß ihren Vorrang im Tragen schwerer Lasten. Er baute die Washingtonbrücke über den Harlem River und viele andere bedeutende Werke.

Als Eisenbahningenieur zeichnete sich Albert Fink aus, der vom Darmstädter Polytechnikum hervorgegangen, einer der Pioniere in dem Bau von Eisenbahnbrücken wurde. Er vollendete unter andern die Eisenbahnbrücke über den Ohio bei Louisville, im Jahre 1872. Während des Bürgerkrieges war er Superintendent der Louisville und Nashville R. R., die einzige Bahn im Westen, welche imstande war Unionstruppen und Lebensmittel nach Süden zu transportiren. Es war ein verantwortlicher Posten, den Fink innehatte, diese vielumfochtene Bahn offen zu halten. Sein größtes Verdienst um das amerikanische Eisenbahnwesen erwarb sich Fink aber später durch die Vereinigung der südlichen Bahnen in einem Bund (Southern Railway und Steamship Association) zur Kontrollirung der theils ungerechten und sehr von einander abweichenden Raten für Güter und Passagiertransport. Dieser südliche Eisenbahn-Zollverein hatte eine so fortschrittliche Wirkung, daß die nördlichen Eisenbahnmagnaten sofort Fink zu einer Conferenz beriefen, in welcher er dann den Plan der bald entstehenden „Trunk Line Association" entwarf, deren ursprüngliche Mitgliedschaft aus der New York Central, Pennsylvania, Baltimore and Ohio, und Erie Eisenbahn bestand. Fink führte auch das System der Durchzüge für Fracht und Passagiere ein. Durch das weniger häufige Ein- und Ausladen der Fracht konnten nun die Kosten der Transportation sehr verringert werden.

Der Pionier der amerikanischen Küstenvermessung war der Schweizer Ferdinand Rudolf Haßler, 1807—1810 Professor der Mathematik an der Kriegsschule zu West Point. Er hatte schon in seiner Heimath an den neuen trigonometrischen Messungen theilgenommen, im Jahre 1817, großentheils durch die Befürwortung Albert Gallatins, fingen die Messungen im Hafen von New York an. Im folgenden Jahre wurden wegen der Kriegsschulden die nöthigen Gelder zur Weiterführung des Unternehmens nicht bewilligt, erst 1832 wurde wieder angefangen. Bis zu Haßler's Tode, 1843, war unter seiner Leitung die amerikanische Küste von Narragansett bis Chesapeake Bay bemessen worden. Haßler wurde ferner Pionier im Bureau der Gewichte und Maße, von der Regierung beauftragt, Normalmaße einzuführen. Unter den Nachfolgern in der Thätigkeit Haßler's war besonders ein Deutschamerikaner hervorragend, Julius Erasmus Hilgard, Sohn des Theo. E. Hilgard in Belleville, Ill., und Bruder des verdienten Eugen W. Hilgard, Professors der Agrikulturchemie an der Staatsuniversität von Californien. J. E. Hilgard war 1882—85 Chef der Vereinigten Staaten Küstenvermessung, hatte vorher diesem Dienste viele Jahre gewidmet, besonders aber als Leiter des Bureaus der Maaße und Gewichte in Washington Bedeutendes geleistet, u. a. die Einführung des metrischen Systems, und die erste maßgebende Berechnung der Entfernung des Längengrades Washingtons von Greenwich. Auf dem Gebiete der elektrischen Technik ist der Deutsche Carl P. Steinmetz als Forscher und Erfinder dem genialen Edison ebenbürtig. In der Geschichte des amerikanischen Bergbaus wird Adolph Sutro's Tunnel stets als eine der glänzendsten Thaten gelten. Auch noch

in letzterer Zeit findet man in den Ehrenlisten von Mitgliedern der amerikanischen Ingenieurvereine deutsche Namen so zahlreich vorhanden als in den früheren Jahren ihrer unbestrittenen Uebermacht.

Aber nicht allein in Ingenieurfächern, sondern in allen Industriezweigen, welche Fachkenntnisse voraussetzen, haben die Deutschen in Amerika eine herrschende Stellung eingenommen. In der Manufaktur von optischen Instrumenten, Chemikalien, Nahrungsmitteln, incl. Zucker und Salz, Conserven, Mehl, Hafergrütze etc., in der Entwickelung der Eisenindustrie, Papiermanufaktur, Rebenzucht, Brauereien, im Bau von Transportmitteln, incl. Wagen, Straßen- und Eisenbahnwagen, Schiffen, endlich auf dem spezifisch amerikanischen Gebiet der Agrikulturwerkzeuge und Maschinen[6]), hatte der Deutsche in Amerika einen mächtigen Antheil. Einzig erscheint er in der Manufaktur von musikalischen Instrumenten. Der erste nachweisliche Klavierbauer in Amerika war der Deutsche Johann Behrend, der schon 1775 in Philadelphia ein Pianoforte verfertigte. David Wolhaupter, ebenfalls ein Deutscher, baute zur selben Zeit Klaviere in New York, es könnte sein, daß er schon früher als Behrend angefangen. Viel bedeutender als beide war Carl Albrecht, der in Philadelphia vor 1789, und bis 1825, nach dem Muster der deutschen Klavierbauer in London seine lobenswürdigen Instrumente anfertigte, von denen eines, mit der Jahreszahl 1789, gut erhalten in dem Museum der Pennsylvania Historical Society zu sehen ist. Fast alle Erfindungen und Verbesserungen im amerikanischen Klavier wurden von Deutschamerikanern gemacht, bis der Höhepunkt in dem Steinway Concert Grand Piano erreicht worden. Unzählige Namen wie: Geib, Meyer, Gutwaldt, Sackmeister, Lindemann, Steinway (ursprünglich Steinweg), Knabe, Weber, Steck, Behning, Kranich, Bach, Sohmer, Behr, Schnabel, Kroegel, Bauer, Schaff, Steger, und viele andere legen vom Monopol der Deutschen in der Pianoindustrie Zeugniß ab. Als erster Orgelbauer ist Henry Neering anzusehen, der schon 1703 wegen einer Orgel mit der New Yorker Trinity Church in Verhandlungen stand.[7]) Indessen scheiterten die Verhandlungen, und die Ehre, die erste Orgel der Trinity Church geliefert zu haben, 1739—40, gehört einem andern Deutschamerikaner, Johann Gottlieb Klemm, der auch 1775 für die Herrnhuterkapelle in Bethlehem eine Orgel baute (Behrend lieferte ein Klavier). D. Tannenberg von Litiz, Pennsylvanien, wurde der berühmteste der Orgelbauer durch seinen Bau der größten Orgel in Amerika, nämlich in der Zions-Kirche in Philadelphia, im Jahre 1790 eingeweiht. Der Meister aller amerikanischen Violinbauer war Georg Gemünder, 1816 in Württemberg geboren. Mit seiner Kaiservioline in der Wiener Ausstellung von 1873 verschaffte er sich einen Weltruf. Er hat das Verdienst, die verlorene Kunst der Italiener wieder gefunden, und durch die Gründung einer noch blühenden Fabrik (Gemünder und Söhne, Astoria, N. Y.) auf kommende Geschlechter vererbt zu haben.

Von jeher hatte der Deutsche den Trieb, sein Handwerk gründlich zu erlernen. Der genaue Beobachter Charles Sealsfield, ein geborener Oesterreicher, der in den Jahren 1823—33 die Vereinigten Staaten bereiste, und dessen Schilderungen eine klare, keineswegs deutschfreundliche Auffassung nationaler Charakteristiken kundgeben, läßt ein scharfes Urtheil über den amerikanischen Ge-

6) Cf. The German Element in the United tates. Vol. 11. pp. 91-93.

7) Sonneck, O. G. „Deutscher Einfluß auf das Musikleben Amerikas." Im „Buche der Deutschen in Amerika" (Philadelphia, 1909), S. 358.

schäftsmann fallen. Derselbe sei darauf erpicht, Geld zu verdienen, es sei ihm gleich in welchem Geschäft. Wenn er in dem einen keinen Erfolg gehabt, so sattle er um und versuche sein Glück in einem andern zu treffen. Nur auf raschen Erfolg sei sein abenteuerliches Bestreben, und von dem Europäer, der mit kleineren aber sicheren Ergebnissen zufrieden, werde er fortwährend übertroffen. Der Deutsche dagegen treibt sein Geschäft oder Gewerbe nicht als Mittel zum Zweck, sondern als Zweck an sich, bleibt ihm treu und wenn er mit ihm zu Grunde gehen sollte. Ein treffendes Beispiel von gründlichen Fachstudien liefert die Laufbahn des Zuckerkönigs Claus Spreckels (1828 in Lamstedt, Hannover, geboren). Nachdem er schon glänzende Erfolge in der Bereitung des Zuckers aus dem Zuckerrohr erzielt hatte, begab er sich nach Magdeburg, um in dortigen Fabriken in die Geheimnisse der Rübenzuckergewinnung einzudringen. Seine gesammelten Erfahrungen ermöglichten ihm, die nöthigen Maschinen in New York unter eigener Aufsicht bauen zu lassen, und mit diesen eine große Rübenzuckerfabrik in Californien anzulegen. Auf diese Weise machte er aus dem drohenden Feind des Zuckerrohrs einen Bundesgenossen seiner übrigen gewaltigen Zuckerfabriken, und befestigte sich auf Grund seiner unübertroffenen Kenntnisse als Herrscher auf dem Gebiete der Zuckerfabrikation in Amerika.

Dem Deutschen in Amerika hat man schon seit zwei Jahrhunderten das Lob des erfolgreichsten Landbauers in Amerika gespendet. Kraft und Ausdauer konnten ihm aber allein nicht diese Stellung verschaffen, hätte er auch sonst durch Verständniß und Erfahrung in diesem Berufe sich nicht von seiner Umgebung erhoben. Besondere Vorzüge des pennsylvanisch-deutschen Farmers entdeckte schon vor der Revolutionszeit Benjamin Rush, im neunzehnten Jahrhundert merkte man wieder, daß der deutsche Bauer nicht mit mächtigem Kapital auf weiten Strecken, sondern selbständig auf kleinen Aeckern die besten Ernten zog. Von größter Bedeutung ist es, daß das grundlegende Werk (erschienen unter dem Titel „Soils", 1906) über Geologie und Chemie des Bodens der Vereinigten Staaten, Bedeutung der natürlichen Vegetation für Bodenschätzung, Einfluß des Klimas auf die Bildung des Bodens etc., einen Deutschen zum Verfasser hat, Professor Eugen W. Hilgard, viele Jahre Direktor der Agrikulturschule der Universität von Californien. Im Osten war Professor Carl A. Goeßmann Pionier der wissenschaftlichen Forschung auf dem Gebiet der Agrikulturchemie, wie auch Hilgard Direktor einer staatlichen „Experiment Station", und als Professor an der Landwirthschaftlichen Schule von Massachusetts (Amherst) lange Jahre Leiter der amerikanischen Jugend auf wissenschaftlichen Bahnen. Die Forstwissenschaft ist eine deutsche Gründung, und wurde in Amerika von Deutschen eingeführt. Der erste, der es wagte, gegen die Waldverwüstung energisch aufzutreten, war Carl Schurz, als er das Amt des Sekretärs des Innern verwaltete. Eine neue Epoche brachte Professor Bernhard E. Fernow (1851 in Preußen geboren), zuerst als Chef der Vereinigten Staaten Abtheilung der Försterei 1883—1889, darnach Direktor der ersten akademischen Forstschule in Amerika, an der Cornell Universität (das Vorbild zu einer Reihe späterer Forsthochschulen), und seit 1907 Direktor der neugegründeten Forstschule an der Universität von Toronto in Canada. Professor Fernow hat daher das seltene Verdienst, in zwei Ländern bahnbrechend in seinem Fach gewirkt zu haben, denn er gründete die deutsche Forstwissenschaft nicht allein in den Vereinigten Staaten, sondern auch im britischen Amerika.

„Der deutsche Lehrer in Musik und Kunst" ist ein ergiebiges Thema, das eine

besondere Besprechung[8]) in Anspruch nehmen würde. Jeder der bedeutenden deutschen Künstler, der Amerika beglückt, wie Theodor Thomas, Leopold Damrosch, Anton Seidl, Emil Paur, Wilhelm Gericke, und viele andere, ist auch Lehrer gewesen. An den bedeutenden Musikschulen in Amerika findet man fast ohne Ausnahme mehrere deutsche Lehrer, sehr oft sind dieselben von Deutschen gegründet worden. Keiner der amerikanischen Virtuosen und Komponisten hat versäumt, seine musikalische Ausbildung in Deutschland zu holen, München besonders durch den Lehrer Rheinberger („Vater der Komponisten") ward das Mekka der Amerikaner. Zweimal haben deutsche Kunstschulen amerikanische Maler anregend beeinflußt, erstens zur Zeit der Düsseldorfer Schule, etwa 1840—1860, und zum zweiten Male in der modernen Periode der Münchener Künstler, unter denen der Deutschamerikaner Karl Marr (1858 in Milwaukee geboren) als Professor an der Münchener Kunstschule eine bedeutende Stellung einnimmt. In der Architektur neben einigen von Deutschen ausgeführten monumentalen Bauten, wie z. B. die Congreßbibliothek in Washington, Centralbahnhof in St. Louis, u. s. w., hat sich der deutsche Einfluß mehr auf Gediegenheit und Dauerhaftigkeit in der Konstruktion gewendet. Der Künstler mußte dem Ingenieur weichen, da man zuerst die vielen baufälligen, oft mit großen Kosten schlecht aufgeführten Bauwerke aller Art, durch ehrliche Arbeit und fachmännische Konstruktion ersetzen mußte. Dieser Einfluß des Deutschen in der Baukunst ist seinem Bestreben in der Medizin und der Pharmaceutik vergleichbar. Der deutsche Arzt und der deutsche Apotheker in Amerika hat, jeder in seinem Fach, verholfen die ungeschulten Bedroher der Menschheit aus dem Felde zu schlagen, das Heer der Quacksalber zu vertilgen, durch gediegenere Kenntnisse den Gesundheitszustand im Allgemeinen zu verbessern. Das Forschen auf unbekannten Gebieten gehörte einer späteren glücklicheren Zeit an, dennoch lag in der menschenfreundlichen opferfreudigen Thätigkeit des deutschen Arztes in Amerika eine hohe Bestimmung.

Will man sich den deutschen Lehrer in Amerika vergegenwärtigen, so denke man an die großen Persönlichkeiten Follen, Lieber, von Holst. Man betrete den Hörsaal Karl Follens in Harvard und höre dessen Vortrag der Körnerschen Schlachtenlyrik, wie er entzündend auf die jungen amerikanischen Zuhörer wirkt; man betrachte das Bild Franz Liebers, eines ganzen Menschen, mit jugendlicher Begeisterung Freiheitskämpfer in Griechenland, mit lebensfreudiger Körperkraft Turn- und Schwimmlehrer in Boston, mit einer seltenen Ausrüstung an gelehrtem Wissen und tiefen Lebenserfahrungen Professor an zwei der bedeutendsten Universitäten, des Südens und dann des Nordens, Süd Carolina und Columbia, Rathgeber Lincoln's und Seward's (Code of War for the Government of the Armies of the U. S.), und Verfasser epochemachender Werke über Völkerrecht (Manual of Political Ethics); man erblicke den dritten, den deutschen Gelehrten und Forscher Hermann von Holst, wie er ohne Rücksicht auf seine Gesundheit neben einer anstrengenden Professur an der Universität Chicago sich seiner Lebensaufgabe widmet, der Vollendung seiner Verfassungsgeschichte der Vereinigten Staaten. Den Großen gehört aber nicht das ganze Verdienst allein. Wer könnte die zahlreichen kleinen deutschen Lehrer vergessen, deren Geduld und Ausdauer, deren ruhmlose, aufreibende Thätigkeit befruchtend auf die Keime des amerikanischen Familienlebens wirkte. Ob nun Musik-, Zei-

8) Cf. des Verfassers "The German Element in the United States." Vol. II., Chapter VI., pp. 250-326. "Social and Cultural Influence of the German Element. I. Music and the Fine Arts."

chen- oder Sprachlehrer, ob sie an einer Privatschule angestellt, oder selbständig ihre Schüler aufsuchten, hatte ihre gediegene ernste Wirksamkeit einen tiefgehenden Einfluß auf die kulturelle Entwickelung des amerikanischen Volkes.

Ueberblickt man die vielseitigen Erscheinungen des deutschen Schulmeisters in der amerikanischen Geschichte, so findet man ihn in der frühen Kolonialzeit als Führer von deutschen Kolonien, später kommt wieder der Lehrmeister kräftiger zum Vorschein, wie in dem pädagogisch tüchtigen Christoph Dock. Das Ideal der deutschen Universität konnte sich im achtzehnten Jahrhundert nicht entwickeln, theils aus Mangel an geeigneten Vorbereitungsschulen, theils wegen des Vorherrschens anderer mächtigerer Interessen. Im zweiten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts entstand der Zug amerikanischer Studenten nach deutschen Universitäten, und hatte zur Folge eine Renaissance nicht allein auf dem Gebiete des amerikanischen Schulwesens, sondern auch der Literatur und der philosophischen Weltanschauung. Aus dem politisch geknechteten Deutschland importirte man die geistige Freiheit. Die deutsche Staatsuniversität wurde das Vorbild der ersten amerikanischen Staatsuniversität, von Michigan (1837); Cornell Universität pflanzte die technische Hochschule auf amerikanischen Boden (1868); John Hopkins Universität führte das Ideal der wissenschaftlichen Forschung ein (1876). Nicht allein im Schulwesen, sondern in der Technik, in allen Bereichen der Manufaktur und des Handels, wo fachmännische Bildung zur nothwendigen Bedingung des Erfolges wird, ferner in der Entwickelung amerikanischer Kunst und Musik, war der deutsche Einfluß entweder herrschend, oder zum wenigsten belehrend und fördernd. Aus diesen Grundzügen sieht man, daß Deutschland mit den Strömen gesunden Blutes auch einen mächtigen Gehalt seiner Denkkraft in das amerikanische Volk hat fließen lassen.

Freiligrath in Amerika.

(Einst und jetzt.)

(Aus „Die Amerika", 25. Juni 1910.)

Am 10. Juni gedachte man in Deutschland allgemein des hundertsten Geburtstages **Ferdinand Freiligraths**, der am 10. Juni 1810 zu Detmold geboren war. Hierzulande hat man von dem Gedenktage des gefeierten Dichters nicht viel Aufhebens gemacht, ein Beweis, daß das Element, das den Dichter einst als Tyrtäus der Revolution verehrte, dem Deutschthum unseres Landes nicht mehr Richtlinie angiebt. Wir erinnern uns wenigstens nicht, daß die Blätter, in denen die Achtunvierziger einst tonangebend waren, am Erinnerungstage selbst, dem Andenken Freiligraths längere Artikel gewidmet oder ihren Lesern auch nur eine Strophe der glühenden Muse Freiligraths ins Gedächtnis zurückgerufen hätten. Wohl mag hier und dort ein alter Graubart, der sich einst an den Freiheitsliedern des Sängers der Revolution berauscht, des verehrten Mannes gedacht haben im stillen Kämmerlein, das Deutschthum im allgemeinen nahm des Tages nicht wahr — die Deutschen insgesamt vergessen gar schnell ihrer Dichter, das ist eine alte Klage!

Einst war gerade hierzulande Freiligrath der Lieblingsdichter eines großen Theiles des Deutschthums. Friedrich Kapp erzählt in seinem Aufsatze: „Die Achtundvierziger in den Vereinigten Staaten," in dem er auch von der Verbreitung deutscher Bücher

spricht: „Ich selbst war im Herbste 1858 in einer jungen, von Achtundvierzigern gegründeten Niederlassung im äußersten Nordwesten zugegen, als einige Exemplare der Freiligrath'schen Werke an den Meistbietenden verkauft wurden. Der Auktionator war ein Lehrer aus der Pfalz, der durch die Liebkosungen der dortigen Geistlichen nach Amerika getrieben war, also selbstredend nichts anders als radikal sein konnte. Das Publikum bestand aus einem Doctor juris aus Darmstadt, der Fuhrmannsdienste zwischen dem „Settlement" und den benachbarten Forts that und jetzt mit seinem Joch Ochsen dem Verkaufe beiwohnte, einem ehemaligen Justizbeamten, der gehassenpflugt worden war, ein Paar ehemaliger Hanauer Freischärler, einem Arzt der in der ungarischen Armee gedient hatte, einem früheren preußischen Offizier und einem Dresdner Schneider, der in Folge der dortigen Revolution nach Amerika gegangen war, und etwa einem halben Dutzend Frauen und Kindern."

Kapp meint, er glaube nicht, daß sämmtliche Bieter zusammen drei Dollars baar besaßen; allein dieser Mangel sei dem Verkauf nicht hindernd in den Weg getreten. „Ihr wißt alle, läßt der als Jurist, Geschichtsforscher und Mitglied des deutschen Reichstags bekannt gewordene Verfasser des Sammelwerkes: „Aus und über Amerika" den Meister der Schule sagen, „welchen großen Dichter wir heute verkaufen wollen. Wer von Euch kennt nicht unsern Freiligrath? Sokrates, Christus und Freiligrath sind die größten Männer der Geschichte." (Der Dresdener Schneider ruft begeistert „Bravo!" während der Doktor aus Darmstadt seine langen Wasserstiefel in die Höhe zieht und „ein verdammter Blödsinn!" in den Bart brummt.) „Hört einmal das herrliche Gedicht: „Die Revolution!" „Der Lehrer trug — fährt Kapp fort, den selbst, wie wir bemerken möchten, die Revolution in unser Land geführt hat — „eine tiefergreifende Stelle mit großem Eindruck daraus vor:

„O nein — sie stellt sie vor sich hin, sie schlägt
sie trotzig euch zum Trotz!
Sie spottet lachend des Exils, wie sie gespottet
des Schaffots,

Sie singt ein Lied, daß Ihr entsetzt von Euren
Sesseln Euch erhebt,
Daß Euch das Herz — das feige Herz, das falsche Herz! im Leibe bebt!"

Geld sei nicht dagewesen. Gekauft wurden die Werke Freiligraths aber doch. „Der Darmstädter Doktor bot zuerst für die sechs Bände eine Ladung Brennholz und erhielt sie zugeschlagen. Der Exoffizier gab je einen seiner selbstgemachten Stühle für je einen Band, ein Dritter zahlte in Mehl, und ein Vierter in Sägeblöcken, bis endlich, trotz aller Armuth der Bietenden, etwa sechs vollständige Exemplare abgesetzt waren. „Laß uns wenigstens die Gedichte kaufen, sagte eine verkümmerte und verarbeitet aussehende Frau zu ihrem Manne, „wäre es auch nur um das schöne Gedicht „Ehre jeder Stirn voll Schweiß!" „Der Blick," sagt Kapp zum Schluß, „mit welchem die Frau ihren Mann ansah, und die Freude, mit welcher sie das gegen zwei irdene Krüge erhandelte Buch einsteckte, enthielten eine vollständige Passionsgeschichte." Ueberhaupt, meint er des weiteren, habe die Art und Weise, wie die Angebote gemacht, die Verhandlungen gepflogen und die Abschlüsse zu Stande gebracht wurden, eine eigenthümliche Mischung von amerikanischer Gegenwart und europäischer Vergangenheit geboten, geistiger Regsamkeit und leiblichem Mangel."

So war die Freiligrath-Gemeinde hierzulande einst beschaffen! Er, der das Sturmjahr 48 mit Begeisterung begrüßt, „der Sänger der Freiheit," hatte solche Bewunderer hier, die von den geringen Habseligkeiten, die sie ihr eigen nennen konnten, einen Theil zu opfern bereit waren für des Dichters Werke! Wie oft mag dann ein

solcher Flüchtling Freiligraths „Glaubensbekenntniß", das einst von der Demokratie als epochemachende Erscheinung begrüßt worden war, die berühmten sechs Gedichte „Ca ira!", oder das tolle Lied: „Die Todten an die Lebenden" wieder und wieder verschlungen haben, bis das unruhevolle Herz zu schlagen aufgehört.

Und heute? Jene die sich der „Freiheit Apostolen" nannten, sind fast alle todt. Ihre Söhne glauben nicht mehr zur Predigt bestellte Jünger zu sein! Sie berauschen sich nicht wie ihre Väter an den Gesängen des Westfalen, der ihnen, wenn es hoch kommt, einer von vielen deutschen Dichtern ist. Und so kam und ging sein hundertster Geburtstag, ohne daß man viel Aufsehens davon gemacht.

Die Gründung von Sigel, Ill.

(Aus „Die Amerika", 2. Juni 1910.)

Der Bericht über die am 29. Mai zu Sigel in Illinois abgehaltene Versammlung des Distrikts-Verbandes Effingham erinnert uns an ein Blatt aus der Geschichte dieses Ortes, das wir in Frdr. Gerhards illustrirtem Familienkalender für 1864" gefunden haben. Dieser in New York gedruckte und seiner Zeit hierzulande sehr verbreitet gewesene Kalender enthält in allen Jahrgängen eine größere Anzahl von Anzeigen, die, theilweise wenigstens heute bereits ein gewisses historisches Interesse besitzen. So zeigt die Illinois Central Eisenbahn im genannten Jahrgang den Verkauf ihrer in Counties Shelby, Cumberland, Fayette, Effingham, Clary und Odin gelegenen Ländereien an, wo sich infolge der Gründung eines „ausschließlich deutschen Land-Departments" bereits viele Deutsche angesiedelt hätten. Als Leiter dieses „deutschen Land-Departments" nennt die Anzeige Hon. Francis Hoffmann, den bekanntlich erst vor einigen Jahren auf seiner bei Jefferson in Wisconsin gelegenen Form gestorbenen ehemaligen Vice-Gouverneur des Staates Illinois.

In der Hauptanzeige heißt es an einer Stelle: „Die Compagnie beabsichtigt, zwischen Neoga und Effingham, in Shelby County, eine neue Station zur Gründung einer neuen deutschen Stadt anzulegen." Die Umgegend sei fast ausschließlich von Deutschen angesiedelt. — Diese „neue deutsche Stadt" ist Sigel! Heißt es doch in einer zweiten Anzeige wörtlich:

Neue deutsche Stadt.

An der Illinois Centralbahn, ca. 190 Meilen südlich von Chicago, ist von dem deutschen Land-Department der Illinois Centralbahn eine Stadt ausgelegt worden, die den Namen

Sigel

trägt. — Die Stadt befindet sich in einer ausgezeichneten, meist von Deutschen bewohnten Gegend und bietet neuen Ansiedlern besondere Vortheile. — Die Lotten haben eine Front von 33 bis 48 Fuß und werden an solche, die sich dort anbauen wollen, zu äußerst niedrigen Preisen abgelassen. — Handwerker, deren Geschäfte ins Leben greifen, werden dort sicher ein gutes Auskommen finden. — Stationshaus und Postoffice sind bereits errichtet und ein Country-Store hätte gute Aussicht auf Erfolg. — Nähere Auskunft ertheilt

Das deutsche Land-Department,
Ecke von Lake Str. und Michigan Avenue, Chicago.
P. O. Box 5973.

So die wohl im Sommer oder Herbst des Jahres 1863 verfaßte Anzeige, die in der Chronik Sigels aufgezeichnet zu werden verdient.

Sigel und Halleck.

Von Wilhelm Kaufmann.[1])

Bei den Missourier deutschen Truppen von 1861 waren die pfälzisch-badischen Revolutionäre so zahlreich vertreten, daß man fast annehmen konnte, die Soldaten hätten die Fahnen und Uniformen von 1848—49 mit den amerikanischen von 1861 vertauscht. Die meisten der Offiziere kannten sich von den badischen Schlachtfeldern her, hatten gemeinsam das Elend des Flüchtlingslebens erduldet und dann manches Jahr in St. Louis und Umgegend dicht bei einander gelebt. Bei den vielen Reformversuchen der Achtundvierziger — Versuche, welche uns jetzt oft zur Heiterkeit stimmen, so ernsthaft sie auch gemeint gewesen sind —, bei den deutschen Bestrebungen zur Aufrechterhaltung von Schule und Bühne, in den Turnhallen und Freimännerbünden sowie auch bei den zahllosen Fehden der „Grauen"[2]) mit den „Grünen" hatten Letztere stets als geschlossene Einheit zusammengestanden. Im Felde wurde dieser Zusammenhalt noch verstärkt, die Herren waren ja jetzt stets beisammen und mit ihren anglo-amerikanischen Kameraden besaßen sie nur sehr geringe Fühlung. Das deutsche Offizierscorps bildete einen großen Freundeskreis und auch recht viele der gemeinen Soldaten gehörten demselben an.

Daß sich unter diesen Umständen eine ganz eigenartige Disciplin herausbilden mußte, ist natürlich. Rangunterschiede wurden sehr wenig beobachtet. Der General Sigel hieß fast nur „der Sigel" und oft genug auch der Franz. Bei den Obersten, Majoren, Hauptleuten u. s. w. war es ähnlich. Die meisten der Offiziere dutzten einander und nicht wenige Soldaten dutzten wohl auch ihre Offiziere. Das führte jedoch durchaus nicht zur Disziplinlosigkeit. Der militärische Gehorsam litt nicht unter diesen patriarchalisch - kameradschaftlichen Beziehungen, bei aller Derbheit herrschte doch Eintracht in der Truppe, und wenn sich ein Streber hervorwagte, so wurde er sehr rasch beseitigt, d. h. niedergebrüllt. Die Umgangsformen in der Truppe mögen nicht immer einwandfrei gewesen sein, aber das kameradschaftliche Verhältniß war doch ein schönes, ja man kann sagen ein herzliches. Auch hatten die Soldaten Vertrauen in ihre Führung und die Offiziere verdienten dasselbe durchaus. Sie waren fast sämmtlich Männer in reiferen Jahren und viele unter ihnen waren hochgebildet. Sie verstanden es, die Mannschaften richtig zu nehmen, einen allzu derben Ausdruck zu überhören und doch eine gewisse nothwendige Schranke zu ziehen.

Zu den Traditionen der badischen Revolution, welche in der Truppe herrschten und stets gepflegt wurden, gehörte aber auch das

[1]) Aus des Verfassers im nächsten Frühling erscheinenden Werke „Die Deutschen im amerikanischen Bürgerkriege".

[2]) Die „Grauen" nannte man die durch die deutsche Erhebung der Dreißiger Jahre nach Amerika vertriebenen Deutschen, die „Grünen" die Achtundvierziger Flüchtlinge. Zwischen diesen beiden Cliquen herrschten jahrelang erbitterte Kämpfe. Die „Grauen", welche seit über zwanzig Jahren in Amerika gelebt und gewirkt hatten, belächelten den Reformeifer, welche ihre „grünen" Landsleute auf dem Gebiete der amerikanischen politischen, socialen und religiösen Fragen an den Tag legten, und bemängelten namentlich den Ton, in welchem die „Grünen" über Dinge sprachen und schrieben, für deren Beurtheilung sie so wenig Verständniß besaßen. Die Grauen belegten die Grünen auch mit dem Kosenamen „Bourbonen" (Leute, welche nichts lernen und nichts vergessen). Die „Grünen" aber zahlten ihren früher eingewanderten Landsleuten jene Ausstellungen oft in unglaublich derber Weise zurück. Erst in den Stürmen der Sklavereibewegung fanden sich Graue und Grüne wieder zu gemeinsamen Zielen vereint.

Recht der Kritik Vorgesetzten gegenüber. Dieses Recht konnte man den vielen Pfälzer „Kriegern" überhaupt nicht nehmen, die Offiziere übten es auch selbst aus. Es wurde viel räsonirt und geschimpft, besonders aber richtete sich diese Kritik gegen die Westpointer Oberoffiziere, welche allerdings nichts davon erfuhren, denn jenes Ventil puffte in deutschen Tönen. Als jedoch die Sigel'schen Offiziere in englischer Sprache einen feierlichen Protest gegen die Absetzung ihres früheren Chefs Fremont einreichten, da sah Fremont's Nachfolger, der General Halleck, in dieser That nicht nur einen groben Verstoß gegen die Disziplin, sondern auch ein Mißtrauensvotum gegen seine eigene werthe Person. Uebrigens hatten die deutschen Offiziere wesentlich gegen das Unzeitgemäße der Absetzung Fremont's protestiren wollen, sich dabei jedoch in der Form nicht unbedenklich vergriffen. Jener Protest mußte Halleck übrigens sehr unbequem sein, weil seine Stellung in Missouri auch eine politische war. Er hatte sich wesentlich auf die Republikaner und Unionsfreunde zu stützen, und unter diesen bildeten die Deutschen auch damals wohl noch das wichtigste Element. Sie waren tief verletzt durch das, was sie Lincoln's Schlaffheit in der Sklavereifrage nannten; diese Stimmung aber richtete sich jetzt auch gegen Halleck, der als Vertreter Lincoln's in Missouri angesehen wurde. Dem Proteste der Sigel-schen Offiziere schlossen sich fast alle deutschen Sklavereigegner an und dadurch wurde Halleck's politisches Wirken außerordentlich erschwert.

Halleck hielt Sigel für den Urheber aller dieser Unstimmigkeiten und schrieb sie dem deutschen General auf das Kerbholz. Halleck war schon mit Vorurtheilen gegen die deutschen Offiziere nach St. Louis gekommen und er war außerdem ein sehr hartköpfiger Herr und ein starker Hasser. Er ließ im Geheimen eine Art Untersuchung der Sigel'schen Kriegsthaten veranstalten und seine Informanten waren wesentlich Sigel's Feinde Sturgis und Schofield. Auch beschränkte sich diese Untersuchung nur auf Sigel's Verhalten bei Wilsons Creek, umfaßte nicht seine früheren bedeutenden Leistungen bei Camp Jackson und namentlich bei Carthage. Daß Sigel bei dieser „Untersuchung", von welcher er gar nichts wußte, sehr schlecht abschnitt, ist ohne Weiteres klar. Er stand ja nach Wilsons Creek sozusagen „unter einer Wolke" und hatte noch keine Gelegenheit gefunden, jene Scharte auszuwetzen. Halleck sandte am 14. Januar 1862 an den Obergeneral McClellan[3]) einen geradezu abscheulichen Bericht über Sigel und die deutschen Offiziere ein, in welchem sich folgende Stellen befinden:

„Eine andere ernstliche Schwierigkeit liegt in der Existenz und dem Charakter vieler Truppen, welche bisher in Missouri organisirt wurden. Einige dieser Corps sind nicht allein in völlig ungesetzlicher Weise errichtet worden, sondern auch durchaus nicht zuverlässig. Im Gegentheil, da sie meistens aus Fremden bestehen, in vielen Fällen von ausländischen Abenteurern, oder vielleicht Verbrechern (Refugees from justice) befehligt, und von Parteikleppern für politische Zwecke beeinflußt werden, so bilden sie ein gefährliches Element in der Armee. Die Body Guards, Marine Corps, Telegraph Corps, Railroad Guards und Benton Guards wurden bereits ausgemustert. Die Home Guards in Boonville und Jefferson City wurden mit Gewalt entwaffnet, und eine Anzahl anderer Organisationen dieser irregulären Trup-

[3]) McClellan kommandirte die Potomac Armee, aber auch das westliche Heer war ihm unterstellt, obschon er von den Dingen im Westen gar keine Ahnung hatte. Alle Berichte mußten ihm eingesandt werden und bei ihm lag die Entscheidung. Der deutsche Bürokratismus hat kaum schlimmere Blüthen getrieben, als der amerikanische „red tape".

pen werden in einigen Tagen entlassen werden. Einige dieser aus Ausländern gebildeten Truppen bestehen aus ausgezeichneten Leuten, während andere ohne Disziplin und Subordination und im Felde nichts anderes sind, als Barbaren. Wohin sie gehen, machen sie alle Unionsleute zu bitteren Feinden. Der beiliegende Brief von General Schofield ist ein „schönes" Beispiel von dem, was über sie von anderen Orten berichtet wird. In der That haben mich eifrige Anhänger der Union aus Südwest Missouri (und darunter Colonel Phelps, ein Mitglied des Kongresses) gebeten, nicht zu erlauben, daß General Sigel's Truppen dorthin zurückkehren, da diese Truppen, wohin sie gingen, Freund und Feind ohne Unterschied geplündert haben. Ich werde jedoch gezwungen sein, seine (Sigel's) Division zu benutzen, da ich keine andere Truppen habe, um sie gegen den conföderirten General Price zu schicken. — Als ein Beispiel von der Art des Vertrauens, welches man in einige dieser fremden Abenteurer setzen kann, die in hohe Stellungen in der freiwilligen Armee gebracht wurden, will ich die Thatsache erwähnen, welche mir aus sehr glaubwürdigen Quellen zugekommen ist, daß eine Anzahl der fremden Offiziere eine Versammlung abgehalten haben und daß darin beschlossen worden ist, im Falle die Trent Affaire[4]) zu einem Kriege mit England führen sollte, zusammen („in a body") *unseren* Dienst zu verlassen und nach Kanada zu gehen."

Sigel erfuhr von diesem Berichte Halleck's an McClellan erst nach vielen Jahren, und zwar aus der Veröffentlichung des amtlichen „War Record". Er konnte also gegen die völlig unbegründeten Unterstellungen nicht *sofort* protestiren, aber dreißig Jahre nach dem Kriege schreibt Sigel in seinem New York Monthly darüber Folgendes:

„Diese Beschuldigung (wegen der Trent Affaire) wurde von Halleck gegen Männer erhoben wie Asboth, der bei Pea Ridge verwundet wurde und nach dem Kriege an einer zweiten Wunde verstorben ist, die er, an der Spitze seiner Reiter vorgehend, in Florida erhalten hatte; gegen Hassendeubel, der vor Vicksburg ruhmvoll gefallen ist; gegen Oberst Knoderer, der tapfer kämpfend bei Suffolk schon verwundet wurde und bald darauf starb; gegen Oberst John A. Fiola, den Chef der Topographischen Abtheilung unter Fremont; gegen Oberst Meysenburg, gegen Osterhaus und viele Andere. Aber Halleck machte diese Patrioten zu Verräthern, diese Leute, welche Missouri gegen die Rebellen vertheidigt haben!" — Ferner sagt Sigel: „Was den von Halleck erwähnten Brief von Schofield anbetrifft, so bezog sich derselbe besonders auf das Kavallerie-Bataillon des Major Hollan aus Warrenton, das aber *nicht* aus Deutschen bestand. Und Phelps war damals ein eifriger Freund der Sklaverei." (Sigel kam in Rolla mit Phelps zusammen und hatte dort

[4]) Die Trent Affaire. — Zwei nach Europa entsandte Emissäre der conföderirten Regierung, Mason und Slidell, befanden sich Anfang November 1861 auf dem englischen Postschiffe *Trent*. Dasselbe wurde auf hoher See von einem Bundeskriegsschiffe angehalten und die beiden Rebellen wurden gefangen nach den Ver. Staaten zurückgebracht. Die Engländer erhoben Protest gegen derartige Ausübung der Seepolizei, obschon England selbst in früherer Zeit stets in ähnlicher Weise gehandelt hatte. England rüstete sofort gegen die Ver. Staaten und es schien eine Zeit lang, als ob der Krieg unvermeidlich sei. Ein solcher Krieg würde sich aber, abgesehen von der See, in *Kanada* abgespielt haben. Der Streit wurde rechtzeitig beigelegt, indem die Washingtoner Regierung die beiden Gefangenen wieder an England auslieferte. Das Niederträchtige in der obigen Anspielung Halleck's besteht darin, daß die „fremden Offiziere in *hohen* Stellungen" (welche doch nur die höheren Offiziere der Sigel'schen Division sein konnten) die Absicht gehabt haben sollten, zum neuen Landesfeinde und zwar zusammen (in a body) überzulaufen und gegen die Vereinigten Staaten auf englischer Seite zu kämpfen.

eine sehr erregte Debatte mit dem Kongreßmann über die Sklavereifrage.)

Sigel hat obigen Brief Halleck's noch viel zu milde beurtheilt. Es ist geradezu schändlich, daß Halleck die politischen Flüchtlinge aus Deutschland als „Refugees from justice" bezeichnet, sie also in eine Klasse stellt mit gemeinen Verbrechern, welche sich der Justiz durch die Flucht entzogen haben. Wenn England im amerikanischen Revolutionskriege Sieger geblieben wäre, so hätten Washington, Jefferson, Hamilton, Adams, Franklin und die übrigen Patrioten vielleicht ebenfalls in einem neutralen Lande Zuflucht suchen müssen, denn daß die britischen Sieger diese Revolutionäre milder behandelt haben würden, als die deutschen Regierungen die Freischaarenführer von 1848—49 behandelt haben, ist keineswegs sicher. Die Grausamkeiten, welche die gefangenen amerikanischen Patrioten auf den schwimmenden Gefängnissen der Engländer zu erdulden hatten, lassen eher das Gegentheil vermuthen. Die Ziele der amerikanischen Revolutionäre waren dieselben, welche von den deutschen Achtundvierzigern erstrebt wurden. Washington und dessen Gesinnungsgenossen wollten Nordamerika von dem Despotismus Englands befreien, die Achtundvierziger kämpften für ein freies und einiges Deutschland und suchten dem republikanischen Prinzip zum Siege zu verhelfen. Der einzige Unterschied der beiden Gruppen besteht nur in dem Erfolge der amerikanischen und dem Mißerfolge der deutschen Revolutionäre. Die Letzteren als „Refugees from justice" zu bezeichnen, gleichzustellen mit flüchtig gewordenen Dieben, Erpressern und Mördern, (da Halleck die Sigel'schen Soldaten als Räuber und Barbaren schildert, so hat jene Bezeichnung noch einen besonders bitteren Beigeschmack) das ist eine unerhörte Beleidigung nicht nur jener deutschen Offiziere und Soldaten von Missouri, sondern auch der halben Million deutscher Auswanderer, welche ausschließlich durch die deutsche Revolution nach Amerika vertrieben worden sind. Bei einem Westpointer der damaligen Zeit kann man allerdings nicht voraussetzen, daß er sich des Dankes bewußt ist, welchen die Union gerade dieser halben Million deutscher Einwanderer schuldet. Aber der in Missouri kommandirende General hätte doch wenigstens wissen müssen, daß nur durch die Deutschen die Stadt St. Louis der Union erhalten worden ist, sowie daß jene „Refugees from justice" die hauptsächliche Rolle bei dieser Glanzthat gespielt haben.

Die Sigel'schen Soldaten werden von Halleck als Räuber und Barbaren bezeichnet. Weshalb? Weil sie Nahrungsmittel, welche die Regierung nicht rechtzeitig liefern konnte, wegnahmen, wo sie dieselben fanden. Neun Zehntel der Bevölkerung von Süd-Missouri war rebellisch. Jeder Unionsmann war diesen Leuten vogelfrei, nicht allein in Bezug auf seine Habe, sondern auch auf sein Leben. Bei solchen Zuständen und Provokationen sollten Sigel's Soldaten sich allein auf civilisirte Kriegsführung beschränken, sollten verhungern, obschon das Feindesland sie ernähren konnte? Die Anschuldigung Halleck's ist ebenso unlogisch, als sie infam ist. Und wer beklagte sich denn über die Sigel'schen „Barbaren"? Das waren die Leute, welche triumphirten, als der abgesetzte Sklavenbefreier Fremont durch einen Nachfolger abgelöst worden war, von welchem sie Schutz ihres in Sklaven angelegten Eigenthums erwarteten. Geradezu albern aber ist das Bedauern Halleck's, daß ihm keine anderen Truppen als die Sigel'schen zur Verfügung stehen, um den neuen Feldzug gegen den rebellischen Südtheil von Missouri zu führen. Was wäre wohl aus der Curtis'schen Armee bei Pea Ridge geworden, wenn Sigel und dessen deutsche Truppen nicht dabei gewesen wären?

Und nun die Trent-Affaire. Wenn Halleck wirklich aus „sehr glaubwürdi-

ger Quelle", wie er in jenem amtlichen Schriftstücke sagt, erfahren hatte, daß die deutschen Offiziere gegebenen Falls nach Kanada gehen und dort unter den Engländern gegen die Vereinigten Staaten dienen wollten, so war das Hochverrath, und es wäre Halleck's Pflicht gewesen, ein Kriegsgericht einzusetzen und in strengster Weise gegen die Theilnehmer an jener angeblichen Offiziersversammlung einzuschreiten. Das aber that er nicht, sondern er denunzirte seine deutschen Kameraden in einem Berichte, von welchem er wußte, daß derselbe lange Zeit geheim bleiben, vielleicht niemals veröffentlicht werden würde, denn auch mit diesen amtlichen Schriftstücken wurde in jener ersten Kriegszeit sehr wenig ordnungsgemäß verfahren, und hunderte derartiger Berichte sind damals, wahrscheinlich zum Glück, in den Papierkorb oder in's Feuer gewandert. Der ganze Brief zeigt uns den Charakter dieses späteren Oberführers der Unionsarmee, diesen von Vorurtheilen beherrschten, kleinlich denkenden, heimtückischen, von Größenwahn befangenen Mann, welchen die Unionssoldaten später als den bösen Geist der Unionssache erkannten und ihn auch so benannten.

Als Halleck sein Amt in Missouri antrat, war Sigel an der Ruhr erkrankt und er war auch stark verärgert. Halleck ließ ihn sein Mißtrauen fühlen. Sigel aber war alles weniger als ein Diplomat; auch wußte er gar nichts von dem, was hinter seinem Rücken spielte. Da er jedoch einer der wenigen Unionsoffiziere war, welche die Kriegslage in Missouri näher kannten, so hielt er es für seine Pflicht dem neuen Oberbefehlshaber Vorschläge zu unterbreiten und einen Kriegsplan zu entwerfen. Dieser Plan kam in den wesentlichen Zügen auch zur Ausführung, aber Halleck betrachtete es als Anmaßung, daß ihm ein Untergebener, den er (H.) für einen Stümper hielt, überhaupt mit solchen Dingen nahe zu treten wagte. Das war doch durchaus gegen die Art der Disziplin, welche in Westpoint gepflegt wurde. Danach hat der Kommandirende, auch wenn er ein völliger Neuling ist, auf dem Kriegsschauplatze das Denken allein zu besorgen, und von dem Führer einer Division wird nichts anderes erwartet, als blinder Gehorsam. Auch war es Halleck sehr unangenehm, daß Sigel bei Lincoln gut angeschrieben war, sowie daß Sigel so früh Generalmajor wurde.

Ueber die Feindschaft Halleck's gegen Sigel hat sich Letzterer ausführlich ausgesprochen in einem Briefe an Herrn Wilhelm Blos in Canstatt, den Herausgeber von „General Franz Sigel's Denkwürdigkeiten aus den Jahren 1848—49". Dieser Brief, welcher auch einen recht häßlichen Seitenhieb des General Grant auf Sigel zur Sprache bringt, ist vom 26. September 1896 datirt. Sigel beklagt sich darin, daß Halleck wichtige Dokumente, welche S. dem H. zur Weiterbeförderung an den Präsidenten Lincoln übergeben hatte, nicht weiter gegeben, sondern zurückbehalten hatte. Darüber war Sigel verärgert und in dieser Stimmung schrieb Sigel an seinen Schwiegervater Dullon in New York einen Privatbrief, in welchem er von Halleck sagte, „derselbe habe nicht als Soldat, sondern als pfiffiger Advokat ihm (S.) gegenüber gehandelt." Dieser Brief wurde dann von Dullon (leider) in der New Yorker Volkszeitung abgedruckt, von der englischen Presse aus dem deutschen Texte übersetzt und ging dann durch die gesammte Presse des Landes. Halleck hat sich Sigel gegenüber nicht über diesen Brief geäußert, aber sein Groll gegen Sigel kam nun bei jeder Gelegenheit zum Vorschein. — Als Sigel am 15. Mai 1864 die Schlacht bei New Market (Virginien) verloren hatte, schrieb Halleck an General Grant bezüglich dieser Schlacht: „Sigel thut nichts Anderes als Davonlaufen (fliehen) und er hat auch nie etwas anderes gethan." Und diesen verleumderischen Brief Halleck's hat Grant in seinen Memoi-

ren ohne jeden Kommentar abgedruckt, demselben also eine sehr weite Verbreitung gegeben. Sigel war wegen der unter dem Präsidenten Grant herrschenden Korruption gegen Grant aufgetreten, als Grant einen dritten Präsidentschaftstermin anstrebte. Die Veröffentlichung des Halleck'schen Briefes wegen New Market ist Grant's Quittung für Sigel's politisches Vorgehen.

* * *

Als nach der Schlacht von Pea Ridge (6. bis 8. März 1862) Sigel's entscheidender Eingriff vom Oberkommando völlig ignorirt worden war, beschloß Sigel, sich nach der Potomac Armee versetzen zu lassen. Wahrscheinlich wollte Sigel auf diese Weise Halleck entgehen. Aber kaum hatte Sigel den Befehl über das erste Corps der centralvirginischen Armee von Lincoln zugesichert erhalten, als Halleck von Missouri nach Washington versetzt wurde und zwar als Oberfeldherr sämmtlicher Unionsheere. Sigel hatte jetzt nicht nur seinen ärgsten Feind als Vorgesetzten an höchster Stelle, sondern mußte nun auch unter einem besonderen Günstling Halleck's, dem General Pope dienen.

Wie Halleck zur Oberbefehlshaberschaft gelangte, ist weit leichter zu erklären, als die Thatsache, daß dieser völlig unfähige Mann sich bis zum Frühling 1864 in dieser Stellung gehalten hat und daß er sogar bis zum Ende des Krieges Generalstabschef blieb, nachdem Grant die oberste Führung übernommen hatte.

Bekanntlich hatten die Westpointer Offiziere nicht die geringste praktische Erfahrung in der Truppenführung großen Stils. Ferner waren die Tüchtigsten unter den vorhandenen Berufsoffizieren zum Feinde übergetreten. So sehen wir auf südlicher Seite die Westpointer Lee, Jackson, beide Johnston's, Beauregard und eine ganze Reihe tüchtiger Unterführer auftreten, im Nordheere jedoch fast nur Stümper. Halleck war längere Zeit Professor an der Westpointer Cadettenanstalt gewesen und hatte auch ein Werk über Kriegswissenschaft geschrieben. Auch genoß er den Ruf einer in Amerika sehr seltenen Belesenheit in militärischen Dingen. Zwar hatte er schon seit Jahren umgesattelt und war Advokat geworden, aber jedenfalls mußte ein ehemaliger Professor von Westpoint und der Verfasser eines Buches über den großen Krieg mehr von der Kriegführung verstehen, als irgend ein älterer Major oder Oberst, der manches Jahr an der Indianergrenze in Garnison gestanden und sich nur mit Rekrutendrill und kleinen Streifzügen gegen die Rothhäute beschäftigt hatte. So wurde Halleck als „einziger Kriegsverständiger" zunächst Nachfolger Fremont's im Westen und als McClellan's Mißerfolge auf der Halbinsel zu Tage getreten waren, Oberbefehlshaber[5]). Man erwartete große Dinge von Halleck, namentlich Herrn Lincoln hatte dieser „Sachkundige" außerordentlich imponirt. Halleck hat den guten Lincoln durch über drei Jahre vollständig eingewickelt, hat den Präsidenten trotz der jammervollsten Niederlagen, trotz des beständigen Fehlschlagens der Halleck'schen Pläne immer wieder zu seinen Gunsten zu stimmen gewußt. Die Einschätzung, welche man in der anglo-amerikanischen Geschichtsschreibung dem Menschenkenner Lincoln zu theil werden läßt, erscheint erheblich übertrieben, sobald man das Licht fallen läßt auf Halleck, den vertrauten militärischen Rathgeber Lincoln's, den „Barnum" unter den Unionsgeneralen. Ein einziges Mal ist Halleck als Truppenführer aufgetreten, und dabei hat er sich nach Kräften blamirt. Er gestattete, daß der conföderirte General Beauregard, welcher Corinth mit

5) McClellan's Absetzung war schon im Juli 1862 im Prinzip beschlossen worden, die Washingtoner Behörden fanden aber, wegen der Beliebtheit McClellan's bei seinen Truppen, damals noch nicht den Muth, jenen Beschluß auszuführen.



45,000 Mann besetzt hatte, aus dieser „Falle“ ohne Verlust entkommen konnte, obwohl Halleck mit 105,000 Mann leicht im Stande gewesen wäre, diese wichtigste feindliche Armee des Westens unschädlich zu machen. Diese klägliche Geschichte wußte Halleck den Washingtoner Behörden so darzustellen, daß ein „großer Sieg“ daraus geworden ist, und der damit verknüpfte Ruhm trug dazu bei, den „Sieger von Corinth“ zum Oberbefehlshaber zu machen.

Halleck hat niemals wieder ein Heer im Felde geführt, sondern sich darauf beschränkt, vom grünen Tisch in Washington aus die von ihm eingesetzten Unterführer telegraphisch zu dirigiren. Er spielte etwa eine Rolle, wie die österreichischen Kabinetsgeneräle zur Zeit Maria Theresia's. Da er die Gebiete, in welchen die Kämpfe stattfanden, nicht kannte und nicht einmal einigermaßen zuverlässige Karten besaß, da auch der Aufklärungsdienst der Unionsheere Mangels einer gut berittenen und ausgebildeten Kavallerie fast stets versagte, so war diese Kriegsleitung aus der Ferne verhängnißvoll im höchsten Grade. — Halleck's erste That war die Abberufung der Potomac Armee von der Halbinsel zu einer Zeit, als dieselbe endlich (nach McClellan's Siege bei Malvern Hill) eine gute Stellung in der Nähe Richmonds besaß, die sich leicht behaupten ließ und auf dem Seewege ihre Verbindungen mit Washington hatte, also ohne Kämpfe und ohne Verluste verstärkt und verproviantirt werden konnte. Aber McClellan war keine Puppe Halleck's, und das ist wohl der Hauptgrund jener völligen Aenderung des Kriegsplans gewesen. Halleck war es, der sodann seinen Günstling Pope an die Spitze der in Virginien kämpfenden Unionsheere stellte, eine Maßregel, welche schon deshalb verderblich war, weil dadurch nicht allein McClellan, sondern auch dessen sämmtliche Unterführer gereizt und gegen Pope aufgebracht wurden. Diese schließlich zu bitterer Feindschaft ausartende Verstimmung hatte sich sogar auf die Soldaten der McClellan'schen Armee ausgedehnt. Der ganze Sommerfeldzug von 1862 wurde von Pope und Halleck verpfuscht und endete mit der gräßlichen Niederlage von Bull Run II. Dann trat für kurze Zeit McClellan wieder an die Spitze des Heeres, aber dessen beide Nachfolger Burnside und Hooker waren wieder „Erfindungen“ des Herrn Halleck, und die Schreckenstage von Fredericksburg und Chancellorsville bezeichnen die Richtung, wohin die von diesen Generalen beliebte Kriegsleitung führte. Halleck wurde das Haupt und der führende Geist der Westpointer Offiziersclique, welche von seiner Ankunft in Washington an einen festgeschlossenen Ring bildete und alle höheren Befehlshaberstellen monopolisirte. Daß diese Herren als amerikanische Berufsoffiziere das erste Anrecht auf solche Stellen hatten, ist bereits erwähnt worden, aber diese Bevorzugung durfte nicht so weit ausgedehnt werden, daß tüchtige Offiziere, welche nicht aus Westpoint stammten, dadurch in ganz ungebührlicher Weise zurückgesetzt wurden, namentlich nachdem das Führertalent der Westpointer so jammervolle Ergebnisse gezeitigt hatte. Aber die Macht jener Clique blieb unerschüttert bis zum Ende des Krieges, und auch die Ueberhebung und der Klassenstolz der Westpointer gegenüber den Kameraden, welche nicht aus jener Kriegsschule hervorgegangen waren, herrschte bis Appomatox vor. Besonders nachtheilig waren diese Verhältnisse für die deutschen Offiziere, zumal für Sigel, der den kleinlichen Privathaß Halleck's bis an das Ende seiner militärischen Laufbahn verspürte.

Halleck hat übrigens später in ähnlicher Weise gegen Grant, McClellan und Sherman intriguirt, gegen die beiden ersteren in geradezu gemeiner Weise, wie man sowohl aus Grant's eigenem Buche, wie aus denjenigen seiner Biographen Deming und Badeau, sowie aus McClellan's „Own Story“ ersehen kann.

Die Deutschen in Illinois.

Von Emil Mannhardt, Chicago.

Schon unter den Franzosen, welche zur Zeit, als General George A. Clarke durch die Einnahme von Kaskaskia und Vincennes das Gebiet von Illinois für Virginien eroberte, so ziemlich dessen einzige weiße Bewohner waren, befanden sich dort einige, wenn auch wenige, Deutsche. Und zwar sowohl unter den Soldaten und Offizieren, wie unter den höheren Beamten. Zumeist waren es wohl Elsässer; doch von Einem, dem Richter Philipp Engel, wissen wir, daß er ein Hessen-Darmstätter war. Kaum mehr als ein Dutzend Deutsche ließen sich während des letzten Jahrzehnts des achtzehnten und während des ersten Jahrzehnts des neunzehnten Jahrhunderts in Illinois nieder, und aus dessen zweitem Jahrzehnt ist nur die Niederlassung eines deutschen Maurers in Belleville und die dreier Schweizer-Familien in der Nähe dieses Ortes festgestellt. Dagegen hatte während dieser 30 Jahre eine ziemlich ansehnliche Einwanderung deutscher Nachkommen aus Nord- und Süd-Carolina, Alabama, Kentucky und Tennessee, zum Theil auch aus Pennsylvanien und Virginien stattgefunden, — Nachkommen, welche noch der deutschen Sprache oder der pennsylvanischen Abart derselben mächtig waren. Denn sie bildeten Kirchengemeinden, in denen noch bis in die vierziger und fünfziger Jahre hinein deutsch (und englisch) gepredigt wurde. Von einer in Union County wissen wir sogar, daß sie erst im Jahre 1869 ihre bis dahin deutsche Gemeinde-Verfassung durch eine in englischer Sprache abgefaßte ersetze.

Das dritte Jahrzehnt brachte einige sehr tüchtige Landwirthe, welche die Eingeborenen den diesen bis dahin unbekannten Weizenbau lehrten, nach dem südlichen Illinois; wie überhaupt dieses vor dem Jahre 1830 fast ausschließlich von der Einwanderung, der inländischen und ausländischen, aufgesucht wurde. Im mittleren und nördlichen Illinois gab es, weil diese Gegenden noch nicht von den Indianern gesäubert waren, nur erst wenige vorgeschobene weiße Niederlassungen an den Flüssen (Alton, Quincy, Beardstown, Peoria, Kickapoo, Springfield), bei den Bleigruben in und um Galena, und die aus wenigen Hütten bestehende um das Fort Dearborn herum am Michigan-See — das zukünftige Chicago. Unter der bunten Grubenbevölkerung in und bei Galena befanden sich einige Deutsche und Schweizer; der erste Bürgermeister des Ortes hieß Stahl und war von deutschen Eltern in Baltimore geboren worden. In Beardstown hatte sich der bedeutende Geschäftsmann und Städtegründer Franz Arenz (geb. in Blankenburg im Regierungsbezirk Cöln und 1827 nach Amerika gekommen) niedergelassen.

Erst das vierte Jahrzehnt brachte, wie in die sämmtlichen Mittelstaaten, so nach Illinois, eine bedeutende deutsche Einwanderung. Und das südliche Illinois wurde besonders begünstigt durch die Niederlassung einer beträchtlichen Zahl hochgebildeter und studirter Männer, welche durch die trüben politischen Verhältnisse in der Heimath und die, der verunglückten revolutionären Erhebung von 1833 folgende, politische Verfolgung zur Auswanderung getrieben waren. Sie übten nicht nur durch ihre hohe Bildung auf ihre Umgebung einen aufklärenden und verfeinernden Einfluß aus, sondern machten sich als Aerzte (Trapp, Berchelmann, Reuß), als hohe Beamte (Oberrichter und Gouverneur Körner), als bahnbrechende Pädagogen (Georg Bunsen), als herragende Forscher und Gelehrte (Wislicenus, Georg Engelmann, Julius und

Eugen Woldemar Hilgard), als bedeutende Finanzmänner (Eduard Abend, Henry Villard) und als tapfere Soldaten und Heerführer im Bundeskriege (Engelmann, von Gangelin, Kircher, u. A.) nicht nur ihrer näheren Umgebung nützlich, sondern wurden zum Theil für das ganze Land von hervorragender Bedeutung. Ungefähr zu gleicher Zeit mit diesen, die sich Belleville und Umgebung zum Wohnsitz erkoren, kamen nach Madison County die Köpfli und Suppiger aus der Schweiz und legten den Grund zu den großen schweizer Niederlassungen in jenem County. Gegen Ende des vierten Jahrzehnts erhielt das südliche Illinois noch einen starken Zuzug von Lutheranern, einige davon Sachsen, die mit dem Bischof Stephan gekommen waren, meist aber pommersche Bauern, die der von Friedrich Wilhelm III. von Preußen dekretirten Verschmelzung des reformirten und lutherischen Bekenntnisses aus dem Wege gingen und die sich meistens in den südlichen Counties Washington, Randolph und Monroe niederließen. Nach dem Black Hawk-Kriege, während dessen Chicago in der Person des Marketenders und Bäckers Matthias Meyer seinen ersten bleibenden deutschen Einwohner erhielt, begann auch die Einwanderung Deutscher in die nördliche Hälfte des Staates einen Anlauf zu nehmen. Als Chicago 1837 Stadt wurde und seine ersten Beamten wählte, zählte man unter den Wählern bereits 18 Deutsche. In dem norwestlichen Winkel von Cook County und den angrenzenden Theilen von DuPage County ließen sich seit 1834 eine Anzahl Bauern aus dem westlichen Hannover und dem Schaumburgischen nieder, die schon 1837 gemeinsam mit den Chiagoer Protestanten eine eigene Gemeinde bildeten, welche am 1. Januar 1839, dem erhaltenen Kirchenbuche zufolge, über 100 Mitglieder zählte. Ueberhaupt bildet das Jahr 1837 den Ausgangspunkt der kirchlichen Gemeindebildung unter den Deutschen Illinois. In Quincy findet sich eine protestantische und eine katholische, in Belleville eine katholische und eine freie protestantische, in Washington County eine lutherische Gemeinde.

Der Bau des Illinois-Michigan Kanals führte Ende der dreißiger und in den vierziger Jahren eine Anzahl deutscher Arbeiter in den nördlichen Theil des Staates, aus denen später Ansiedler wurden. Das Ende des fünften und das sechste Jahrzehnt brachten viele Achtundvierziger, zum Theil hochgebildete Männer, von denen einige, wie Georg Schneider, Lorenz Brentano, Caspar Butz, Rößler, Wilhelm Rapp und Hermann Raster (dieser kam freilich erst nach dem Bürgerkriege nach Illinois), sich einen nationalen Namen gemacht haben. Der Mehrzahl nach aber waren es tüchtige Bauern, Handwerker und Geschäftsleute. Da in Illinois noch viel gutes Land billig zu haben war, zog es besonders den deutschen Bauernstand mächtig an, und infolge davon auch den Handwerker, dem in den schnell aufblühenden kleinen und großen Städten sicherer Verdienst in Aussicht stand. Im siebenten Jahrzehnt brachte nach dem Bürgerkriege das während desselben angenommene Heimstättengesetz eine neue starke landwirthschaftliche Einwanderung; an den großen deutschen Einwanderungen der siebziger und achtziger Jahre nahm Illinois in gleichem Maße Theil, wie der übrige Norden.

Die deutsche Einwanderung in Illinois stellte sich in den einzelnen Jahrzehnten nach einer auf die jedesmaligen Bestände an deren Ende gegründeten Berechnung wie folgt:

Bis 1840	10,356
Von 1841 bis 1850......	36,678
Von 1851 bis 1860......	143,290
Von 1861 bis 1870......	87,855
Von 1871 bis 1880......	88,284
Von 1881 bis 1890......	143,220
Von 1891 bis 1900......	82,171

Im Jahre 1900 hatte der Staat Illinois nach der amtlichen Volkszählung jenes Jah-

res 4,734,873 weiße Einwohner. Davon waren 359,679 eingewanderte Deutsche — Reichsdeutsche, Deutsch-Oesterreicher, Deutsch-Schweizer und Luemburger — die auch in den oben angeführten Ziffern eingeschlossen sind. Nicht eingeschlossen darin sind die Ungarn, von denen die große Mehrzahl gute Deutsche sind, und auch nicht die aus dem deutschen Reiche kommenden Polen, von denen ein beträchtlicher Theil deutsche Gesittung angenommen hat. Deren Zahl betrug allein in Cook County im Censusjahre 34,285.

Zu diesen eingewanderten Deutschen kamen 934,149 deutsche Nachkommen der deutschen Einwanderung des letzten Jahrhunderts, wovon der Volkszählung zufolge 650,070 au die von deutschen Eltern in den Vereinigten Staaten geborenen Kinder, der Rest von 284,879 auf die Enkel und Urenkel derselben entfallen. Im Ganzen also belief sich der von der deutschen Einwanderung des 19ten Jahrhunderts zur Bevölkerung von Illinois gestellte Antheil im Jahre 1900 auf 1,293,828 oder 26,83 Prozent der weißen Bevölkerung. Das ist aber noch lange nicht der Gesammtantheil deutschen Blutes daran. Denn auch die Nachkommen der deutschen Einwanderer des 17ten und 18ten Jahrhunderts sind in Illinois in großer Stärke vertreten. Ihren Antheil an der Hand amtlicher Erhebungen zu ermitteln, ist leider nicht möglich, denn in den amtlichen Volkszählungsberichten sind sie selbstverständlich, wie auch die Enkel der im letzten Jahrhundert Eingewanderten, als Kinder eingeborener Eltern aufgeführt. Giebt auch der Census an, wie viele der im Jahre 1900 in Illinois wohnenden Personen in anderen Staaten geboren sind, so würde selbst die Kenntniß des Verhältnisses der Bevölkerung deutscher Abstammung zur Gesammtbevölkerung in diesen Staaten nicht genügen, um den Antheil deutschen Blutes an diesem Zuzuge festzustellen. Denn die deutschen Nachkommen scheinen, wie die Besiedlungsgeschichte des Nordwestgebiets deutlich beweist, sich in Amerika die deutsche Wanderlust bewahrt zu haben. Nachweisbar befanden sich unter denen, welche im ersten Drittel des 19ten Jahrhunderts aus Nord-Carolina nach Illinois übergesiedelt sind, ein reichliches Drittel deutscher Nachkommen, und die haben natürlich wegen ihres fast hundertjährigen Wohnsitzes im Staate eine zahlreiche Nachkommenschaft erzeugt. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß einige dieser Familien sich rein deutsch erhalten haben. Von den Nachkommen der Deutschen, welche einst das Shenandoah-Thal in Virginien und das westliche Maryland bebauten und bevölkerten, und von dort verschwunden sind, haben sich viele in Illinois angesiedelt. So befindet sich eine bedeutende Niederlassung von Dunkers deutscher Abstammung im illinoiser County Ogle. Besonders stark war der Zuzug dieser deutschen Nachkommen aus Pennsylvanien, Virginien und Maryland in den Jahren 1840 bis 1860. Das ergiebt sich aus den geschichtlichen Aufzeichnungen der einzelnen Counties. Und sie waren in dem noch menschenleeren Staate vor Anderen willkommene Gäste, sowohl als tüchtige Ackerbauer, wie ganz besonders die Pennsylvanier als Handwerker und Mechaniker. Fast immer findet man ihre Geschicklichkeit gerühmt und besonders wird hervorgehoben, daß sie ihre Werkzeuge mitbrachten. Denn an solchen mangelte es auch noch in den fünfziger Jahren so sehr, daß in manchen Gegenden die Axt alle andern ersetzen und alle Arbeit des Tischlers und Zimmermanns verrichten mußte. Die Mehrzahl der ersten Mühlen im Staate scheint von Deutsch-Pennsylvaniern angelegt worden zu sein. In Chicago und Umgegend wohnen mehrere Nachkommen von Deutschen aus dem Mohawk-Thal, deren Ahnen unter Herckheimer fochten.

Aber ist auch die Zahl dieser deutschen Nachkommen nicht an der Hand amtlicher Erhebungen festzustellen, so läßt sie sich doch mit einiger Sicherheit aus dem Mischungs-

verhältniß berechnen, das im Jahre 1830 unter der amerikanischen Bevölkerung bestand. Nach solcher in den D. A. Geschichtsblättern, Band 4, Heft 3, veröffentlichten Berechnung, an deren annähernden Richtigkeit zu zweifeln bis dahin kein Anlaß vorliegt, stellt sich dieser deutsche Antheil auf 674,089, und bringt den gesammten deutschen Antheil an der weißen Bevölkerung von Illinois auf 1,967,926 oder 41.56 Prozent der weißen Bevölkerung.

Jedoch nicht die Menge giebt den Ausschlag, sondern das Thun. Was haben diese vielen Deutschen und deutschen Nachkommen in Illinois für Illinois und dadurch für das ganze Land geleistet?

Nun, gar Manches. Zunächst hat der deutsche Bauer einen ganz hervorragenden Antheil an der landwirthschaftlichen Blüthe des Staates. Rühmte man schon den Deutsch-Pennsylvaniern nach, daß sie ihre Farmen in besseren Zustand zu bringen und darin zu erhalten wußten, als ihre Nachbarn, so ward dasselbe Lob in noch höherem Maße von absolut unparteiischer Seite den im vorigen Jahrhundert eingewanderten deutschen Bauern zu Theil. — Wenn in den zehn Jahren von 1850 bis 1860 der Bestand des angebauten Landes in Illinois sich fast verdreifacht, der Werth der Farmen auf das Vierundeinhalbfache steigt, Illinois als Korn und Weizenproduzent an die erste Stelle rückt, die Butterfabrikation von ein auf achtundzwanzig Millionen klimmt, während die Bevölkerung sich nur verdoppelt, so darf man wohl dieses außerordentliche Ergebniß zum guten Theil auf Rechnung der hunderttausend fleißigen und tüchtigen deutschen Bauern setzen, welche das Jahrzehnt dem Staate gebracht hatte. An der Hebung der Viehzucht, deren Werth auf das Dreifache gestiegen war, und der des Weizenbaues, dessen Ertrag von 9 auf 24 Millionen Bushels erhöht war, hatten sie jedenfalls den Hauptantheil. Denn der Weizenbau war den Amerikanern im allgemeinen noch eine unbekannte, und die Viehzucht zum Zwecke der Meierei eine zu mühsame Sache.

Aus dem Census geht hervor, daß im Jahre 1900 22.43 Prozent aller Farm-Heimstätten in Illinois von Deutschen und deren Kindern bewirthschaftet wurden, und daß sie von 22.01 Prozent derselben die Eigenthümer waren. Durch die Enkel und Nachkommen der deutschen Einwanderungen früherer Jahrhunderte steigt der deutsche Antheil an der Farmbewirthschaftung auf 47.79, der am Farmbesitz auf 47.53 Prozent. Darnach ist ein Zweifel daran, daß die deutschen Bauern den größten Antheil am Wohlstande von Illinois hatten und haben, nicht gut mehr möglich. Auch steht ein Rückgang, wenigstens so weit das eingewanderte deutsche Element in Frage kommt, nicht zu befürchten. Denn immer noch werden eingewanderte Deutsche erst Pächter und dann Besitzer von amerikanischen Farmen, auf denen sie zuerst als Knechte gedient hatten. Der Farmbesitz in der Umgegend von Chicago — in Cook, Du Page und Will County — geht mehr und mehr in deutsche Hände über, und es giebt wenigstens ein Township, in welchem alle Farmen Deutschen gehören, und eine Anzahl, denen das gleiche Schicksal bevorsteht. Im südlichen Illinois, in Washington, Madison, St. Clair und Monroe County, macht sich eine ähnliche Erscheinung geltend.

Aus dem Census geht ferner hervor, daß die im 19ten Jahrhundert eingewanderten Deutschen und ihre hiergeborenen Kinder einen ihren Antheil an der Bevölkerung übersteigenden Antheil an der Familienbildung (25.92 Prozent) haben. Auf der Familie aber beruht die Sicherheit des Staates, und der Besitz der eigenen Wohnstätte ist eines der sichersten Kennzeichen soliden Bürgenthums.

Den sehr bedeutenden Antheil des deutschen Elements in Illinois am Handel und an der Industrie zu bestimmen, ist äußerst schwierig. Denn der Census giebt für die Betheiligung der einzelnen Elemente an die-

sen Dingen nur Anhaltspunkte, und deren sehr geringe. Und der Gegenstand der Untersuchung ist ein so umfangreicher und so sehr verzweigter, daß selbst bei deren Beschränkung auf einzelne Zweige oder Lokalitäten jedes Ergebniß der wünschenswerthen Genauigkeit entbehren wird. Auch die gewiegtesten Finanzleute Chicago's, z. B. Männer, die seit einem halben Jahrhundert und darüber im Bankgeschäft thätig sind und an der Spitze großer Bank-Institute stehen — erklären, daß die Bestimmung des deutschen Antheils auch nur am allgemeinen Geschäfts-Kapital Chicago's zu den Unmöglichkeiten gehöre. Doch giebt einer derselben zu, daß wenn man diesen Antheil auf ein Drittel schätze, man sich auf der sicheren Seite befinden werde. Das stimmt mit der allgemeinen Annahme überein. Aber ob diese für Chicago richtig ist, und ob sie auch für den ganzen Staat Illinois zutrifft, dafür müssen wir versuchen, einige hindeutende Belege zu finden.

Einen solcher Belege sollten die Creditnachschlagbücher bieten. Aus ihnen sollte man die Größe des Geschäftskapitals und des Credits der Firmen ermitteln können. Aber es ist leicht ersichtlich, daß auch diese Quelle nur annähernde Ergebnisse liefern kann, sobald man in's Auge faßt, wie viele Deutsche als Voll- oder Theilbesitzer hinter Firmen und Corporationen stehen, deren Namen man es nicht ansehen kann. Aber immerhin wird diese Quelle eine Hülfe sein. Weitere Hülfe muß in den Adreßbüchern gesucht werden, wo solche existiren. Und endlich müssen einzelne bekannte Thatsachen als Fingerzeige herangezogen werden.

Ziehen wir letztere zuerst heran und wenden wir uns zunächst zur Industrie, zum großen und kleinen Gewerbe. Von ihrem ersten Eintreffen an waren die deutschen Handwerker ihrer Geschicklichkeit und Ausdauer halber gesuchte Leute, und infolge des guten Verdienstes und ihres Strebens vorwärts zu kommen, bald in den Stand gesetzt, sich selbstständig zu machen. Wie die ersten den Grund legen halfen zu den großen Industrien von heute, so halfen die später kommenden diese Industrien ausbauen. Die große Einwanderung der achtziger Jahre bestand zum überwiegenden Theile aus geschickten Handwerkern, die für die Entwicklung der Großindustrie von großem Nutzen wurden. Nicht etwa nur als Arbeiter: Deutsche Ingenieure in Chicago (Hemberle, Lassig, Gottlieb, Meyer, Binder u. A.) haben einen sehr großen Theil der großen Eisenbahn-Brücken des Landes konstruirt, wie z. B. die Pittsburger Brücke über den Monongahela, die Mississippi-Brücken bei La Crosse und Quincy, die Missouri-Brücken bei Atchison, Glasgow und Omaha, die Riesenbrücke über den Hudson bei Poughkeepsie, mehrere der großen Viadukte der Pacific-Bahnen, und wahrscheinlich die Mehrzahl der kleineren eisernen Brücken aller von Chicago westlich führenden Bahnen. Ein deutscher Kunsttischler hat den Pullman-Wagen zwar nicht erdacht, aber dem ersten die Einrichtung gegeben und sie ausgeführt. Einige der großen Illinoiser Industriellen auf den Gebieten der Wagenfabrikation, der Kupferschmiedekunst, der Holzindustrien, der Pianofortenfabrikation, der feinen Möbelfabrikation und Office-Einrichtung sind Deutsche. Die Backstein-Fabrikation ist zu Fünf-Sechstel in deutschen Händen. Auf den Gebieten der Graveurkunst, der Lithographie, des Stahlstichs, des Buchdrucks, nehmen Deutsche die erste Stelle ein.

Daß die Illinoiser Brauereien mit ganz wenigen Ausnahmen von Deutschen gegründet worden sind und Deutschen gehören, ist wohl kaum besonderer Erwähnung werth. Alle Braumeister sind entweder eingewanderte Deutsche oder auf den zwei Chicagoer Brauerschulen vorgebildete Söhne von solchen. In der großen elektrischen Industrie, welche die Neuzeit gebracht hat, stehen Deutsche an der Spitze der wissenschaftlichen Leitung. In fast allen Betrieben, die deren Mitwirkung erfordern, sind die Chemiker

Deutsche oder deutsche Nachkommen. Die größte Zinkschmelze des Landes (in La Salle), die größte Fabrik von Wasserleitungs-Einrichtungen, die größte Glukose-Fabrik (beide in Chicago) sind von Deutschen gegründet und in deren Besitz. Die größte Gerberei in Chicago ist in den fünfziger Jahren von einem Deutschen gegründet der seinen Namen verenglischt hat. Die Kleiderfabrikation liegt, wie im ganzen Lande, so in Illinois, in den Händen von Deutschen jüdischer Abkunft.

Was die Baukunst und das Baugewerbe betrifft, so waren die deutschen Architekten, welche Mitte der fünfziger Jahre sich einstellten, so ziemlich die ersten, welche, wenigstens in Chicago, das Bauwesen auf eine wissenschaftliche Grundlage stellten; sie nahmen Jahrzehnte lang unter ihren Collegen den ersten Platz ein und genießen auch heute noch durchweg großes Ansehen. Schwerlich hat es, bis in die neueste Zeit hinein, irgend eine irgendwie bedeutende Architekten-Office gegeben, in welcher nicht Deutsche als Zeichner und Berechner angestellt gewesen wären. Fast bis zum Ende des 19ten Jahrhunderts waren die Hausbau-Unternehmer (Maurer, Zimmerer, Maler) in überwiegender Zahl Deutsche, und sie nehmen auch heute noch einen bedeutenden Prozentsatz darunter ein. Die bedeutendste Steinhauer-, die angesehenste Stuckatur-Kontraktoren-Firma sind Deutsche; die für diesen Zweig bahnbrechende riesige Northwestern Terra Cotta-Fabrik ist ein rein deutsches Unternehmen.

Wenden wir uns zum Handel, so finden wir, daß vier der Chicagoer Riesenbazare im Mittelpunkte der Stadt (The Fair, Mandel Bros., The Boston Store, Rothschild u. Co.) von Söhnen eingewanderter Deutschen gegründet worden sind, und ihren Familien gehören. In mehreren anderen ist deutsches Kapital stark vertreten. Die bei weitem große Mehrzahl gleicher Geschäfte in den Außenbezirken ist in deutschen Händen, und es giebt darunter einige, die an Größe des Umsatzes denen im Centrum nur wenig nachstehen. In allen Mittelstädten des Staates sind die größten Geschäfte dieser Art im Besitz von Deutschen. Das Juweliergeschäft ist im ganzen Staate vornehmlich in deutschen Händen; die selbstständigen Uhrmacher sind fast sämmtlich Deutsche, desgleichen fast alle Kürschner. Doch es würde zu weit führen, alle einzelnen Geschäfte und Gewerbe auf diesen Punkt zu untersuchen.

Groß ist die Zahl der Deutschen, die in großen amerikanischen Unternehmungen als Geschäftsführer oder Abtheilungschefs leitende Stellungen einnehmen. Der Präsident der größten Buch- und Schreibmaterialien-Handlung Chicago's und vielleicht des Landes ist ein Deutscher. Eine der großen Rhedereien, welche den Verkehr zwischen Chicago und den Häfen am Michigan-See und Superior-See vermitteln, ist vor mehr als 40 Jahren von Deutschen gegründet worden, die oder deren Söhne auch heute noch die Leitung und den Hauptantheil haben. Daß in den illinoiser deutschen Versicherungs-Gesellschaften, deren es mehrere giebt, Deutsche an der Spitze stehen, und daß ihre Chicagoer Vertreter Deutsche sind, ist selbstverständlich, doch ist auch ein Deutscher General-Geschäftsführer der westlichen Abtheilung der „Aetna" von Hartford. Ein Deutscher ist westlicher Hauptgeschäftsführer der Sanford Map Co., eines der größten Geschäfte dieser Art in den Ver. Staaten. Ein Deutscher ist Vice-Präsident des ersten Geldinstituts von Chicago, der First National Bank, und war Präsident der Bankers-Association von Illinois. An mehreren anderen Chicagoer Banken befinden sich Deutsche in gleicher oder ähnlicher Vertrauensstellung. Mehrere bedeutende Privatbanken Chicago's sind deutsche. In Peoria, Quincy und Belleville nehmen die deutschen Banken den ersten Platz ein.

Nach Beß „Geschichte der Deutschen in Peoria" waren dort von 1,459 Kleinhändlern und etablirten Handwerkern im Jahre

1905 766 oder 52.50 Prozent, und von 128 Großgeschäften und Fabriken 78 oder fast 61 Prozent Deutsche. Der deutsche Bevölkerungsantheil in Peoria beträgt aber nur knapp 28 Prozent. In Quincy sind von 961 aufgeführten Geschäften 544 oder 58.61 Prozent deutsche, und davon entfallen 49.63 Prozent auf das Kleingeschäft. Der deutsche Bevölkerungsantheil in Quincy beläuft sich auf nicht mehr als 38 Prozent. — In Freeport, dem Hauptort von Stephenson County, sind von 373 aufgeführten Geschäften 206 oder 55.22 Prozent deutsche und 45.11 Prozent davon haben deutsche Kleingeschäfte. In anderen Mittelstädten stellen sich diese Prozentsätze auf: Aurora 42.16 und 35.45; Alton 43.55 und 40.71; Beardstown 56.59 und 42.63 Prozent. In der Staatshauptstadt Springfield, deren deutsche Bevölkerung nur 18.75 Prozent beträgt, — es ist in allen diesen Angaben nur auf das der Einwanderung des 19ten Jahrhunderts entstammende Element bezug genommen — sind nach dem klassifizirten Adreßbuch von 1902 von 702 Geschäften 362, also 50 Prozent deutsche.

Auch in den kleineren Orten von Illinois ist der Prozentsatz der deutschen Geschäftsleute fast durchweg erheblich höher, als der des deutschen Elements darin. In 96 mit A beginnenden Orten mit zusammen 43,628 Einwohnern, welche über 68 der 102 illinoiser Counties vertheilt sind und worunter nur vier Orte mit mehr als 2000 Einwohnern sind, waren im Jahre 1907 von 2010 Geschäften 611 oder 30 Prozent deutsche. Und diese 96 Orte liegen zum großen Theil in Counties mit sehr geringer deutscher Bevölkerung. Wie natürlich herrscht in diesen kleinen Orten der Kleinhandel vor, und nur 1.85 Prozent von den auf die Deutschen entfallenden 30 Prozent können dem Großgeschäft zugezählt werden. Aber das Gesammtverhältniß zwischen Groß- und Klein-Handel wird in diesen Orten kaum ein anderes sein. Unter diesen 96 Orten sind 22, allerdings sehr kleine, — bloße Wegkreuzungen — welche gar keine deutschen Geschäfte aufweisen. Ob es Orte giebt, die nur deutsche Geschäfte haben, bedarf noch der Ermittlung, sicher ist, daß gerade die stark deutschen kleineren Orte, wie Belleville, Teutopolis, Millstadt, O'Fallon, Mascoutah, Lebanon u. a., in stark deutschen Counties, da sie nicht mit A anfangen, in den obigen Angaben nicht vertreten sind. Sie würden den Durchschnitt erheblich erhöht haben.

An die Aufgabe, in gleicher Weise wie in den angeführten Mittelstädten den deutschen Antheil an dem Riesengeschäft Chicago's zu ermitteln, hat sich Schreiber dieses noch nicht heranwagen können.* Daß er am Kleingewerbe sicher größer ist als der deut-

*) Dieser Artikel wurde im Jahre 1908 für das „Buch der Deutschen" geschrieben, das zum 225jährigen Jubiläum der ersten deutschen Einwanderung zusammengestellt wurde, und im vorigen Jahre erschienen ist. Der Verfasser hat sich seitdem der angegebenen Arbeit unterzogen, indem er die Geschäfts-Adreßbücher von 1839, 1843, 1855, 1860, 1870, 1880, 1890 und 1900 genau untersucht hat, und ist dadurch zu folgenden Ergebnissen gekommen, die im „Wochenblatt" vom 10. Dezember 1909 veröffentlicht worden sind:

Jahr	Gesammtbevölkerung	Deutsche eingew. Bevölkerung	Prozentsatz der deutschen Bevölkerung	Alle Geschäfte	Deutsche Geschäfte	Prozentsatz der deutschen Geschäfte	Deutsche und deutsche Nachkommen	Prozentsatz der Deutschen und deutschen Nachkommen in der Gesammtbevölkerung
1839	?	250*			(u. Arb.) 67	?		
1843	7,580	850*	11.21		u. do. 388	?		
1855	100,000?	?	?	2,226	527	23.7		
1859	?	?	?	6,293	1,842	29.7		
1870	298,977	56,907	19.03	11,764	4,296	36.5		
1880	503,185	84,904	16.87	24,279	8,879	36.56		
1890	1,099,850	186,419	16.95	54,052	18,626	34.46	411,003	37.36
1900	1,699,575	236,473	13.92	88,203	27,346	32.87	481,979	28.35

* Geschätzt.

sche Bevölkerungsantheil, dafür mag als Beleg gelten, daß nach einer damals vorgenommenen Zählung im Jahre 1899 41 Prozent aller Grocer und 64 Prozent aller Metzger in Chicago Deutsche waren. Das heutige Verhältniß wird wohl in der Folge der starken Zunahme der slavischen und italienischen Einwanderung ein wenig, wenn auch nicht viel, zu Ungunsten der Deutschen geändert sein. Daß der deutsche Antheil am Großgeschäft seinem Bevölkerungsantheil zum mindesten gleichkommt, ist eine berechtigte Annahme. (Das älteste Großgeschäft in Groceries, Henry Schöllkopf, gegründet 1855, ist ein deutsches). Unter den großen Fleischhändlern sind die Deutschen stark vertreten; der größten einer, der kürzlich verstorbene Nelson Morris, war, trotz seines angenommenen englischen Namens, ein geborener Baier.

Aus allen diesen Angaben läßt sich ohne Zwang der Schluß ziehen, daß der Antheil der Deutschen an der Volkswirthschaft von Illinois sich auf sicher ein Drittel, und wahrscheinlich auf sehr viel mehr beläuft.

Die Stärke des deutschen noch deutschsprechenden Elements spiegelt sich in der Statistik der religiösen Gemeinden und der Vereine.

Was letztere betrifft, so fanden sich, soweit es sich ermitteln ließ, im Jahre 1900 in Illinois vor: 255 Gemeinden der zur Missouri-Synode gehörenden Lutheraner (in Chicago 31); ferner 74 zur Wartburg-Synode und 20 zur deutschen Iowa-Synode gehörige lutherische; 209 evangelische; 124 ausschließlich deutsche und in der Diözese Belleville noch 10 katholische Gemeinden mit überwiegend deutscher Mitgliedschaft; auch giebt es zahlreiche deutsche Gemeinden der evangelischen Gemeinschaft (Albrechtsbrüder), der bischöflichen Methodisten, einige reformirte, Baptisten und Mennoniten-Gemeinden. Eine bemerkenswerthe Thatsache ist, daß nicht nur die Prediger dieser deutschen Gemeinden eingewanderte Deutsche oder Söhne von solchen sind, sondern daß in den englischen Gemeinden fast aller dieser Bekenntnisse die deutschen Nachkommen in großer Zahl vertreten sind, — in besonders großer Zahl bei den Lutheranern, Baptisten und Methodisten.

Von diesen Gemeinden haben die der Lutheraner und der Katholiken ohne Ausnahme, die Evangelischen in vielen Orten, Gemeindeschulen, in denen die deutsche die Haupt-Unterrichts-Sprache bildet. Die Lutheraner haben außerdem höhere Lehranstalten zur Heranbildung von Lehrern und Predigern in Springfield, Addison und Carthage, die Evangelischen in Elmhurst, die Katholiken in Quincy. Die Letzteren haben sich sehr um die Allgemeinheit verdient gemacht durch die Errichtung vieler Krankenhäuser; alle größeren Bekenntnisse haben ihre Altenheime und Waisenhäuser. Alle diese Gemeinden sind in volkswirthschaftlicher Beziehung von nicht geringer Bedeutung, hauptsächlich durch ihre Förderung der Baukunst und des Kunstgewerbes. Ihre Kirchen sind meistens die schönsten und kostbarsten ihrer Orte.

Die deutsche Presse ist in Illinois vertreten durch 13 tägliche, 48 wöchentliche, 2 halbwöchentliche, 4 zweiwöchentliche oder halbmonatliche, Zeitungen, 10 Sonntagsblätter und 8 religiöse Monatsschriften.

Wie im ganzen Lande giebt es in Illinois eine gewaltige Anzahl deutscher Vereine, die, abgesehen von den von ihnen geförderten Zielen, wie die Kirchengemeinden, großes zur volkswirthschaftlichen Entwickelung des Staates beigetragen haben.

---

† Walter R. Michaelis. In vollster Manneskraft ist unser Mitglied, Herr Walter R. Michaelis, einer der Eigenthümer und Geschäftsführer der „Illinois Staatszeitung" und „Freie Presse" durch einen unglücklichen Zufall seiner jungen Familie und dem Deutschthum Chicago's, dessen Wohl er eifrig zu fördern bestrebt war, entrissen worden — ein Verlust der allgemeine Bestürzung und Trauer hervorrief.

Die Deutschen in Davenport und Scott County in Iowa.

In einem von Herrn Adolph Petersen, dem Redakteur der „Iowa Reform" für Harry E. Downer's Buch „History of Devenport and Scott County" geschriebenen Artikel, betitelt „The German Impreß" finden wir folgende interessante Angaben über die ersten deutschen Ansiedler in Davenport und Umgegend.

Die erste deutsche Einwanderung, heißt es, kam nach Scott County fast am Beginn seiner Geschichte. Unzweifelhaft wahrheitsgetreuen historischen Quellen zufolge zählte Davenport im Jahre 1836 etwa 100 Bewohner, folglich läßt sich nicht sagen, daß die Geschichte des Ortes früher begonnen habe. Am 15. Mai 1836 kam die erste deutsche Familie in diese Gegend — die von Carl Jacob Freitag, der mit seiner Frau und seinen drei Söhnen Johann, Jacob und Gottlieb aus Württemberg ausgewandert und mit Ochsenfuhrwerk über die Prairien gekommen war. Er ließ sich im jetzigen Township Rockingham, wenige Meilen südlich von Davenport als Farmer nieder. Drei Tage nach Ankunft wurde dem Pionier-Paare eine Tochter Caroline geboren. Auch noch im Jahre 1836 kam Friedrich Ernst Bomberg mit Frau und sieben Kindern aus Gotha in Thüringen und ließ sich auf einer Farm bei Buffalo in Scott County nieder. Da im Oktober des nächsten Jahres, 1837, Hr. Bomberg starb, brachte die Wittwe ihre junge Kinderschaar nach Davenport, und blieb hier — die erste deutsche Familie in Davenport. (Ihr letztes Mitglied, Frau Auguste Ranzow, geb. Bomberg, starb am 10. April 1910 auf der alten Heimstätte.)

Im Jahre 1837 kamen Adam Weigand, Joseph Lehmann und Christopher Schneider, von denen der letztere die Kohlen in Buffalo, zehn Meilen südlich von Davenport, entdeckte, die bis zu dem heutigen Tage abgebaut werden.

Gegen Ende des Jahres 1846 wurde die Bevölkerung von Davenport durch sechzig Deutsche vermehrt, von denen ein großer Theil Familie mitbrachte. Unter den deutschen Einwanderern, die während des Jahrzehnts 1836 bis 1846 kamen, befanden sich Michael Gold, Christian Kober, E. Steinkilber, Christian Schuh, Carl Sauer, Johann H. Schütt, Franz Lambach, Louis Beyer, Johann Kaspar Wild, Franz Xaver Keßler, Kaspar Schroepfer, Nikolaus Mock, Asmus Nieths, Peter und Claus Puck, Jochen und Hinrich Steffen, Jochen Plambeck und Andere. Am 11. April 1847 landeten in Davenport siebzehn Männer, darunter Claus Lamp, Asmus H. Steffen, Jochen Schoell. Hinrich Muhs, J. F. Lafrenz und Hans Wiese. Am 21. Juni 1847 folgten neunzig Personen mehr, darunter Hans Stoltenberg, Wulf Hahn, Jochen Klindt, Thies Sindt, Claus H. Lamp, Eggert Puck, Claus Wulf u. A. Am 13. Juli kamen fünfzig mehr und am 1. August noch sechzig, von denen zwei besonders wohl bekannt wurden —Matthies J. Rohlfs und Nikolaus J. Rusch. Im Dezember desselben Jahres landeten vierundzwanzig deutsche Einwanderer in New Orleans, deren Ziel Davenport war. Sie konnten dasselbe aber wegen schweren Eisgangs im Mississippi erst im folgenden Frühjahr erreichen.

Anfangs 1848 erhielt Davenport einen weiteren deutschen Zuwachs von etwa 250 Personen, wovon der größte Theil aus Schleswig-Holstein kam, wo die politischen Zustände unerträglich waren. Der Zustrom von dort dauerte fort, da die hier Gelandeten ihre Freunde und Verwandten veranlaßten, nachzukommen. Nach dem unglücklichen Ausgang der schleswig-holsteinischen Erhebung kam in den Jahren 1851 bis 1853 eine größere Einwanderung von dort, wie in Folge der herrschenden Reaktion aus anderen Theilen Deutschlands.

Der Census von 1890 gab Scott County eine Bevölkerung von 43,164, wovon 10,130 oder nahezu ein Viertel, in Deutschland geboren waren. Fügt man dieser großen Zahl die deutsche Einwanderung der auf 1890 folgenden zwanzig Jahre, und die direkten Nachkommen aller aus Deutschland eingewanderten hinzu, so gewinnt man ein Bild von der Stärke des Deutsch-Amerikanerthums in Scott County. Daß nicht alle deutschen Nachkommen sich den deutschen Geist bewahrt haben, ist leider wahr, aber auf der anderen Seite ist es erfreulich sagen zu dürfen, daß in einer großen Zahl der Söhne und Töchter der Einwanderer von 1840 bis 1860 der ererbte vaterländische Geist sich immer noch offenbart und daß die Liebe zur deutschen Sprache und zu den guten alten deutschen Sitten noch nicht ausgestorben ist.....

Wir erfahren ferner, daß der am 14. Oktober 1902 gegründete „Deutsch-amerikanische Pionier-Verein von Scott County", worüber zur Zeit und später in den D. A. Geschichtsblättern berichtet wurde, und dem nur Leute angehören können, welche fünfzig Jahre im Lande, oder wenn hier geboren, fünfzig Jahre alt sind, mehrere hundert Mitglieder zählt, und daß der im Jahre 1873 gegründete „Schleswig-Holsteinische Kampfgenossen-Verein von 1848—1850" im Oktober 1905 noch 175 Mitglieder hatte, von denen 15 über 80 Jahre, die übrigen 160 von 72 bis 80 Jahre alt waren, und daß auch heute noch etwa 100 sich eines kräftigen Alters erfreuen.

Herrn Petersen zufolge macht sich in Scott County dieselbe Erscheinung geltend, die wir in der Umgegend von Chicago, St. Louis, Peoria u. s. w. bemerkt haben — das Land geht allmählich in den Besitz von Deutschen und deutschen Nachkommen über. Herr Petersen schreibt:

„Eine Wagenfahrt durch Scott County, d. h. durch den Ackerbau-Bezirk, der sich von Davenport mit seinen 45,000 Einwohnern westlich, nordwestlich und östlich erstreckt, ist wohl der Mühe werth. Denn sie giebt Gelegenheit, einen Theil des fruchtbarsten und werthvollsten Farmlandes im großen Landwirthschaftsstaate Iowa zu sehen......

„Wir fahren durch die Townships Davenport und Blue Graß, bis wir nach der kleinen Stadt Walcott, etwa zehn Meilen von Davenport, kommen. Nach kurzem Aufenthalt hier setzen wir die Fahrt fort durch die Townships Cleona, Hickory Grove und Sheridan und berühren dabei die Orte Plainview, Maysville, Eldridge und Mount Joy. Ueberall auf dieser Strecke, wie übrigens in jedem der vierzehn Townships im County macht sich Wohlstand bemerkbar. Fragen wir, wem diese oder jene besonders schöne Farm gehöre, so sind die Namen der Eigenthümer stets deutsche. Man sagt uns, daß nahezu neun Zehntel alles Landes in Scott County deutschen Einwanderern und ihren Nachkommen gehört. Eine Hübinger-Karte von Scott County weist aus, daß die Eigenthümer in den durchfahrenen Townships mit sehr wenigen Ausnahmen Deutsche sind. In Cleona Township, mit 150 großen und kleinen Farmen tragen nur drei der Eigenthümer Namen, die keinen deutschen Klang haben, wie z. B. Erastus Bills. Alle andere sind Deutsche. Wir finden, daß in früheren Zeiten mehr Amerikaner Landeigenthümer in Scott County waren, aber daß der Deutsche fleißiger war und besser zu wirthschaften verstand, und daß nach und nach sich Gelegenheiten zum Kauf fanden und benutzt wurden. — — — Allmählich hat der deutsche Bauer den größten Theil des besten Landes in Scott County erworben. Die Farmer in Scott County sind mit wenigen Ausnahmen Deutsche, und wo immer man ein Bauernhaus betritt, wird man herzlich willkommen geheißen und gastlich aufgenommen.

„Wohlstand herrscht unter den Landwir-

then in Amerika und ganz besonders in Scott County.

„Außer ihren prächtigen Gütern, ihrem werthvollen Viehstand, ihren Häusern und Scheunen und Ställen und ihren modernen landwirthschaftlichen Maschinen, haben unsere Farmer einen großen Antheil — viele Millionen Dollars — an den Depositen in den großen Banken in Davenport, wie in den vielen kleineren Banken, die im Laufe des letzten Jahrzehnts im County gegründet worden sind. In vielen der kleinen Orte, die man auf einer Fahrt über Land berührt, wie Walcott und Eldridge, finden wir, daß die deutsche Bevölkerung die englische bei Weitem überwiegt. Eldridge hat sogar einen guten Turnverein mit zahlreicher Mitgliedschaft.....In der Stadt Davenport ist der Deutsche in vielen Berufen und Unternehmungen erfolgreich."

Herr Petersen nennt dann eine Anzahl hervorragender Geschäftsleute, Aerzte, Apotheker, Zahnärzte, Advokaten, Notare und Geistlichen in Davenport, und von Männern, die hohe politische Aemter in Stadt, County und Staat bekleidet haben — unter den Letzteren den bedeutenden Vicegouverneur Nikolaus J. Rusch (1860), den nicht minder bedeutenden Staatssenator Hans Reimer Claussen, und dessen ausgezeichneten Sohn Ernst Claussen, von 1883 bis 1889 Bürgermeister von Davenport, sowie dessen tüchtige Nachfolger C. A. Ficke und Hy. Vollmer. Seit 1896 hat Davenport noch zwei deutsche Bürgermeister gehabt — Friedr. Heinz und Waldo Becker, und auch der gegenwärtige — Alfred C. Müller — ist der Sohn eines eingewanderten Deutschen.

Seit im Jahre 1851 A. Wiegand und im Jahre 1852 A. F. Mast in den Stadtrath von Davenport gewählt wurden, haben 80 Deutsche in dieser Körperschaft gesessen; 10 Deutsche waren Stadtschatzmeister, 3 Stadt-Clerks, 4 Polizeichefs u. s. w.

Schon im Jahre 1851 wurde der Davenport Männerchor gegründet, der heute noch neben mehreren anderen Gesangvereinen besteht, 1852 die Davenport Turngemeinde, die heute 600—700 Mitglieder zählt, und für das Deutschthum von Davenport unendlich viel gethan hat, im Jahre 1853 der Freie Deutsche Schul-Verein, dem es durch die von ihm unterhaltene deutsch-englische Schule zu verdanken ist, daß die Kinder und Enkel der meisten älteren Eingewanderten in Sprache und Sitte durchaus deutsch geblieben sind. Im Jahre 1897 wurde der Name in „Freie deutsche Schulgemeinde" abgeändert, die durch ihre freie Sonntags-, Ferien- und Abendschulen den neu eingewanderten Deutschen Gelegenheit giebt, die englische Sprache zu erlernen.

Natürlich ist der Davenporter Schützengesellschaft, die über 200 Mitglieder zählt, und ihres schönen Parks Erwähnung gethan, der so viel zur Verschönerung des geselligen Lebens von Davenport beigetragen hat; doch ist dessen Gründungsjahr nicht mitgetheilt.

Der Lokalverband des deutsch-amerikanischen Nationalbundes, Präsident Heinrich Vollmer, zählt 3000 bis 4000 Mitglieder.

Selbstverständlich giebt es außer den erwähnten noch eine große Anzahl deutscher Ordenslogen und anderer Unterstützungsvereine, und zwei oder drei Gesangs- und Turnvereine — ein Beweis, daß das Deutschthum in Davenport und Umgegend kräftig blüht.

In Newbern in Nord-Carolina ist das 200jährige Jubiläum dieser bekanntlich von Schweizern gegründeten Stadt in großartiger Weise gefeiert worden. Stolz wehte neben dem Sternenbanner die Fahne der Mutterstadt Bern in roth und gelb mit dem Bilde des Bären, welches Banner zugleich das amtliche Banner der Stadt Newbern ist.

Zum sechzigjährigen Jubiläum des New York Turnvereins.

Anfangs Juni d. J. hat der New York Turnverein sein sechzigjähriges Stiftungsfest durch eine dreitägige Feier begangen — am Samstag den 4. Juni durch ein Festspiel: „Die Entwicklung der Turnerei" in lebenden Bildern, zu welchen der Turn-Vater H. Metzner die dichterischen Prologe verfaßt hatte; am Sonntag den 5. Juni durch ein großes Concert und eine Festvorstellung, und am Montag den 6. Juni durch einen Jubiläums-Commers, welcher durch viele treffliche und sinnige Reden ausgezeichnet war, und bei dem dem Verein manche werthvolle Andenken und Geschenke überreicht wurden.

Diese Feier bewies, daß der New York Turnverein ein kräftiges Alter besitzt, und alle Aussicht hat, noch lange weiter zu blühen. Ueber seine Entstehung seien die im „Bahnfrei" vom 28. Mai und 9. und 23. Juni mitgetheilten, im Jahre 1883 gemachten Aufzeichnungen von Felix Reifschneider hier wiedergegeben:

Bevor die deutsche Revolution ausbrach im Jahre 1848, verabredeten sich etwa zwölf junge Männer, bei Louis Beker in Hoboken zusamemn zu kommen, um einen Turnverein in's Leben zu rufen.

Es waren meistens Turner von Deutschland, und wurde in dieser Zusammenkunft (es war Ende Juni oder Anfanf Juli) beschlossen, einen Aufruf in der deutschen Zeitung ergehen zu lassen, um bei E. Richter, 57 Forsyth Str., einen (den ersten) Turnverein in Amerika zu gründen.

Es wurde in dieser Versammlung sofort zur Beamtenwahl geschritten und ein Comite ernannt, um die Statuten des Vereins auszuarbeiten. Das Comite bestand aus J. Weber, E. Giesler, Dr. L. Muld und Felix Reifschneider, und heute noch sind diese damals entworfenen Statuten die Grundlage des jetzigen Turnvereins New York.

Jacob Weber war nicht nur ein tüchtiger Turner, er besaß auch bei Abfassung von Gesetzen sehr viel Scharfsinn, kurz und bündig, so daß man es nicht mißverstehen, drehen oder deuteln konnte; — schade, daß er in Australien im Kampf mit den Eingeborenen sein Leben verlor; er wurde durch den Kopf geschossen. Der Verein wuchs sehr rasch, besonders nachdem die Revolution in Deutschland ein so unglückliches Ende nahm, erreichte derselbe über 150 Mitglieder, so daß wir uns um ein größeres Lokal umsehen mußten. Wir verlegten es zu Hartung, 22 City Hall Place. Hier war es, wo durch den zu raschen Anwuchs sich Elemente einschlichen, welche mehr einen gemüthlichen Kneip-Verein als einen Turnverein wollten, und die damaligen Beamten (meistens Greenhorns) handelten, wie es ihnen beliebte. Ludwig Engelhardt und F. Reifschneider traten energisch gegen diese Herren auf; es war ein vierwöchentlicher Kampf, den German Metternich und Sig. Kaufman (welche beide als Delegaten vom Verein des entschiedenen Fortschritts bei jeder Versammlung anwesend waren) mit Freude und Interesse verfolgten. Nachdem einige der wirklichen älteren Turner sich besprochen und einsahen, daß gegen einen so ungeheuren jungen Anwuchs, welcher auf der anderen Seite stand, nichts zu thun sei, machten Reifschneider und Engelhardt den Vorschlag, in der nächsten Versammlung auszutreten, und mit unermüdlichem Eifer eine neue Saat zu säen. Und so geschah es; der oben erwähnte zeigte zuerst seinen Austritt mit lauter Stimme an, ihm folgte Engelhardt, dann Stadler, John Mehl, Hirschfeld, Kahn, Wohlgemuth, Gebrüder Melosch, Martin Mehl und Wedisweiler. Nachdem der letzte der treuen Garde seinen Namen genannt, sprang Reifschneider auf seinen Stuhl und forderte (zum Erstaunen der Herren) die ausgetretenen Turner auf,

zu Stubenbord in Beekman Street zu gehen, um über den neuen sozialistischen Turnverein zu berathen. Sig. Kaufmann und Ger. Metternich schlossen sich uns augenblicklich an; wir marschirten Arm in Arm von 22 City Hall Place zu Stubenbord in Beekman Street, und keiner von den noch Lebenden wird jenen Abend vergessen, wo wir beschlossen, abermals einen Aufruf ergehen zu lassen, und zwar auf den nächsten Sonntag Morgen, 6. Juni 1850. Wir trennten uns spät des Abends; es war ein erhabener, echt turnerischer, im wahren Sinne brüderlicher Akt, und so entstand der jetzt so kräftig dastehende New York Turnverein.

Wir turnten in dem Hofe Stubenbords und hielten unsere Versammlung im oberen Lokale. In diesem Hofe war es, wo ich dem später so tüchtigen Turnwarte F. Denzler den ersten Unterricht ertheilte und auf die Reckstange hob.

Nachdem wir kaum vier Wochen bestanden (wir waren schon über 75 Mitglieder), machten wir eine Turnfahrt, auf die Einladung der Wallabout-Turner, nach der French Farm hinter Williamsburg. Es war dies ein echter deutscher Bauernhof, sozusagen im Walde, mit Tischen und Bänken. Es hatten sich außer den Turnern noch mehrere deutsche Männer mit ihren Frauen eingefunden, wie immer, wo Turner waren. Wir tranken Bier, aßen Hand- und Schmierkäse, machten einige Freiübungen; und unser Sprecher Sig. Kaufmann, sowie der Sprecher Scheibel vom Wallabout Turnverein hielten vortreffliche Reden gegen das Muckerthum, sowie gegen Nativismus und Fanatismus. Gegen Abend brachen wir auf, um unsere Heimreise anzutreten; alle in vergnügter, heiterer Stimmung. Einige fingen an zu singen, besonders ein erst von Göttingen herübergekommener Student, dessen Namen mir entfallen, wollte auf mich, der ich die strengen Gesetze von Kings County kannte, gar nicht hören, sondern mit aller Gewalt die Sonntagsgesetze brechen. Das Resultat war, daß, als wir bereits in Williamsburg waren, und fortgesungen wurde, ein deutscher Polizist mit Namen Geimer den Turner Blehl arretiren wollte. Dieses gelang ihm jedoch nicht; verlor Blehl auch die Hälfte seines Rockes, so zog der Polizist mit blutigem Kopfe davon. Trotzdem eine Verstimmung eingetreten war, so wurde dennoch der Einladung des Herrn Bierbrauer Schneider Folge geleistet, und wir marschirten in einem langen Zuge dahin. Ger. Metternich sagte mir, er sei von Leuten benachrichtigt, daß wir an der Ferry angefallen würden, ermahnte mich, bevor es zu dunkel würde, aufbrechen zu lassen und rieth, über South Brooklyn zu gehen, um einer Attacke auszuweichen; das erstere that ich, aber das letztere schien mir zu feig. Wir brachen auf, aber es war nicht möglich, die Turner in geschlossenen Zug zu bringen. In verschiedenen Trupps, von der Begebenheit diskutirend, erreichten wir die Ferry. Ich war bei dem ersten größten Trupp; alles war ruhig; schon dachte ich, daß mein Freund Metternich falsch belehrt worden sei, als die Turner von Wallabout, 14 an der Zahl, nachdem sie uns zum Abschied ein „Gut Heil!" zugerufen, den Ruf: „New Yorker Turner zu Hilfe!" ertönen ließen. Die Rowdies, nachdem sie das kleine Häuflein sahen, griffen an. Ich sprang, vom 2. Turnwart Melosch, Roßwoog und anderen gefolgt, vom Boot und zog die Turner von Wallabout herein, um mit uns nach New York zu fahren und von da nach Brooklyn, ihrer Heimath. Viermal mußte ich meine Fare bezahlen, und nachdem der letzte Turner auf der Brücke war, ging das Boot ab mit 70 oder 90 unserer Turner, und wir paar New Yorker mit 14 von Wallabout — 22 in allem — standen auf der Brücke. Die Rowdies, dieses sehend, sprengten das große Thor und fielen über uns her. Nun gab es harte und schnelle Arbeit. Nix, Turnwart von Wallabout,

Scheibel und Metternich, sowie alle hieben brav auf die Hunde. Jede Minute hörte man einen markdurchdringenden Schmerzensschrei, wenn Nix (er war ein Metzger) einen Rowdy beim Genick und Hintern packte, ihn zweimal hin und her schwenkte und mit furchtbarer Gewalt mit dem Kopfe gegen den Zaun schleuderte. Leider wurde er schlimm verwundet; er bekam einen Messerstich durch den Backen. Es dauerte keine 15 Minuten und es war vollkommene Ruhe. Die, welche nicht untauglich geworden, waren durchgebrannt. Schon kam das Boot zurück, und ich wollte einen Sprung darauf machen, als das Thor wieder aufgerissen wurde von einem an 100 zählenden Haufen von Rowdies und Police mit dem Ausrufe: „Keep the boat back a minute!" Der Pilot ließ es sich nicht zweimal sagen; das Boot ging zurück. Metternich ersuchte mich, nicht mehr kämpfen zu lassen, um keine Menschenleben zu opfern, und so gab ich das Kommando, willig mitzugehen. Wir zogen ab, als ging es zu einem Feste, und wurden in vier Zellen eingesperrt. Wir waren alle frohen Muthes, mit Ausnahme von Eisler; derselbe war sehr niedergeschlagen, und Nix schien schmerzlich an seiner Wunde zu leiden, denn sein Kopf war sehr angeschwollen. Wir sangen Lied auf Lied, und in den Zwischenpausen hielt Scheibel Reden.

Um 12 Uhr nahmen die Polizisten 10 Turner heraus, fesselten denselben die Hände und brachten sie nach Raymond Street-Station. Die Turner glaubten, sie würden vor einen Richter gebracht; — ich wußte es besser, und erwiderte dem Polizisten, daß ich vorziehe zu bleiben. Wissend, daß wir nur des Singens wegen getrennt wurden, sangen wir übrigen 12 mit doppelt starker Stimme, so daß einige gegen Morgen heiser waren.

Als der Tag anbrach, bekamen wir schwarzen Kaffee und Beefsteak. Es muß 9 Uhr gewesen sein, als Bierbrauer Schneider mit einem Amerikaner, in welchem ich sogleich den Herrn erkannte, welchem ich den Hergang der Geschichte auf der Brücke erzählte, nachdem die Rowdies niedergeschlagen waren, und bevor dieselben mit Verstärkung wiederkamen. Herr Schneider, ein Polizist, der Herr (er war Foreman von der Jury, wie ich auf der Court sah) und ich, gingen, von hunderten von Leuten gefolgt, gleich Verbrechern zur Court. Der Amerikaner sagte nämlich, als er mit Herrn Schneider und dem Beschließer in alle vier Zellen sah, auf mich deutend: „Take only the captain out!" Der Richter frug, warum ich arretirt sei. Ich antwortete artig und kurz: „For the sake of making money!" — Barsch frug er mich, wie ich dieses meinte, und ich antwortete, daß ich hörte, als wir in den vier Zellen waren, wie ein Polizist zu dem andern sagte: „We made a very good business to-day, 22 men!" Ich erwähnte noch, daß, indem die Strafe $5.00 sei, für Ruhestörung am Sonntag, wovon der Polizist $1.75 bekäme, ich glaubte, daß wir deswegen arretirt seien. Es sei zwar eine Störung vorgefallen, ehe wir zu Herrn Schneider zogen, daß wir später aber ruhig und friedlich nach der Ferry gingen, um nach Hause zu gehen, als wir von einem Haufen Rowdies angefallen wurden, und daß ich glaubte, jeder Mensch hätte das Recht, sein Leben zu vertheidigen.

Die Jury besprach sich einige Minuten, ohne aufzustehen, und der Richter wandte sich an mich, sein Bedauern aussprechend über den Vorfall, und entließ mich ehrenvoll.

Nun ging es nach New York, die Turnkleider aus und mit Sig. Kaufmann und einem amerikanischen Lawyer wieder auf die Court nach Williamsburg. Es dauerte lange, bis die 10 Turner von Raymond Street-Station ankamen, und der Lawyer kämpfte wacker und mit Erfolg für uns Turner.

Wahrscheinlich, um die Kosten für Frühstück und Transport zu decken, wurden die

übrigen Turner zu je einem Dollar verdonnert, welchen der Verein bezahlte. Es war dieses ein harter Schlag; kaum aus dem Ei, die paar armseligen Apparate noch nicht bezahlt, und gleich diese Affaire.

Allein wir verloren nicht den Muth, im Gegentheil! Wir konnten nicht alle zusammen turnen, der Raum war zu klein, und so wurde ein Komitee ernannt, einen größeren Turnplatz aufzusuchen. Wir fanden einen solchen in einem leeren Bauplatze in Frankfort Street (No. 30), 50×100 Fuß. B. Wilson und ich wurden als die damals am besten Englischsprechenden beauftragt, den Platz zu miethen, und so geschah es. Wir machten mit Herrn Watson einen Vertrag, Wilson und ich gaben Bürgschaft für die Miethe und unterzeichneten.

Geld war das wenigste, was wir besaßen, desto mehr Liebe zur Sache; wir waren alle Aktive. Wir gruben Löcher 4 bis 5 Fuß tief, morgens vor Aufgehen der Sonne, und setzten unsere Gerüste selbst. Gebr. Melosch verstanden dasselbe nicht nur aus dem ff., sondern unterzogen sich der schwersten Arbeit. Wir hielten nun unsere Versammlungen im Shakespeare Hotel, im Basement, woselbst wir auch schon anfingen, Sonntags Abendunterhaltungen abzuhalten.

Der Winter kam und das Turnen im Freien hatte aufgehört, jedoch war keine Unterbrechung. Eugen Lievre, welcher schon von Anfang seine Bibliothek dem Verein zur Verfügung stellte, gab uns seinen großen Speisesaal als Turnplatz. Es wurde fleißig geturnt, gefochten und außer den Sonntag-Abendunterhaltungen verschiedene Fragen diskutirt, nachdem die Geschäfte des Vereins erledigt waren. Vernunftprediger Koch, Dr. Maas und Sig. Kaufmann, auch Ger. Metternich, machten die Diskussion sehr interessant. Die Bälle und Kränzchen im Shakespeare Hotel sind jedem, der dieselben mitgemacht, unvergeßlich.

Nun kam das Frühjahr und wir wollten auch wieder im Freien turnen. Im Frankfort Street-Platz wurden Häuser gebaut, und so fanden wir einen bei Funk in Broome Str. Wir blieben deshalb doch bei Lievre. Hier war es, als wir kaum ein Jahr bestanden, wo uns abermals etwas Unangenehmes begegnete: Es war der Kampf in Hoboken im Anfang Juni 1851.

Der Verein war damals 140 Mann stark. Das deutsche Maifest, welches in der ersten Woche im Juni abgehalten wurde, ging von den verschiedenen Gesangvereinen aus, und wurde von denselben der Turnverein eingeladen. Mit 58 Mann zog ich, zwei Tamboure voran, vom Shakespeare Hotel ab;—es war ein herrlicher, schöner Tag, und tausende von Deutschen wanderten nach Hoboken, um sich auf deutsche Art unter Deutschen in der freien Natur zu vergnügen. Alles ging gut, wir machten Freiübungen, bauten Pyramiden, es wurde gesungen. Gustav Struve, welcher eine Woche zuvor hier angekommen, hielt eine ziemlich lange Rede. Da geschah, was immer heute noch geschieht; einige Rowdies tranken Bier und aßen Würste, und wollten nichts dafür bezahlen. Einige der Turner nahmen sich des Wirthes an und verfolgten die Halunken bis zum Hotel in den Elysian Fields. Der Wirth nahm Partei für die Strolche und feuerte auf die Turner; er traf zwar keinen von unserem Verein, aber er traf Turner Gröschel; lange ging derselbe an Krücken und konnte die Knochensplitter aufzeigen, welche ihm aus den zerschossenen Hüftknochen genommen wurden. Man glaubte, die Sache sei vorbei, als auf einmal Dr. Ph. Mayer zu mir kam und sagte, daß die „Short Boys" zu hunderten in kleinen Booten über den Fluß setzten, jeden Deutschen, sobald er der Ferry nahe kam, niederschlugen und den Frauen ihren Schmuck raubten. Er schätzte die Zahl auf sechs- bis siebenhundert. Dabei bemerkte er, persönlich gehört zu haben, daß sie sich an den Turnern rächen wollten. Ich blies in mein

Horn, bis die Vorstände der Gesangvereine in einen Kreis traten, und ersuchte dieselben, mit den verschiedenen Musikkapellen den Weg nach New York anzutreten. Auf mein Ersuchen, um womöglich den Kampf zu vermeiden, ging der Social Reform Gesangverein mit einer Musikkapelle voran; diesem folgte ein anderer Verein, dann kamen wir Turner und hinter uns die anderen Vereine und Deutsche mit Frauen und Kindern. Die Musik spielte, und wir marschirten in festem Schritt. Alles ging gut, bis die Vorhut Baumers Hotel erreichte; auf einmal hörte die Musik auf, einige Schüsse fielen, und indem ich an der Seite ging, konnte ich sehen, wie einige der Musiker mit ihren Instrumenten auf die Kerle hieben. Das Geschrei und das Auseinanderstieben des einige Hundert zählenden, aus Frauen und Kindern zusammengesetzten Zuges ist nicht zu beschreiben. Mit der größten Ruhe theilte ich die kleine Schar, ließ die Hälfte zwei bei zwei rechts und links vorbrechen, die andere die volle Breite der Straße in geschlossener Front nehmen. Noch rief ich einem Manne mit rothem Vollbart zu, ein kleines Kind von der Straße zu nehmen, dann gab ich das Kommando zum Sturmangriff. Mit einem Hurra-Ausruf, als sei es verabredet, stürzten sich unsere wackeren Turner auf die Bestien. Von einem so unerwarteten stürmischen Angriff überrascht, waren sie verdutzt, ergriffen bis auf einige die Flucht und warfen in ihrer Angst ihre schönen Stöcke nach uns. Wir waren nur mit Latten bewaffnet, die wir von den Zäunen brachen und welche bei jedem Schlag in Stücke flogen. Einige der Schufte standen, bis sie fielen; der Anführer, welcher seinen Tod fand, wollte mir gerade über den Kopf schlagen, als Turner August Desor den Schlag parirte und den Kerl niederstreckte; ein anderer, welcher einen Stein ins Taschentuch gebunden hatte, muß ihm mit einem Schlag auf die Stirn den Rest gegeben haben. Die Bahn war frei!!, die Kerle zersprengt, wir bildeten Spalier, um Frauen und Kinder nach dem Boot entkommen zu lassen, denn die Rowdies brachen, als sie die kleine Schar Turner sahen, von den Seitenstraßen, in welche sie geflüchtet waren, beständig auf uns ein. Jetzt begann eigentlich erst der Kampf. Frisch geordnet, mit dem Sheriff Francis hoch zu Pferd an der Spitze, drangen sie vor. „Knock them down, the damned dutchmen", erscholl es aus seinem Munde, allein er kam „down". Kaum war das letzte Wort aus seinem Munde, so wurde er vom Pferde gerissen. Es wäre unmöglich gewesen, daß die Handvoll Turner eine so große Uebermacht hätte bewältigen können, wenn sie nicht von vielen braven Deutschen unterstützt worden wären.

Besonders zu erwähnen sind sechs Schleswig-Holsteiner, welche noch in ihrer Uniform wacker kämpften, und kostete es mich viele Mühe, dieselben von der Demolirung des Hauses Cor. Hudson und Newark Str. abzuhalten, als Turner Koven von dem Dache des Hauses aus geschossen wurde. Bevor dieses geschah, befreiten wir noch 22 oder 24 Deutsche in Garden Str. aus einem temporären Station House. Wir brachen die Thüre mit Gewalt auf, von einem amerikanischen Herrn geführt, welcher mir sagte, daß daselbst Deutsche eingeschlossen seien, und mußten die meisten derselben ihre Handschellen mit nach New York nehmen, um sie entfernen zu lassen. Turner Berge zeigte sich bei dieser Gelegenheit brav. Eugen Lievre sowie Sig. Kaufmann ebenfalls.

Wir schlugen uns von 6 bis 9 Uhr. Als die Nacht herein brach und wir die Trommeln der Miliz von Jersey City hörten, packten wir unsere Verwundete auf und zogen ab. Noch muß ich bemerken, daß die Gebrüder Melosch wacker an unserer Seite kämpften. Von den Turnern waren zwei verhaftet worden; der eine verließ den Festplatz sehr früh des Nachmittags,

seines Geschäftes halber und wurde, ehe er die Ferry erreichte, abgefaßt. Der andere, Candler, blieb, als wir mit unseren Verwundeten abzogen, zurück, und als die „Short Boys“ ihn allein auf der Brücke sahen, auf ein Boot wartend, schleppten sie ihn heraus und zerschlugen sie ihn dermaßen, daß er noch einige Wochen die Spuren im Gesicht zeigte. Der Prozeß dauerte einige Tage im Bergen Court House. Dr. Jonason und Sig. Kaufmann vertheidigten die Turner sowohl wie die anderen Deutschen, welche abgeführt wurden. Ehe wir von dem Festplatze aufbrachen, hatte Sig. Kaufmann schon bei der Williamsburger Affäre dem Lawyer zur Seite gestanden; so that er es in dieser weit mehr, und ich glaube, daß diese Begebenheiten ihm den Weg seiner Laufbahn zeigten, welchen er mit so viel Glück verfolgte.

Der Verein wuchs nun riesenhaft; zu Dutzenden wurden sie vorgeschlagen. Jeder wollte Turner sein, weil die Haltung der Turner von allen Seiten belobt wurde. Ja selbst der „Herald“ sprach oder schrieb über die Tapferkeit der Turner — hatte den Turnwart mit dem Horn in der Hand dargestellt, sagte, wir seien meistens alle im ungarischen Krieg gewesen, einexerzirt und hätten die Rowdies angefallen wie die Indianer und dergleichen Unsinn.

Der Verein wuchs so rasch, daß ich einigermaßen um dessen Wohl besorgt wurde; denn bei einer so einfachen und leichten Aufnahme konnten sich Elemente einschleichen, welche der Turnerei mehr schaden als nützen konnten. Die Turnschwestern hatten schon vor der Hobokener Affäre Versammlungen abgehalten, um uns mit einer Fahne zu beschenken, und so wurde die Ueberreichung und Einweihung derselben auf Montag, den 18. August 1851, festgesetzt und vollzogen. Es ist die noch heute vorhandene blutrote einfache Fahne mit den vier F. — Diese Fahne wurde durch Frl. Ulmer auf dem Sommerturnplatz in Broome Str. bei Funk überreicht und Abends war ein Ball im Shakespeare Hotel.

Die Deutschen in Philadelphia um's Jahr 1847.

Von F. C. Huch.

(Aus Mittheilungen des Deutschen Pionier-Vereins von Philadelphia, 17. Heft, 1910.)

Mit dem Jahre 1848 beginnt gewissermaßen ein neuer Zeitabschnitt in der Geschichte der Deutschen in den Vereinigten Staaten, da die freiheitliche Bewegung, die in diesem Jahre von Frankreich ausgehend sich über Deutschland ausbreitete, auch das amerikanische Deutschthum beeinflußte, besonders als nach ihrem Rückgange und ihrer Unterdrückung viele gebildete, für bürgerliche Freiheit begeisterte Männer, theils als Flüchtlinge, theils als mit den dortigen Zuständen Unzufriedene, nach Amerika kamen und ihre radikalen demokratischen und sozialistischen Grundsätze, nicht nur hier, sondern anfangs auch im alten Vaterlande von hier aus, zu verwirklichen strebten.

Um die dadurch verursachte Weiterentwickelung des hiesigen Deutschthums besser würdigen zu können, würden Mittheilungen über das Leben und Treiben der Deutschamerikaner am Schlusse des vorhergehenden Zeitabschnittes von Nutzen sein. Was Philadelphia betrifft, so sind die dafür zur Verfügung stehenden Quellen die beiden während des Jahres 1847 in Philadelphia erschienenen täglichen Zeitungen, der Philadelpier Demokrat (vom . September 1847 an) und die Stadt-Post. Der Demokrat wurde von L. A. Wollenweber im September 1839 gegründet, und sein Schriftleiter

war vom 6. November 1846 bis Ausgang März 1847 Georg Seidensticker. Als er um diese Zeit zurücktrat, beabsichtigte er mit Hülfe seiner Freunde ein Wochenblatt, Der Bürgerfreund, herauszugeben, von dem die erste Nummer, die sich durch anständige Ausstattung und Vielseitigkeit des Inhalts auszeichnete, am 1. Mai erschien. Die Zeitung hatte jedoch keinen Bestand.

Die erste Nummer der Stadt-Post erschien am 7. November 1846. Sie wurde „täglich herausgegeben von Freunden der einheimischen Industrie". J. H. Schwacke war der Verleger und W. L. J. Kiderlen der Schriftleiter. Sie begann mit folgender Erklärung: „Seit zwei Jahren erscheint in dieser Stadt nur Ein politisches Blatt in deutscher Sprache, das statt sich einer weisen Mäßigung zu befleißigen, bisher ungerügt und unwiderlegt die politischen Ansichten eines zahlreichen und achtbaren Theiles des deutschen Publikums verdächtigt und in ein gehässiges Licht gestellt hat. Um diesem Mißstande abzuhelfen, hat der Wunsch wohlmeinender Bürger, denen es darum zu thun ist, daß auch das, was sie für das Rechte und Wahre halten, gehört und gewürdigt werde, Die Stadt-Post in's Leben gerufen, die in Zukunft regelmäßig an jedem Werkeltage als Morgenzeitung erscheinen wird. Wir erlauben uns, einen Theil der Gunst des Publikums für dieses neue Unternehmen in Anspruch zu nehmen, und versprechen: Alle lesenswerthen Neuigkeiten, so schnell als möglich, vor unsere Leser zu legen, für die Unterhaltung unserer Leser nach besten Kräften Sorge zu tragen, um keiner Partei-Rücksichten willen von der Wahrheit abzuweichen, treu und unverdrossen über die Interessen der arbeitenden Klassen, als der Grundlage unserer Staatswohlfahrt zu wachen, in unserer politischen Polemik jederzeit innerhalb der Grenzen des Anstandes zu verbleiben, und endlich, wo möglich, die größte Sünde aller Zeitungsschreiber, die des Langweiligwerdens zu vermeiden. Wollen uns auf diese Versprechungen hin unsere Leser freundschaftlich an ihrem Herde aufnehmen, so glauben wir auf ein recht langes und inniges Verhältniß zwischen ihnen und uns rechnen zu dürfen."

Im Jahre 1838 standen beide, Wollenweber, der damals die Zeitung Der Freisinnige herausgab, und Kiderlen, auf Seite der Whigs. Während dieser seinen Ueberzeugungen treu geblieben war, kämpfe Wollenweber's Zeitung nun für die demokratische Partei, der übrigens die große Mehrzahl der Deutschen angehörte. Als diese Partei bei den Wahlen siegte, ging die Stadt-Post ein. Ihre letzte Nummer erschien am 25. Oktober 1847.

Am 5. Januar 1847 hielt Georg Fein zum Besten der Weidig'schen Kinder im Marshall Institute einen Vortrag „über die Stellung der Deutsch-Amerikaner zu ihrem früheren deutschen und zu ihrem jetzigen nordamerikanischen Vaterlande." Der Eintritt war frei; doch wurde eine freiwillige Kollekte für den angegebenen Zweck gehalten.

Am 7. Januar begann Fein eine Reihe von zwölf Vorträgen „über die Entwickelung des bürgerlichen Lebens in Deutschland seit 1830." Er besprach darin die Vorgänge in Hannover, Braunschweig und anderen Orten, den Einfluß von Polens Fall auf Deutschland, das Hambacher Fest, den Frankfurter Aufstand, die kirchlichen Bewegungen und anderes. Er schloß am 1. April mit einem Vortrage über die Zukunft Deutschlands.

Als Fein nach kurzer Abwesenheit wieder nach Philadelphia kam, veranstalteten seine Freunde zu seiner Bewillkommnung am 17. Mai ein Festessen im City Hotel (Nord-Dritte Straße). Es hatten sich dazu ungefähr 75 fröhliche und gemüthliche Menschen versammelt, die in ungetrübter Heiterkeit einen recht vergnügten Abend verlebten, dessen erhöhten Genuß sie den Leistungen des Männerchors verdankten. Ernste und launige Vorträge und Trinksprüche hielten die Gesellschaft bis spät in steter Begeisterung.

Im November hielt Fein auch in Cincinnati Vorträge über deutsches bürgerliches Leben und kirchliche Zustände, und zu einem seiner letzten hatte er, infolge eines anonymen Angriffs in der katholischen Zeitung Der Wahrheitsfreund, folgenden Text gewählt: Das Wesen der Pfafferei, erstens als eine Gegnerin der wahren christlichen Seelsorge, zweitens als einer Feindin freier Staatsverfassungen, namentlich jedes echten republikanischen Gemeinwesens, und drittens als eine Mutter verderblichen Unglaubens.

Georg Fein wurde am 8. Juni 1803 zu Helmstedt geboren. Er war ein demokratischer Politiker, gab erst die Deutsche Tribüne, dann nach seiner Ausweisung aus Bayern 1834 ein halbes Jahr die Neue Züricher Zeitung heraus, ward aber bald mit sämmtlichen Mitgliedern des „Jungen Deutschland" auch aus der Schweiz ausgewiesen. Im Dezember 1844 und im März 1845 nahm er an den Freischaarenzügen gegen Luzern theil, gerieth darauf den Oesterreichern in die Hände und ward im Mai 1846 nach Amerika eingeschifft. Im Jahre 1848 wandte er sich wieder nach Deutschland und der Schweiz, wo er sich in Baselland niederließ. Der ruhelose Mann starb am 18. Januar 1869 zu Dießenhofen.

Am Samstag, den 16. Januar, hielten die deutschredenden Nationalreformer ihre erste öffentliche Debatte über die Bodenfrage, wozu sie alle Freunde echter Demokratie eingeladen hatten, in der Independent Hall (125 Nord-Vierte Straße, zwischen Wood- und Callowhill-Straße). Ihr Thema war: Ist das Prinzip der Nationalreformer, die Befreiung des Bodens, heilbringend für die Masse des Volkes? Die Debatten sollten jeden zweiten Samstag fortgesetzt werden.

Ausgang Januar ernannte die Deutsche Gesellschaft Lorenz Herbert, den früheren musterhaften Agenten der deutschen Auswanderungsgesellschaft, zu ihrem Agenten, um die Interessen neuer Einwanderer zu wahren. Da das Bestehen zweier Gesellschaften mit demselben Zwecke überflüssig schien, so löste sich nach Angabe der Stadt-Post die Auswanderungsgesellschaft am 31. März auf. Doch war eine Anzahl Mitglieder damit nicht einverstanden und suchte sie aufrecht zu erhalten und neu zu organisiren. Es fanden zu diesem Zwecke Versammlungen am 8. Juni und 12. Juli statt, worin als Verwaltungsräthe: Schandein, Rudhart, Mahlke, Gelbert, Stahl, Rossel, Klein, Herbert und Hahn, ferner als Präsident J. F. Hähnlen, Vize-Präsident L. A. Wollenweber, Schatzmeister W. Horstmann, Sekretär L. Schmitt, korrespondirender Sekretär F. Sartorius, Anwälte G. Remak und A. Pulte, Kontrolleure W. Kiderlen und M. Muckle gewählt wurden. Kiderlen verzichtete auf die Wahl, da er kein Mitglied sei. Am 12. Juli beschlossen der Verwaltungsrath und die Beamten, da sie ihren bisherigen Agenten Leffmann Anfang Mai seines Amtes entsetzt hatten, sobald als möglich einen neuen Agenten anzustellen, vorläufig aber jede Woche je zwei und zwei die Geschäfte des Agenten zu versehen, und sich als ein Comite zu betrachten, um Mitglieder zu sammeln. Auf den 21. Juli wurde nochmals eine Versammlung der Mitglieder der Gesellschaft und der deutschen Bürger im Allgemeinen zusammenberufen, wahrscheinlich die letzte, da das Unternehmen erfolglos blieb.

Am Sonntag den 30. Mai eröffnete die deutsche lutherische Synode von Pennsylvanien ihre hundertste Versammlung in der festlich mit Laub- und Blumengewinden geschmückten Zions-Kirche, die bei dieser hundertjährigen Jubiläumsfeier gedrängt voll war. Eine herrliche Kirchenmusik unter der Leitung des Herrn Breiter erklang vom Chore, und der Pastor Jacob Miller von Reading predigte über den Schluß des Evangeliums Matthäi: Und siehe, Ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende.

Im Jahre 1846 brach der Krieg mit Mexiko aus, und als die Regierung Frei-

willige verlangte, brachte Kapitän F. W. Binder die erste deutsche Kompagnie zusammen, der andere folgten, so, nachdem der Kongreß am 10. Februar 1847 beschlossen hatte, die Armee um zehn Regimenter zu vermehren, die Steuben Füsilier-Kompagnie unter Kapitän Arnold Syberg, die Anfang April Philadelphia verließ. Am 25. August forderte auch Leutnant A. Blücher zur Bildung einer deutschen Kompagnie auf. Jeder für die Dauer des Krieges Angeworbene erhielt 12 Dollars Handgeld und nach seiner Beendigung 100 Dollars und 160 Acker Land.

Im Juni beschloß der patriotische Verein, am Montag den 5. Juli ein allgemeines deutsch-amerikanisches Volksfest zur Feier der Unabhängigkeitserklärung abzuhalten. Es sollte so eingerichtet werden, daß es auch Unbemittelten möglich werde, mit Weib und mit herzlicher Fröhlichkeit theilnehmen zu können. Ein dazu ernannter Ausschuß erließ eine öffentliche Einladung an die deutschen Vereine zu einer Versammlung am 22. Juni, und die darin genannten Vereine sind der Männerchor, die Liedertafel, die Salem Literaturgesellschaft, die Hermann Literaturgesellschaft, der deutsche Leseverein, die deutsche demokratische Gesellschaft, die deutsche Gesellschaft, die deutsche Einwanderungsgesellschaft, der Schneiderverein, die Schuhmacher-Brüderschaft, der Bäckerverein, die pennsylvanische Tischlergesellschaft, der Philadelphia Schützenverein, die deutschen Logen der Freimaurer, Odd Fellows, Druids, des Ordens der Eintracht, des Pflegevereins, des deutsch-amerikanischen Brudervereins u. s. w. In dieser Versammlung wurde beschlossen, die Veranstaltung des Festes dem Männerchor, der Liedertafel, der Hermann Literaturgesellschaft, dem Philadelphia Schützenverein und der De-Kalb Odd-Fellows-Loge zu übertragen. Das Festcomite bestand aus C. Liebrich, Präsident, O. Seidensticker, Sekretär, M. R. Muckle, A. Gläser, F. Ruelius, A. Linn, H. Eickemeyer, F. Hähnlen, G. A. Klauder, J. Kreickebaum, G. Hettrich, G. Malech, G. Handle, G. Seidensticker, J. Bodenhöfer, Lembert, Rumberg, Benzon, Kretschmar, C. Reinking und L. Mahlke.

Das Fest wurde denn auch am 5. Juli in Lippincott's Woods an der Zweiten Straße, drei Meilen nördlich von der Vine Straße, gefeiert. Die Beamten des Tages waren: Präsident, General Georg M. Keim, Vicepräsidenten, Tobias Bühler, Dr. Hering, Adam Hoffmann, Wm. Horstmann, Dr. Schmöle, Adam Schmidt, Fidel Fischer, Friedrich Heim, Heinrich Duhring, Adam Maag, Dorn, C. Rumberg, Franz Brehm, Theobald Stöckel, C. Liebrich, Kümmerle, Keller, W. Wiedersheim, Dr. C. Wittig, Wm. Gelbert, Anton Ziesel, Dr. Bournonville, Jos. Diesinger, P. M. Wolsieffer, J. G. Schumacher, Dr. Seidensticker, Sekretäre, M. Richards Muckle und August Gläser.

Die Stadt-Post schildert den Verlauf des Festes wie folgt: „Vom schönsten Wetter begünstigt, versammelten sich schon früh am Montag Morgen Hunderte unserer Landsleute mit ihren Familien auf dem Festplatze, einem schattigen Eichenhaine, anderthalb Meilen vom nordöstlichen Ende Kensingtons entfernt. Mehrere Musikstücke, von Herrn Breter's Blechmusikbande vorgetragen, eröffneten die Feierlichkeiten des Tages. Um zehn Uhr nahm Herr Adam Hoffmann, in Abwesenheit des Präsidenten und zweier älterer Vicepräsidenten, den Sitz auf der festlich geschmückten Tribüne ein und verlas die Liste der Beamten des Festes. Sodann wurde, nach einem Gesange des Männerchors und der Liedertafel, von Wm. Kiderlen die Unabhängigkeits-Erklärung verlesen, und nach abermaligem Gesang der beiden Gesellschaften hielt nun Herr Gustav Remak die Festrede. In derselben entwickelte er die der amerikanischen Revolution zunächst vorangehenden historischen Ereignisse, schilderte den Zustand der dreizehn Kolonien, bezeichnete in wenigen treffenden Worten einige der interessantesten Charak-

tere der Glieder des ersten Kongresses, und schloß endlich mit dem Wunsche, daß das gegenwärtige schöne Fest alljährlich wieder gefeiert werden möge. — Lauter Beifall lohnte den Festredner für seine gediegene Leistung.

„Nun wurden Briefe an das Festcomite von den Herren Vicepräsidenten G. M. Dallas, J. Belsterling, dem Mayor der nördlichen Freiheiten, und Postmeister Lehmann verlesen und die von diesen Herren übersandten Trinkspürche mit donnernden Hurrahs aufgenommen. Zum Schlusse der Feierlichkeiten des Morgens sangen der Männerchor ein auf die Feier des Tages bezügliches Festlied, von Herrn Matth. Keller in Musik gesetzt, und die Liedertafel einen Waldgesang.

„Die Herren Ruelius und Klauder ,sowie Herr Wagner, hatten für die Bequemlichkeit, Speisung und Tränkung des stets zahlreicher werdenden Publikums aufs beste gesorgt. An ihren langen Tafeln erlabten sich nun die Hunderte beim Mahle. Frohsinn und Gemüthlichkeit würzten das Mahl, das bei Musik, Gesang und ernsten und heiteren Trinksprüchen weit schneller vorüberging, als den meisten genehm war.

„In den frühen Mittagstunden war die Gesellschaft bereits auf 6—8000 Köpfe angewachsen, und die frohen Gäste gruppirten sich nun nach ihren individuellen Neigungen, die einen zum Gesange oder Tanz, andere zu geselligen Spielen, während sich die Männer um die Rednerbühne sammelten, von der herab mehrere der Feier des Tages angemessene Reden gehalten wurden. Unter diesen Rednern des Nachmittags erwähnen wir insbesondere die Herren Dr. Seidensticker, Remak, W. Schmöle, Mahlke, Weitling und Wollenweber. Was dem einen oder andern dieser Redner an vollendeter Form abging, ersetzte er reichlich durch Wärme des Gefühls, durch kernige Sprache und natürlich gesunde Ansichten. Aus der Ferne ertönten die deutschen Lieder und die Klänge deutscher Melodien, während die überglückliche Jugend mit Feuerwerk und Pistolenschießen manchmal Redner, Sänger und Orchester übertönten.

„Der Geist des Frohsinns und der Geselligkeit beseelte die ganze Gesellschaft. Schwerlich waren je zuvor so viele auf deutsche Weise fröhliche freie Deutsche auf einem Platze vereinigt. Alle gefielen sich in der Feier des Tages, auf jedem Gesichte war Zufriedenheit zu lesen, jeder Mund sprach den Entschluß aus, an jedem kommenden vierten Juli ein ähnliches Fest feiern zu wollen.

„So wäre denn auch der Nachmittag und Abend, gleich dem Morgen und Mittag, in Eintracht und Heiterkeit verflossen, hätte nicht gegen vier Uhr Nachmittags eine Bande ungezogener, pöbelhafter junger Leute aus den nahen Distrikten Richmond und Kensington die allgemeine Harmonie zerstört. Diese Bande, deren einzelne Glieder schon am Morgen vom Festplatze weggewiesen worden waren, erschien Mittags wieder, ungefähr sechzig Bengel stark, und fing eine Schlägerei an, bei der sie übrigens (dank den deutschen Hieben) den kürzeren zog, so daß sie sich in aller Eile vom Platze flüchten mußte. Ueber ihre Niederlage erbittert, weglagerte dieses feige Gesindel nun an der Straße, auf welcher unsere Mitbürger nach Hause kehren mußten, mißhandelten solche derselben, die einzeln oder in kleiner Gesellschaft nach Hause gingen, warfen Steine und Koth in die Wägen, in welchen die Familienväter mit den Ihrigen zur Stadt zurückkehrten, und verübten noch andere Excesse, bei welchen leider mehrere Männer, Frauen und Kinder beschädigt wurden. So wurde ein Deutscher, der mit seiner Familie heimkehrte und, von diesem Gesindel angefallen, die Seinigen mit einem Stockdegen vertheidigen wollte, überwältigt, vor einen Alderman geführt und von diesem ungehört verurtheilt."

Der Alderman hielt diesen Deutschen auf die Klage eines gewissen Traner, daß jener sein Leben bedroht habe, zu einer Bürg-

schaft von 500 Dollars, die sofort gestellt wurde. Richter Kelley sprach ihn jedoch frei, da sich der Angeklagte nur aus Nothwehr des Stockdegens bedient habe. Dagegen wurde Traner selbst zu einer Bürgschaft von 500 Dollars angehalten. Noch andere der Ruhestörer, unter denen sich leider auch Söhne deutscher Eltern befanden, wurden verhaftet und einige der Rädelsführer zu drei- und viermonatlichen Gefängnißstrafen verurtheilt, die übrigen aber freigesprochen. Die Deutschen schuldeten dem Rechtsanwalt Gustav Remak vielen Dank für seine unermüdliche Thätigkeit und Wachsamkeit, die er in diesem Falle bewiesen hatte.

Am 14. Juli wurde der Philadelphia Deutsche Bau-Verein gegründet, der sich die Aufgabe stellte, „durch die Ersparnisse seiner Mitglieder ein Kapital zu bilden, hinreichend groß, um die Aktien-Inhaber zum Bau oder respektive Ankauf von Wohnhäusern, oder sonstigen ihnen vortheilhaft erscheinendem Grundbesitz zu befähigen." Der erste Präsident und Sekretär waren Jacob Cullmann und F. Röse; doch wurde am 13. Oktober C. A. Pulte zum Präsidenten und F. Brehm zum Schatzmeister gewählt. Röse war deutscher Sprachlehrer und Uebersetzer.

Am 25. September feierte die Hermann Literaturgesellschaft in der Filbert Straßen-Halle, oberhalb der Achten Straße, ihr sechstes Jahresfest, das trotz des schlechten Wetters von den Mitgliedern und Gästen, unter denen sich Harro-Harring befand, zahlreich besucht war. Ernst und Scherz, Rede und Gesang unterhielten und belehrten abwechselnd die Versammelten aufs angenehmste. Der Vorsitzer und der Sekretär berichteten über die zunehmende Theilnahme an der Gesellschaft und wie die dadurch wachsende äußere Kraft und der in ihr herrschende Geist zu den schönsten Hoffnungen berechtigten. In der That herrschte während dieses Jahres eine äußerst rege Thätigkeit innerhalb der Gesellschaft. In ihren wöchentlichen Versammlungen wurden alle möglichen politischen und sozialen Fragen erörtert und manchmal Vorträge gehalten. Bei der vierteljährlichen Wahl am 5. Oktober wurden folgende Beamten gewählt: Präsident, A. Lautenbach; Vicepräsident, A. Sagehorn; Sekretär, P. Ketterlinus; Gehülfssekretär, H. Bachhausen; Schatzmeister, M. R. Muckle; Bibliothekar, C. Constantin; Gehülfsbibliothekar, G. Lüders; Direktoren, A. Linn, G. Schmidt und C. Jung.

Harro Paul Harring wurde am 28. August 1798 zu Ibensdorf bei Husum geboren. Er war ein politischer Agitator, Maler, Schriftsteller und Dichter, kämpfte als Philhellene für die Befreiung der Griechen, ward später wegen Theilnahme am Savoyerzug 1836 in Bern verhaftet und nach England abgeführt, abenteuerte dann herum und entleibte sich am 14. Mai 1870 auf der Insel Jersey. — Im Archive der Deutschen Gesellschaft befinden sich die drei ersten Hefte von Harro-Harrings Werken, Auswahl letzter Hand, die bei Jakob Uhl, 11 Frankfort Str., New York, im Jahre 1844 gedruckt wurden. Sie sind der Anfang der Periodical Edition of Harro-Harrings Works, von denen monatlich zwei Hefte erschienen. Da das erste und dritte Heft die Jahreszahl 1846 tragen, so scheinen sie eine zweite Auflage erlebt zu haben. Der Umschlag enthält ein Verzeichniß sämmtlicher Werke, die nach und nach erscheinen sollten, nämlich: Gedichte, Metrische Erzählungen, Politische Schriften in dramatischer Form, Politische Schriften in Prosa, Dramatische Gedichte, Novellen und Romane, Biographie (Leben und Erfahrungen eines Skandinaven während wiederholten Aufenthalts in Dänemark, Deutschland, Ungarn, Holland, der Schweiz, Frankreich, Griechenland, Italien, Polen, England, Belgien und Brasilien. Ein Beitrag zur Geschichte unserer Zeit).

Am 25. November veröffentlichte im Demokrat Dr. Heinrich Schmöle, als Schatzmeister, einen von Dr. Wilhelm Schmöle

entworfenen Plan zur Gründung einer deutschen Stadt mit dem Namen Walhalla am Ausflusse des Rancocas in den Delaware. Die Schilderung der Lage an zwei schiffbaren Flüssen und der beabsichtigten Einrichtung dieser Stadt mit breiten von Bäumen beschatteten Straßen war höchst verlockend, besonders da ein Verlust der Theilhaber angeblich nicht denkbar, dagegen ein Gewinn von 500 bis 1000 oder mehr Prozent in wenigen Jahren beinahe sicher sein sollte. Die Bauplätze kosteten 100 Dollars. Sie waren 30 Fuß breit und 150 Fuß tief, demnach groß genug, um neben und hinter dem Hause noch einen Blumen- und Gemüsegarten anlegen zu können. W. Schmöle war Präsident der Deutschen Ansiedlungs-Gesellschaft gewesen, welche die Stadt Hermann in Missouri gründete, und wurde später der Präsident der Gloucester Farm and Town Association, der Gründerin von Egg Harbor City in New Jersey.

Seit dem Jahre 1836 wurde verschiedene Male von Liebhabern versucht, deutsche Theatervorstellungen zu veranstalten, die aber nie lange bestanden. Auch im Jahre 1847 war der Wunsch nach einem deutschen Theater rege, ohne Aussicht auf baldige Erfüllung. Dennoch fanden gelegentlich Vorstellungen statt, so am 26. Februar eine gut besuchte zum Besten der Washington Volunteer Company im Arch-Straßen-Theater. Es wurden aufgeführt Hedwig, die Banditenbraut, von Körner, Herr und Sklave, von Zedlitz, und Der häusliche Zwist, von Kotzebue. Die mitwirkenden Schauspieler waren die Herren Buck, Solbrig, Brandt, E. Röhm, Stuart, Münch, Scherff und Julius, und die Damen Maurer, Alfred und Camillo. Eine andere Vorstellung zum Besten E. Röhms, der sich um das deutsche Theater verdient gemacht hatte, fand am 11. Juni im Chestnut-Straßen-Opernhause statt, wobei Das goldene Kreuz, oder Frankreich in den Jahren 1812—15, von Harris, und No. 777 von Lebrun, aufgeführt wurden. Es wirkten dabei mit die Herren Röhm, Solbrig, Schmidt, Brandt, Burkhardt, Stuart und Sauer als Gast, und die Damen Schweitzer, Maurer und Braun. Am 16. Juni gaben zum Theil schon erwähnte Schauspieler das Stück Griseldis, das Köhlermädchen, von Fr. Halm, wobei Madam Schweitzer Griseldis und Sauer den Grafen Percival darstellte. Noch eine Theatervorstellung fand am 17. Dezember zum Besten der Washington Independent Rifle Company im Arch-Straßen-Theater statt, wobei Der Bürgermeister von Sardam oder Peter der Große, Der blaue Teufel und Der Traum auf der See gegeben wurden.

Für musikalische Unterhaltung ihrer Mitglieder und Freunde sorgten die beiden Gesangvereine. So veranstaltete die Liedertafel unter H. J. Hübner's Leitung am 4. Januar in der Odd-Fellows-Hall, Nord Sechste Straße, am 10. Mai in der Musical Fund Hall und, zum Besten ihres Dirigenten, am 9. Dezember ebenfalls in der Musical Fund Hall Concerte mit darauf folgenden Bällen. Der Männerchor dagegen unter P. M. Wolsieffer's Leitung gab Concerte nebst Bällen in der Musical Fund Hall am 21. Januar, am 5. April, wobei unter andern der 42. Psalm von Mendelssohn-Bartholdy, und am 28. Oktober, wobei zum ersten Male das von Wolsieffer komponirte Oratorium Das Erntefest aufgeführt wurde. Außerdem veranstaltete der Männerchor am 14. Juni eine Lustfahrt auf dem Delaware nach China Hall, drei Meilen unterhalb Bristol, um dort ein Maifest mit den Sängerinnen der Harmonie zu feiern.

Zu den Vergnügungsplätzen, an denen die Deutschen an Werktagen und Sonntagen Unterhaltung und Erholung fanden, gehörten der Columbia-Garten und der Heidelberg-Garten in Camden, denn man wußte dort damals noch nichts von Sonntags- und Temperenzzwang. Im Columbia-Garten, der von Gottlieb Zimmermann gehalten wurde, stand ein Holzgebäude in der Form eines großen Fasses, das Heidelberger Faß

genannt, in dessen unterem Theile sich die Wirthschaft befand. Man konnte dort vortreffliche Speisen und Getränke erhalten und im Sommer sich jeden Montag und Donnerstag an Concertmusik erfreuen. Den Heidelberger Garten hielt Carl Brurein und auch dort waren gutes bayerisches Bier und andere Erfrischungen zu haben.

Philadelphia besaß damals schon eine Anzahl Brauer, die den Ruf hatten, das beste Lagerbier zu brauen, wie Simon und Steigerwald, Caspar Kraus, Franz Brehm, Manger und Psotta, Engel und Wolf und andere.

Die hauptsächlichsten deutschen Vereine sind schon in der Einladung zu dem Feste am 5. Juli erwähnt worden; doch bestanden außerdem noch manche andere, wie der Allgemeine Deutsche Schulverein, mit August Gläser und Carl Krug als Lehrer, die Deutsche Schneider-Unterstützungsgesellschaft, die Allemania - Unterstützungsgesellschaft, der Deutsche Bauverein, der Deutsche Männerverein, einige deutsche Militärkompagnien, und die Freiheits-Division und die Morgenstern-Division der Söhne der Mäßigkeit. Ferner gab es mehrere protestantische und katholische Kirchen, sowie die rationelle Gemeinde mit A. Gläser als Redner, und die rationalistische Gemeinde, in der H. Ginal Vorträge hielt. Prediger der lutherischen Zionskirche war Dr. Demme, der am 29. September sein fünfundzwanzigjähriges Amtsjubiläum feierte. Der schon erwähnte Philadelphia Schützenverein entstand am 20. November 1846 und war angeblich der erste derartige Verein in den Vereinigten Staaten. Seine Gründer waren Gottlieb Gysi, Wilhelm Psotta, Kaspar Schödler, Gottfried Betz, Andreas Würfflein und Johann Würfflein, von denen am 30. November Johann Würfflein zum Schützenmeister gewählt wurde. Sie hielten ihre monatlichen Schießübungen in Heyls Harrowgate Garden. Turngemeinden bestanden damals noch nicht. Die erste wurde in Cincinnati auf Anregung Friedrich Hecker's am 21. November 1848 gegründet, die Philadelphia Turngemeinde aber erst am 14. Mai 1849. Am stärksten vermehrten sich die Gesangvereine, denn statt der zwei im Jahre 1847 bestehen in Philadelphia gegenwärtig (1910) 58 Gesangvereine, von denen 36 den Vereinigten Sängern, 10 den Vereinigten Arbeiter-Gesangvereinen und 12 keiner Vereinigung angehören.

Geschichte der Deutschen Quincy's.

Von Heinrich Bornmann.

XXXVIII.

Einen interessanten Rückblick auf die Zustände, wie sie vor 70 Jahren in dieser Gegend herrschten, gab der auf der Durchreise befindliche Cigarrenmacher A. M. Egbert von Kansas City. Derselbe erzählte die Erlebnisse seines Vaters D. P. Egbert, welcher im Jahre 1840 nach Quincy kam, wie folgt:

„Mein Vater verließ Harrisburg, Pennsylvanien, im Jahre 1840, mit einem Trupp von 15 Chester White Schweinen. Er zog durch Ohio, Indiana und Illinois, kreuzte die Flüsse vermittels Flößen, die er baute, ausgenommen den Mississippi, über den er bei St. Louis mit der Fähre gelangte.

„Nach Verlauf von acht Wochen kam er nach einer Niederlassung, wo jetzt Sedalia, Missouri, steht. Dort fand er Sümpfe, Indianer und Wild in Hülle und Fülle. Zunächst vertauschte er acht der Schweine gegen eine Viertel-Section Land; dann vertauschte er das Land gegen einen Esel und

machte sich mit diesem und 6 Schweinen auf den Weg nach Quincy, den Missouri-Fluß zu Boonville, damals ein Landungsplatz, auf einem Floß kreuzend.

„Nach zwei Wochen langte er in den Niederungen des Mississippi-Flusses an, 6 Meilen westlich von Quincy. Dort sah er einen Haufen frischen Gestrüpps und Gras, forschte nach und fand zwei junge Bären, die er mitnahm. Nachdem er die Jungen etwa eine Meile getragen, hörte er ein Geräusch hinter sich; umschauend, sah er sich von der alten Bärin verfolgt. Eines von den Jungen fallen lassend, setzte er seinen Weg mit dem andern fort. Am Ufer des Flusses gegenüber von Quincy angelangt, war ihm die alte Bärin wieder auf den Fersen. Zum Glück war die Fähre dort, auf welcher er Zuflucht fand und nach Quincy gelangte. Sechs Monate später verkaufte er den jungen Bären in New Orleans für $75."

Wilhelm Schipple, geboren am 2. November 1839 zu Berndorf, Waldeck, kam im Jahre 1843 mit seiner Mutter, Anna Elisabeth, geb. Hanke, nach Quincy; sein Vater, M. Schipple, war in der alten Heimath gestorben. Die Mutter, geboren am 4. Februar 1813 zu Berndorf, Waldeck, trat hier am 27. März 1853 mit Heinrich Mangold in die Ehe. Der Sohn Wilhelm Schipple wurde von Orville H. Browning, dem hervorragenden Advokaten und späteren Vertreter von Illinois im Bundessenate, sowie Sekretär des Innern in Präsident Johnson's Cabinet, angenommen und großgezogen. Der deutsche Name Schipple wurde bei der Gelegenheit in Shipley umgeändert. Als der Rebellionskrieg ausbrach, war Wm. Shipley unter den Ersten, die zu den Fahnen eilten, dem Aufrufe des Präsidenten Lincoln folgend, welcher 75,000 Mann zum Dienst für drei Monate einberief, unter der Annahme, daß der Krieg in diesem Zeitraume zu Ende sein werde. Doch sah sich Präsident Lincoln genöthigt, einen zweiten Aufruf zu erlassen und rief er nun 500,000 Mann auf drei Jahre zu den Waffen. Nach Ablauf der dreimonatlichen Dienstzeit zu Cairo, Illinois, half Wm. Shipley bei der Anwerbung von Rekruten für Company A des 27. Illinois Infanterie-Regiments, einer ganz deutschen Compagnie, die hier in Quincy gesammelt wurde. Zum 1. Lieutenant gewählt, zog er mit dem Regiment in's Feld. Bei dem Treffen zu Belmont, Missouri, am 7. November 1861, fand Wm. Shipley seinen Tod. Der Leichnam wurde nach Quincy gebracht und hier auf dem Woodland Friedhofe beigesetzt. Seine Mutter starb am 17. November 1899 im hohen Alter von über 86 Jahren.

Wie Lieutenant Wilhelm Schipple zu seinem Tode kam, erzählte Heinrich Boschulte, eines der noch lebenden Mitglieder von Company A des 27. Regiments, wie folgt:

„Es war am Abend nach dem Treffen bei Belmont und es dämmerte schon; die Unionstruppen hatten das Lager der Rebellen zerstört und die Letzteren zogen sich auf Flachbooten nach der weiter unterhalb im Mississippi-Flusse liegenden Insel No. 10 zurück. Wilhelm Schipple watete in einen Teich, um seine Feldflasche mit Wasser zu füllen und war etwa 8 Fuß vom Ufer. Als er sich vornüber beugte, fiel ein Schuß; der Schütze befand sich in einem kleinen Wäldchen jenseits des Teiches; Schipple wurde in der Magengegend getroffen und sank vornüber in's Wasser. Ich eilte sofort hinzu und trug ihn an's Ufer; doch, das Leben war entflohen, Wilhelm Schipple war todt; mit ihm starb ein braver Mann."

In der zweiten Hälfte der Vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts kam der am 10. Februar 1826 zu Mühlhausen in Thüringen geborene Gottfried Miller nach Quincy. Hier trat er zu Anfang der Fünfziger Jahre mit Elisabeth Schmidt in die Ehe; die Frau war am 9. November

1830 im Großherzogthum Hessen geboren. Gottfried Miller war hier Jahre lang als Metzger thätig, am 28. März 1885 starb er; die Frau folgte ihm am 31. März 1886 im Tode.

Wilhelm Miller, der älteste Sohn des Ehepaares, geboren am 6. Januar 1855 in Quincy, hatte in früher Kindheit das Unglück, durch Fallen auf der Kellertreppe, eine Verletzung am Rückgrat zu erleiden, ein Fehler, der ihm sein Leben lang anhaftete. Doch erwies er sich als energischer Charakter und legte den Grund zu einem großen Expreßgeschäft. Da ihm die Mittel fehlten, Pferd und Wagen zu kaufen, so begann er mit der Beförderung von kleinen Packeten vermittels eines Wägelchens und bediente sich eines Ziegenbocks als Zugthier. Mit der Zeit war er im Stande, ein Pferd nebst Wagen anzuschaffen. Nun wuchs das Geschäft, die jüngeren Brüder waren ihm behülflich, und das Unternehmen gedieh zusehends, so daß immer mehr Fuhrwerke nöthig wurden, um alle Bestellungen auszuführen. Am 27. März 1894 starb Wilhelm Miller, welcher den Grund zu dem Expreßgeschäft gelegt, das nun zu dem größten derartigen Geschäft in Quincy geworden ist. Die Firma der Gebrüder Miller, aus Friedrich, Benjamin, Andreas, Johann und Louis Miller bestehend, besitzt gegenwärtig 58 Pferde und betreibt 30 Expreßwagen, nebst einem Automobil von 45 Pferdekraft. Eine Schwester, Marie Eggert, wohnt in Canton, Illinois.

Dr. Johann Wilhelm Koch, geboren am 7. April 1828 zu Dietelsheim am Rhein, Großherzogthum Hessen, trat im Jahre 1848 mit Katharina Zimmermann in die Ehe; die Frau war am 21. März 1828 zu Friedberg, Großherzogthum Hessen, geboren. Im Jahre 1851 wanderte das Paar nach Amerika aus, von London per Segelschiff nach New York fahrend. Die Reise dauerte zwei Monate. Zuerst ließen sie sich in Dayton, Ohio, nieder. Als im Jahre 1854 die Cholera ausbrach, der ganze Familien zum Opfer fielen, und die große Verheerungen in den Städten anrichtete, zogen sie nach Minnesota, wo ein Bruder von Dr. Koch wohnte. Schließlich kamen sie am 1. April 1868 nach Quincy. Johann Wilhelm Koch war schon in der alten Heimath als Wundarzt thätig gewesen, und hatte zu Frankfurt am Main im Senkenberger Stift studirt; in diesem Lande studirte er im Rush Medical College zu Chicago, und im Hahnemann College in St. Louis. Viele Jahre war er hier als Arzt thätig und schied am 10. November 1887 aus dem Leben. Die Frau lebt noch.

Dr. Carl Koch, der älteste Sohn des Vorigen, geboren am 4. Juli 1856 zu Red Wing, Minn., studirte ebenfalls im Rush Medical College in Chicago, und im Hahnemann College in St. Louis. Jahre lang war er in Quincy als Arzt thätig, bis er am 29. Mai 1909 dahier starb.

Georg Koch, der zweite Sohn des obengenannten Ehepaares, hatte am 13. November 1858 ebenfalls zu Red Wing, Minn., das Licht der Welt erblickt; auch er widmete sich dem Studium der Medizin im Rush Medical College, vollendete dasselbe jedoch nicht, da sein Vater starb, worauf er heimkehrte und hier in den Polizeidienst trat. Zwanzig Jahre diente er in der Polizeimacht, davon 17 Jahre als Geheimpolizist, und bewies als solcher viel Geschick und besonderen Eifer. Seiner Thätigkeit war es zu verdanken, daß verschiedene gefährliche Einbrecher gefangen und unschädlich gemacht wurden. Im Mai des Jahres 1909 wurde er zum Polizeichef der Stadt Quincy ernannt, und verwaltet er seither das wichtige Amt in vortrefflicher Weise.

Töchter von Dr. Johann Wilhelm Koch und Frau sind: Katharina, die Frau von Heinrich Dickhut in Chicago; Minna, Frau von Elmer Seger in Quincy; und Hattie, Frau von Thomas Riley in Chicago.

Im Jahre 1801 erblickte Peter Hein-

rich Boschulte zu Hörst, im Kreise Halle, Westfalen, das Licht der Welt, und trat später mit Maria Elisabeth Springmeier in die Ehe, welche am 4. April 1804 ebenfalls zu Hörst geboren war.

Friedrich Boschulte, der älteste Sohn des obengenannten Paares, kam im Jahre 1850 nach diesem Lande, zunächst nach Quincy, und zog von hier mit zwei Anderen über die Ebenen nach dem fernen Goldlande California. Dort scheint er es bald zu Wohlstand gebracht zu haben, denn er schrieb seinen in der alten Heimath lebenden Eltern, sie sollten herüber kommen, er habe genug für Alle; in Quincy wolle er mit ihnen zusammentreffen. Im Herbst des Jahres 1852 kam dann die ganze Familie hierher, um hier den Sohn und Bruder zu begrüßen, doch warteten sie vergebens: Friedrich Boschulte hatte wohl mit seinen beiden Freunden von California aus die Reise über Land nach Quincy angetreten, alle Drei aber waren und blieben verschollen.

Peter Heinrich Boschulte hatte beabsichtigt, in der Gegend der Mill Creek ein Landstück zu kaufen, doch begann er zu kränkeln und starb am 31. Juli 1855 im Alter von 54 Jahren am Typhus; die Frau lebte noch viele Jahre, bis auch sie am 16. Juli 1887 aus dem Leben schied.

Hermann Boschulte, geboren im Jahre 1835, war Jahre lang Mitglied der Firma Heinrich Durholt & Co., Fabrikanten von Sodawasser, zog später nach Nebraska, und lebt noch in der Gegend von Fontanelle.

Wilhelm Boschulte, geboren am 26. November 1837, und mit den Eltern hierher gekommen, war ebenfalls Mitglied der Firma Heinrich Durholt & Co. Während des Rebellionskrieges diente er in der Unionsarmee und war Feldwebel in Company H, 43. Illinois Infanterie-Regiment. Nach dem Kriege trat er wieder in die Sodawasser-Fabrik. Am 21. Dezember 1904 starb er.

Heinrich Boschulte, geboren am 22. Oktober 1840, trat beim Ausbruche des Rebellionskrieges in Company A, 27. Illinois Infanterie-Regiment, nahm an allen Feldzügen der Cumberland-Armee theil und machte alle großen Schlachten mit, welche die genannte Armee schlug. Nach dem Kriege war er viele Jahre als Ofenformer thätig, und lebt nun in dieser Stadt.

August Boschulte, geboren im Jahre 1843, diente mit seinem Bruder Heinrich in Company A, 27. Illinois Infanterie-Regiment, und machte alle Feldzüge und Schlachten der Cumberland-Armee mit. Nach dem Kriege war er hier Jahre lang als Fuhrmann thätig, verwaltete unter Anderem auch das Amt des Straßenkommissärs der Stadt Quincy. Vor einer Reihe von Jahren zog er westlich und betreibt nun in Marion, Kansas, die Obstzucht.

Carl Boschulte, der Jüngste der Brüder, geboren im Jahre 1845, diente ebenfalls in der Armee und zwar in Company H, 43. Illinois Infanterie-Regiment. Nach dem Kriege lebte er eine Reihe von Jahren in Quincy, zog dann nach Nebraska und ist viele Jahre in der Gegend von Fontanelle im Ackerbau thätig.

Am 16. Juni 1910 starb in Quincy ein Mann, dessen Name im ganzen Lande einen guten Klang hatte, Prof. DeLafayette Musselman, Gründer der unter dem Namen „Gem City Business College“ weit und breit bekannten Handelsschule, an deren Spitze er 40 Jahre lang gestanden; und dieser Mann war von deutscher Herkunft, wie er dem Schreiber dieser Geschichte wiederholt versicherte. Leider war es ihm nicht möglich, Näheres über die Geschichte seiner Familie mitzutheilen; die nöthigen Anhaltspunkte waren mit dem vor mehreren Jahren erfolgten Tode eines On-

kels im südlichen Illinois, der in der Sache bewandert war, verloren gegangen. Obwohl er der deutschen Sprache nicht mächtig war, so zeigten sich doch auch bei ihm, wie bei so vielen Anderen in diesem Lande, die guten Charaktereigenschaften des deutschen Volksstammes.

De Lafayette Musselman war am 21. April 1842 in Fulton County, Illinois, geboren, und verbrachte einen großen Theil seiner Jugendjahre auf der Farm und als Schreiner. Obwohl seine Gelegenheiten zur Erlangung von Kenntnissen beschränkt waren, so zeigte er sich schon frühzeitig als großer Freund von Büchern und eignete sich durch Fleiß und Ausdauer einen großen Schatz von Wissen an. Etliche Winter besuchte er das Fulton County Seminar, das Schulgeld aus seinen im Sommer gemachten Ersparnissen bezahlend.

Im Jahre 1862 trat De Lafayette Musselman in das 85. Illinois Infanterie-Regiment, und wurde, da er die Feder zu führen wußte, zum Feldwebel von Company G ernannt; am 15. Januar 1863 wurde er zum 2. Lieutenant befördert; während der Schlacht von Kenesaw Mountain wurde er Befehlshaber der Compagnie, welche Stelle er bis zum Ende des Krieges in 1865 behielt.

Nach dem Kriege begab sich De Lafayette Musselman nach Chicago, trat in eine Handelsschule und lag seinem Studium mit solchem Eifer ob, daß er den Kursus in weniger denn der vorgeschriebenen Zeit vollendete. Ein Jahr lang gab er Unterricht in Eastman's College, worauf er eine Anstellung bei Bryant, Stratton & Bell erhielt, als Lehrer der Schreibkunst in ihren Schulen, zuerst in Springfield, dann in Quincy. Nach dem Tode des Herrn Stratton trat Musselman als Lehrer der Schreibkunst und der Buchführung in das alte „Quincy English and German College“, wo er bis 1870 thätig war, worauf er Eigenthümer des Gem City Business College dahier wurde und dieser Anstalt seine ganze Energie widmete. Im Jahre 1896 wurde das große, fünfstöckige College-Gebäude an 7. und Hampshire Straße errichtet, eine Handelsschule mit 1500 Studenten im Jahre, aus nicht weniger denn 33 Staaten und Territorien, eine der berühmtesten Lehranstalten ihrer Art im ganzen Lande.

Die Anfänge der Arbeiterbewegung unter den Deutschamerikanern.

Von Fr C. Huch.

Die Grundsätze des Sozialismus und Kommunismus fanden schon vor dem Jahre 1848 Eingang unter den Arbeitern, erhielten aber durch die revolutionäre Bewegung in diesem Jahre weitere Verbreitung. In Frankreich versuchte man sogar, sie wenigstens zum Theil durch Errichtung von Nationalwerkstätten zu verwirklichen, deren Aufhebung den Juni-Aufstand in Paris verursachte. In den Vereinigten Staaten bemühte sich besonders Wilhelm Weitling, der im Jahre 1845 wegen seiner Beziehungen zu kommunistischen Verbindungen aus der Schweiz verwiesen wurde, unter den Arbeitern Anhänger für seine Ansichten zu gewinnen. Nach Ausbruch der Revolution in Europa kehrte er mit Dowiat, der hier für den Deutschkatholizismus thätig gewesen war, dorthin zurück; vorher beriefen sie aber eine Versammlung der deutschen Arbeiter in Philadelphia auf den 29. April 1848. Der Aufruf dazu enthielt folgende Worte: „Die jetzige riesenhafte Bewegung in Europa ist ihrem innersten Wesen nach eine Revolution des vierten Standes, eine Revolution der Arbeiter. Es handelt sich

nicht mehr um politische Formen, es handelt sich um die volle soziale Freiheit, um Organisation der Arbeiter."

In dieser Versammlung wurde einstimmig beschlossen, einen allgemeinen Arbeiterverein zu gründen. Am 3. Mai fand abermals eine Versammlung statt, deren Anzeige mit den Worten schloß: „Alles durch, und nichts ohne die Arbeiter." Der Verein nahm eine Verfassung an, erwählte Beamten und hielt seine erste Versammlung am 13. Mai in der Nördlichen Militärhalle; doch verlegte er später seine Zusammenkünfte nach der sogenannten Aktienbrauerei, die Jahre lang der Sammelplatz der freisinnigen Deutschen war. Der erste Präsident und Sekretär waren W. Rosenthal und G. Eschmann. Die Verfassung des Vereins lautete:

Wir unterzeichneten Arbeiter der Stadt und County Philadelphia vereinigten uns, um folgende Grundsätze zu vertheidigen, und alle gesetzlichen Mittel anzuwenden, um praktisch in das Leben einzuführen.

1. Arbeiter ist jeder Mensch, der durch eigene geistige oder körperliche Thätigkeit der Gesellschaft nützlich ist.

2. Der Arbeiterstand ist die Grundlage jedes Staates, sowohl durch seine überwiegende Mehrheit, als dadurch daß er allein das Leben aller übrigen Menschen bedingt.

3. Es ist die Pflicht des Staates dafür zu sorgen, daß jeder Mensch, der arbeiten kann und will, Arbeit erhält, und daß diese Arbeit im Verhältniß zum Nutzen, den sie der Gesellschaft bringt, belohnt wird.

4. Es ist die Pflicht des Staates, dem Arbeiter seinen und seiner Familie Lebensunterhalt zu garantiren.

5. Es ist die Pflicht des Staates, dem verkrüppelten, altersschwachen, oder sonst durch die Natur unfähigen Arbeiter, und dessen Familie, ganz in demselben Maaße das Leben zu garantiren, als dem gesunden.

6. Der Arbeiterstand nimmt in dem jetzigen Zustande unserer Gesellschaft eine widernatürliche Stellung ein.

7. Es ist eines jeden Menschen Bestimmung und Pflicht, durch eigene geistige oder körperliche Thätigkeit der Gesellschaft nützlich zu sein.

8. Alle Müßiggänger und alle Menschen, die nur mit ihrem Gelde arbeiten, anstatt mit ihren natürlichen Kräften, sind eine Last der Gesellschaft und dennoch bevorzugte privilegierte Klassen.

9. Diese Grundsätze sind der wahre und reine Ausdruck der Demokratie.

10. Durch die allgemeine Anerkennung dieser Grundsätze wird das Prinzip der Freiheit und Gleichheit im Leben eine Wahrheit, das allgemeine Glück der Menschheit nahe sein.

Es folgten noch Zusätze, worin sie erklären, daß sie sich als amerikanische Arbeiter vereinigen und sich nur so lange als deutsch-amerikanischer Arbeiterverein betrachten, bis ein allgemeiner amerikanischer Arbeiterverein organisirt ist, dem sie sich dann anschließen wollen.

Der Verein versammelte sich jeden Samstag, die Beiträge betrugen drei Cents wöchentlich, und die Beamtenwahlen fanden im April und Oktober statt.

Der Arbeiterverein ging frisch ans Werk, nahm an Mitgliedern zu und in seinen Versammlungen kamen den Arbeiterstand berührende Fragen zur Debatte, über die nach eingehender Erörterung der Gründe dafür und dawider gewöhnlich abgestimmt wurde. Schon während der ersten Monate seines Bestehens wurde im Verein die Frage gestellt: Befördern die Nationalwerkstätten das Wohl der Arbeiter? wobei die Mehrheit sich auf die verneinende Seite geneigt zu haben scheint. Am 8. Juli wurde die Bodenfrage dahin entschieden, daß das Freigeben des Bodens in gewissen Quantitäten an wirkliche Anbauer eines der Mittel sei, durch welche der Arbeiterverein seine Zwecke erreichen könne. Am 2. September

beschloß man nach langen Debatten, daß der Arbeiterverein einen hohen Tarif nicht von Nutzen für den Arbeiter hält, und daß der Arbeiterverein es zur Ausführung seiner Grundsätze für nothwendig erachtet, dahin zu wirken, daß der Freihandel überall eingeführt werde. Unter anderm wurde im Jahre 1848 noch beschlossen, daß der Arbeiterverein sich dahin ausspricht, daß es nützlich für das Gemeinwohl sei, wenn das Kapital gesetzlich nicht verzinst werden dürfte. Auch bei der Frage: Würde die Abschaffung des Erbrechts wohlthätig auf das Gemeinwohl einwirken? scheint die bejahende Seite die Mehrheit gehabt zu haben.

Im Juli 1848 wurde ein Nebenzweig des Arbeitervereins errichtet dessen Aufgabe sein sollte, wenigstens „den Mitgliedern des Arbeitervereins den Schutz und die Wohlthaten zu verschaffen zu suchen, welche der Arbeiterverein von dem Staate für alle im Interesse der Menschheit thätigen Menschen verlangt", aber von dem Staate noch nicht gewährt wurden. Er wollte deshalb suchen, jeden Arbeiter, der ohne Arbeit ist, oder außer Arbeit kommt, Arbeit zu verschaffen, ihm beizustehen, wenn er krank darnieder liegt und keine Mittel besitzt, um sich selbst zu erhalten, ihn, wenn er selbstständig ist, oder wenn sich ihm eine günstige Gelegenheit zum selbstständigen Betriebe seines Geschäftes darbietet, und er der Hilfe bedarf, zu unterstützen und emporzuhelfen, den Wittwen und Waisen gestorbener Arbeiter auf geeignete Weise beizustehen, und den arbeitsunfähig gewordenen, dürftigen Arbeitern nach Kräften beizuspringen.

Um diese Maßregeln auszuführen, ernannte der Verein ein Comite von 31 Mitgliedern, welchem die ganze Sorge für diesen Nebenzweig seines Wirkens übertragen wurde. Es bestand aus A. Reuter, C. Schmidt, Fäsig, L. Lautenbach, Candidus, Scheld, W. Krämer, L. Schmid, Oßwald, J. Lamm, Leonhardt, J. Benkert, Roller, G. Eisler, G. Bauer, J. Wolf, Hornickel, H. Stern, Kämpfer, Boch, W. Rosenthal, Cochems, Schreibeis, Meier, Mitsch, Lüders, Griesbauer, Levin, Klenk, F. Beck und F. Keller.

Das Comite erhielt den Namen Executiv-Schutzcomite, und es wurden zur Regelung seiner Thätigkeit Gesetze angenommen. Es bestand aus sechs Abtheilungen von je fünf Mitglitedern, von denen jede einen in dem Plane genannten Zweig zu verwalten hatte. Die für Beschaffung von Arbeit für arbeitslose Mitglieder des Arbeitervereins veröffentlichte in der Freien Presse einen beständigen Aufruf an Arbeitgeber.

Ueber die Thätigkeit des Arbeitervereins zur Förderung der deutschen Freiheitsbestrebungen ist schon in dem Aufsatze Die Deutschamerikaner und die deutsche Revolution berichtet worden. Er beschloß sogar am 15. August 1849, sich in jeder Woche an einem bestimmten Abend als Revolutionsverein des Arbeitervereins ausschließlich zu diesem Zwecke zu versammeln. Auch setzte er seine Bemühungen, seinen Revolutionsfonds zu vergrößern, zum Theil durch Verlosung geschenkter Gegenstände, noch fort, nachdem der Heckerverein seine Thätigkeit bereits eingestellt hatte, und unterstützte nach besten Kräften die damals zahlreich nach Philadelphia kommenden Flüchtlinge.

Das im Arbeitervereine herrschende rege Leben gab sich auch in der Gründung neuer Vereine kund. So entstand im Jahre 1849 die Baugesellschaft des Arbeitervereins, mit L. Mahlke als Präsident und W. Rosenthal als Sekretär, und am 18. Oktober 1849 wurde der Sängerbund des Arbeitervereins gegründet, der später als Sängerbund fortbestand, einer der tüchtigsten Vereine des Nordöstlichen Sängerbundes war und sich am 3. Oktober 1899 mit der Harmonie vereinigte.

Arbeitervereine bildeten sich im Laufe der Zeit auch in New York, Williamsburg, Buffalo, Newark, Pittsburg, Cincinnati, Louis-

ville, St. Louis und an andern Orten, wobei besonders Franz Arnold äußerst thätig war. In der Verfassung für die Arbeitervereine im Staate New York, die New York 24. Februar 1849 unterzeichnet ist, sind die Allgemeinen Grundsätze dieselben wie in der Verfassung des Philadelphia Vereins. Es wurden aber noch folgende Mittel zu ihrer Durchführung angegeben.

1. Unser Wille ist: Daß das öffentliche Land in Zukunft nicht mehr verkauft, sondern in beschränkten Quantitäten von nicht über 160 Ackern nur an wirkliche Ansiedler unentgeltlich abgegeben werde, und keiner zukünftig mehr besitzen solle.

2. Jedem Bürger soll eine Heimstätte bis zur Ausdehnung von 160 Acker Farmland, oder zwei Stadt- oder Dorflots, darauf sich nicht mehr als ein Wohn- und ein Gewerbs- oder Geschäftshaus befinden, in der Weise vom Staate garantirt sein, daß sie nicht wegen Schulden verpfändet oder verkauft, noch in anderer Weise entfremdet werden können.

3. Errichtung von landwirthschaftlichen Kreditkassen, um unbemittelten Anbauern die nöthigen Mittel zur Ansiedlung auf öffentlichem Lande zu geben.

4. Gewährung vom Staat garantirter freier, durchgreifender und unentgeltlicher Volkserziehung und Unterhaltung der Kinder mittelloser Eltern.

5. Garantie der Lohnansprüche der Arbeiter durch bündige Gesetze, und gänzlich unentgeltliche Rechtspflege.

6. Einführung direkter Steuern, Abschaffung der Einfuhrtaxen insbesondere und indirekter Taxen überhaupt. Progressive Steuern für jeden Mehrbesitz über das zum Lebensunterhalt Nöthige.

7. Vollständige Einführung des Baargeldsystems und thunlichst schnelle Aufhebung der Banken. Gesetzliche Vorkehrung, daß die Banken für alle in Umlauf gesetzten Noten dem Volke vollständige Garantie leisten.

8. Erlassung von Gesetzen, daß aus liegenschaftlichem Kapital nicht mehr Zinsen gezogen werden dürfen, als jetzt gesetzlich aus geliehenem Geldkapital erlaubt ist.

9. Wir werden bei allen politischen Parteikämpfen unsere oben ausgesprochenen Grundsätze und Ansichten geltend zu machen suchen. Bei vorkommenden Wahlen werden wir nur solchen Männern unsere Stimmen geben, welche sich schriftlich verbürgen, unsere oben angegebenen Mittel zur Ausführung bringen zu helfen.

Anfang 1850 wurde in allen Theilen der Union die Bewegung zur Verbesserung der Lage der Arbeiter besonders lebhaft, wozu hauptsächlich die von Weitling herausgegebene Zeitschrift Die Republik der Arbeiter beitrug. Er befürwortete darin Bildung von Gewerbeordnungen, Regulirung des Arbeitwerthes zwischen Arbeiter und Arbeitgeber, Errichtung von Nothwerkstätten bei unverschämten Ansprüchen der Arbeitgeber und vor Allem Anlegung von Gewerbetauschbanken und Berufung eines Arbeiterkongresses. Er drang ferner darauf, daß die Arbeiter bei den Wahlen ihre Stimmen für die Umformung der Gesellschaft abgeben sollten.

Der Philadelphier Arbeiterverein berief auf den 9. März eine allgemeine Arbeiterversammlung, die zahlreich besucht wurde und in der Arnold in einem begeisterten Vortrage den Zustand der Arbeiter in allen ihren gesellschaftlichen Verhältnissen darlegte und die Organisation der Arbeit nach Weitlings Plane befürwortete. Die mit vielem Beifall aufgenommene Rede führte zur einstimmigen Annahme von Beschlüssen, die in jenem Plane ein kräftiges Mittel zur Hebung und endlichen Sicherstellung der Existenz der Arbeiter erkannten, die Arbeiter aufforderten, ungesäumt zur Organisirung von Gewerbeordnungen zu schreiten und zu diesem Zwecke ein Comite von sieben Mitgliedern zu ernennen.

Dieses Comite, bestehend aus Heidrich,

Arnold, Candidus, Rosenthal, Lüders, J. Kohler und O. Maaß, erließ sofort Aufrufe zur Gründung von Gewerbeordnungen und einer Tauschbank, wobei es zunächst an die Schneider, Schuhmacher, Tischler und Metallarbeiter wandte. Diese hielten am 23. März eine Versammlung, bei der Arnold abermals der Hauptsprecher war. Er zeigte, daß eine Gewerbetauschbank als Zentralpunkt und allgemeines Verbindungsmittel aller Arbeiterorganisationen eine unwiderstehliche Macht besäße, und ohne sie die allgemeine Verbrüderung der Arbeiter zur gemeinsamen Bekämpfung ihres Erbfeindes nie möglich sei, worauf die Versammlung Beschlüsse in diesem Sinne faßte und erklärte, in der großen Arbeiterverbrüderung der Gewerbetauschbank Gewerbeordnungen bilden zu wollen. Auch erkannte sie die Nothwendigkeit des Arbeiterkongresses an. Aehnliche Beschlüsse waren am 13. März in New York gleichzeitig von den Schneidern und Tischlern in ihren Versammlungen gefaßt worden.

Die Organisation der Tauschbank einer Stadt sollte folgendermaßen geschehen: Ihre Verwaltung besteht aus drei von jeder Gewerbeassoziation gewählten Gliedern, die zusammen die Zentralkommission bilden. Diese erwählt ein Direktorium von drei Gliedern zur obersten Leitung der Geschäfte, einen Handels-, einen Finanz- und einen Zentraldirektor, welche die Beschlüsse und Aufträge der Zentralkommission ausführen und den ganzen executiven Theil des Geschäftes besorgen müssen. Wenn man diese drei Beamten nicht aus den Gliedern der Tauschbank wählen kann, so werden sie anderweitig gesucht und mit anständiger Besoldung angestellt.

Nach Mittheilungen der Freien Presse im Mai 1850 will die Tauschbank auf folgende Weise wirken:

1. Durch den Einkauf von Rohprodukten im Großen und Abgabe derselben in kleinen Quantitäten an ihre Glieder.

2. Durch Anlegung von Magazinen für solche Waaren, welche aufbewahrbar sind. Die von Gewerbeordnungen angelegten Magazine bilden die Magazine der Tauschbank. Von Artikeln, welche die Gewerbeordnungen noch nicht liefern, werden ein oder mehrere Magazine nach Bedarf angelegt.

3. Durch Förderung und Sicherung des Absatzes sowohl der Magazine als auch der Artikel solcher Arbeiter, deren Waaren oder Produkte nicht zur Aufbewahrung für eine längere Zeit geeignet sind.

4. Durch Förderung des Austausches von Gewerbeprodukten unter den Gliedern des Gewerbes.

Um diese Wirkung zu erreichen und möglich zu machen, fordert sie, wenn eine wenigstens in nicht zu schroffem gegenseitigem Verhältniß der Gewerbe stehende und zur Erhaltung der Magazine hinreichende Anzahl von Arbeitern, also ungefähr 1000, sich zur Errichtung einer Tauschbank bereit erklärt,

1. einen Aktienbeitrag von jedem Gliede von wenigstens einem Dollar zum Ankauf der von den Gewerbeordnungen bis dahin noch nicht gelieferten Artikel, zur Errichtung von Magazinen u. s. w. Ferner wenn der dadurch gewonnene Stock zu dem Zwecke noch nicht hinreicht, einen kleinen wöchentlichen Beitrag. Dieser Stock ist Eigenthum aller Glieder, kann aber nicht von den einzelnen zurückgezogen werden, sondern bleibt unverzinslich in der Tauschbank.

2. Sobald man Waaren in den Magazinen haben kann, werden Tauschnoten ausgegeben, und jedes Glied der Tauschbank ist verpflichtet, einen Theil seines Verdienstes, sage einen oder zwei Dollars wöchentlich, gegen ebensoviel Tauschnoten umzuwechseln.

3. Mit diesen Noten kann man aber in den Magazinen sowohl, als auch unter den Gliedern der Tauschbank selbst, nach Belieben kaufen, zu welchem letzteren Zwecke

jedem Aktieninhaber ein Verzeichniß aller Glieder der Gewerbetauschbank, deren Geschäfte, Wohnung, u. s. w. eingehändigt wird.

4. Fordert die Tauschbank, daß so lange die Anzahl der Glieder noch nicht so stark ist, daß sie alle Gewerbe umfaßt und die Harmonie, der Einklang der Gewerbe noch nicht erzielt werden kann, jedes Glied der Tauschbank, welches eine lohnende Arbeitsstelle hat, dieselbe beibehält, bis die allgemeine Theilnahme alles Arbeiten für außerhalb der Gewerbeordnungen Produzierende unnöthig macht. Diese Arbeiter haben nur die Verpflichtung auf sich, die Tauschnoten anzunehmen und einen Theil ihres Lohnes gegen dergleichen mitzutauschen, das heißt sie verpflichten sich, in den Magazinen oder von den Gliedern der Tauschbank zu kaufen, wofür ihnen die Vortheile des billigen Einkaufs zugut kommen.

5. Dadurch kommt jede Woche soviel baares Geld zur Ergänzung der Magazine, die nicht von Gewerbeordnungen versehen werden, in die Bank, daß die entstandenen Lücken immer wieder ausgefüllt werden können. Ueberdies ist jeder verpflichtet, bevor er kauft, sein Geld gegen Tauschnoten umzuwechseln.

Alle diese Pflichten sind natürlich nur zur Begründung einer Tauschbank und zur Unterhaltung derselben nothwendig, bis sie durch das Ineinandergreifen der Gewerbe, das steigende Vertrauen und die Entwickelung ihrer Wirksamkeit ihren allgemeinen Wirkungskreis betreten kann. Mit jedem Gewerbe, das hinzutritt, mit jeder Kolonie wird die Wirksamkeit der Tauschbank kräftiger und der Nutzen für die Glieder größer. Die Auswahl in den Magazinen wird reicher; es können immer mehr Arbeitskräfte den außerhalb der Tauschbank produzirenden Spekulanten entzogen werden, der Wohlstand der Einzelnen mehrt sich mit der Fülle der Vorräthe in den Magazinen, und endlich kommt die Zeit, daß kein Arbeiter außerhalb der Tauschbank zu arbeiten braucht, indem alle Gewerbe und Künste, Ackerbau u. s. w. innerhalb derselben in Harmonie vertreten sind, das heißt daß der Staat oder eine Mehrheit seiner Bürger das System anerkennt. Man brauche dann nur noch solche Produkte, die nicht im eigenen Lande zu erzeugen sind, und diese kann man mit fertigen Waaren bezahlen, wie dies jetzt der Fall im Welthandel ist.

Alle Gewerbe, deren Erzeugnisse eine längere Aufbewahrung zulassen, ohne dadurch an Werth zu verlieren, können sie in den Magazinen der Tauschbank oder ihrer Gewerbeordnungen niederlegen und empfangen dort sogleich den vollen Werth derselben in Tauschnoten.

Im Obigen ist ziemlich wörtlich wiedergegeben, wie man sich das Wirken der Tauschbank und ihr endliches Ziel vorstellte. Man behauptete, ein Kasten voll Tauschnoten sei sicherer als ein Kasten voll Papiergeld, da sie den Werth der Produkte in den Magazinen oder des baaren Geldes auf der Bank repräsentirten. Man erwartete, daß durch die konsequente Durchführung des Systems der ganze Staat sich in eine Tauschbank verwandle, und daß das Verhältniß der Produktion zur Konsumtion ausgeglichen und dadurch jedem Arbeiter im Staate der volle Werth seiner körperlichen oder geistigen Arbeit zutheil werde, während der Nichtsthuende entweder arbeiten oder hungern müsse.

Die Ausführbarkeit und Wirksamkeit dieser unklaren Traumgebilde wollte vielen freisinnigen und den Arbeitern geneigten Männern nicht einleuchten. Auch die von A. Gläser, N. Schmitt und J. M. Reichardt seit dem 30. März 1850 herausgegebene tägliche Zeitung, Der Volksvertreter, scheint sich nicht günstig darüber ausgesprochen zu haben, wodurch Gläser in Streit mit Arnold und Rosenthal gerieth. Gläser meinte nämlich, die Arbeiter sollten Lohnerhöhungen anstreben, was die Arbeiterführer

als nutzlos erklärten, da dieselben durch die gleichzeitige Preissteigerung der Lebensbedürfnisse wieder verschlungen würden.

Am 25. Mai fand auch im Arbeitervereine eine Debatte über die Tauschbank statt, wobei die Meinungen über ihren Werth gleichfalls verschieden waren.

Im Mai war die Arbeiterbewegung so weit vorgeschritten, daß die Zentralkommission von den Gewerbe- und Arbeiterassoziationen der Schneider, Schuhmacher, Tischler, Metallarbeiter, Cigarrenmacher, Weber und Posamentirer, sowie von dem Arbeiterverein und dem Bunde der freien Arbeiter beschickt wurde. Auch erwartete man den Anschluß der Bäcker und anderer Gewerbe. Die meisten der genannten Gewerbe hatten bereits ihre Einzahlungen begonnen, die Schneider ihren Laden eröffnet und die Schuhmacher und Metallarbeiter wollten, sobald sie hinreichende Mittel zusammengebracht, ihre Magazine errichten; doch glaubte man erst dann imstande zu sein, das Wirken und den Nutzen der neuen Reform kennen zu lernen, wenn die Betheiligung zahlreicher und die Organisation vollständig geworden sei. Inzwischen beschäftigte sich ein Ausschuß der Zentralkommission mit der Entwerfung einer Verfassung der Tauschbank, und am 5. Juni forderte die Zentralkommission in der Freien Presse zum Beitritt zu der zu errichtenden Tauschbank auf. Wer einen Beitrag von nicht weniger als einem Dollar entrichtete, sollte einen Aktienschein erhalten, der ihn zu allen Vortheilen der Tauschbank berechtigte; doch wird trotz des geringen Beitrags die Betheiligung schwerlich den Erwartungen entsprochen haben.

Vom 6. bis zum 10. Juni 1850 tagte in Chicago ein industrieller Kongreß der englischredenden Amerikaner, in welchem Mittel, die Menschenrechte zur Wahrheit zu machen, vorgeschlagen wurden, die im Wesentlichen mit denen der Arbeitervereine übereinstimmten. Der Kongreß beschäftigte sich jedoch hauptsächlich mit der Freibodenfrage und der Beschränkung des Bodenbesitzes, und erklärte sich einstimmig gegen jede Art von Sklaverei.

Diese Bewegung unter den Englischamerikanern, bei der das Beispiel der Deutschen mitgewirkt haben soll, dauerte fort, und am 10. Dezember 1850 erließ der industrielle Kongreß der Stadt New York, in dem 78 Vereine vertreten waren, einen Aufruf an die Arbeiter der ganzen Welt, in welchem er seine Arbeiterbrüder ersuchte: „Einige ihrer Brüder, in deren Einsicht und Erfahrung sie Vertrauen setzen, zu erwählen, um mit Delegaten, die wir ernennen werden, im Monat Mai des Jahres 1851 in der Stadt London in England zusammenzukommen, um sich miteinander über die Uebelstände zu berathen, die unsere geselligen Zustände beeinträchtigen, den wahren Zustand unserer verschiedenen Gewerbe und Berufsgeschäfte mit den Vortheilen und Nachtheilen unserer verschiedenen Länder darzulegen und irgend ein allgemeines Prinzip ausfindig zu machen, das zum Besten aller dienen wird und zu dem alle mitwirken können."

Auch in Philadelphia fand am 10. Dezember im Chinesischen Museum eine zahlreich besuchte Arbeiterversammlung statt, die unter Anderm beschloß, einen gemeinschaftlichen Fonds zu errichten und Repräsentanten zu wählen, um in Philadelphia einen Kongreß oder eine Generalversammlung von assoziierten Handwerkern und Arbeitern zu bilden, zur wirksameren Sicherung der Rechte und Interessen der Arbeiter.

Die deutschen Schneider in New York, die sich durch Erwählung eines Präsidenten und einer Zentralkommission von dreizehn Gliedern organisirt hatten, standen im Juli ohne Erfolg für eine geringe Lohnerhöhung aus und in ihrem Auftrage verfaßte Weitling einen Aufruf: „Das Recht der Arbeit gegen die Rechte der Diebe und Müßig-

gänger", worin sie erklären: „daß wir nicht ruhen und rasten, bis wir diesen Bettel von Lohnerhöhung durchgesetzt haben. Wir alle, 4000 Mann stark, haben gelobt, fortzufahren auf dem begonnenen Wege und uns lieber todtschlagen nund einsperren zu lassen, als uns einem solchen erbärmlichen Zustande zu fügen." Da die Schneider sich Gewaltthätigkeiten gegen Arbeitgeber und nicht ausstehende Arbeiter erlaubten, so kam es zu Zusammenstößen mit den Polizisten, wobei viele von ihnen mehr oder minder schwer verwundet und verhaftet wurden. Am 3. August bewilligte der Philadelphier Arbeiterverein den ausstehenden Schneidern 50 Dollars. Man war aber der Ansicht, daß der Ausstand planlos und ohne Rückhalt zu haben begonnen wurde, wofür die Führer Vorwürfe verdienten, sowie daß die ungesetzlichen Handlungen der Schneider nicht zu rechtfertigen seien und den sozialen Bestrebungen schadeten. Doch wurde von anderer Seite behauptet, daß man zu Ausständen seine Zuflucht nehmen solle, so lange es keine Sozialisten gäbe. Anfang August beschlossen die New Yorker Schneider: „Unser einziges Rettungsmittel besteht darin, daß wir unser Geschäft selbst in die Hand nehmen und so viel anfangen, als unsere Geldmittel erlauben." Um diese Zeit arbeitete jedoch der größte Teil der deutschen und englischredenden Schneider schon wieder bei einer Lohnerhöhung von 25 Prozent.

Im Auftrage Weitlings berief am 21. September 1850 der Arbeiterverein und die Zentralkommission der Gewerbe von Philadelphia auf den 21. Oktober in Philadelphia den ersten Arbeiterkongreß, der sich auf die Grundsätze der Republik der Arbeiter stützte, und lud alle Arbeiter, welche die Ausführung dieser Grundsätze wünschten, zu einer Beschickung durch Abgeordnete ein. Sein Zweck war die Organisation der Arbeiterverbrüderung der Vereinigten Staaten. Es sollte für je 100 Arbeiter ein Vertreter gewählt werden, und zur Bestreitung der Kosten sollte jeder Arbeiter 50 Cents beitragen.

Nach eingereichten Berichten war der Bestand der Arbeitervereinigungen folgender:

St. Louis. Allgemeiner Arbeiterverein 310 Mitglieder, monatliche Beiträge 15 Cents, Kassenbestand 21 Dollars. — Assoziation der Metallarbeiter 26 Mitglieder, Einlage 5 Dollars, wöchentlicher Beitrag 15 Cents, Kassenbestand 45 Dollars. — Bäcker 31 Mitglieder, Einlage 10 Dollars, wöchentlicher Beitrag 15 Cents, Kassenbestand 146 Dollars. — Schneider 30 Mitglieder, Einlage 5 Dollars, wöchentlicher Beitrag 30 Cents. — Schuhmacher 21 Mitglieder, Einlage 5 Dollars, wöchentlicher Beitrag 30 Cents, Kassenbestand 58 Dollars. — Tischler 32 Mitglieder, Einlage 5 Dollars, wöchentlicher Beitrag 15 Cents, Kassenbestand 53 Dollars.

Louisville. Allgemeiner Arbeiterverein 150 Mitglieder.

Baltimore. Tischler 62 Mitglieder, Einlage 5 Dollars, wöchentlicher Beitrag 15 Cents, Kassenbestand 364 Dollars 62 Cents. — Schneider 94 Mitglieder, Einlage $5, wöchentlicher Beitrag 15 Cents, Kassenbestand 818 Dollars 33 Cents. — Schuhmacher 36 Mitglieder, Einlage 5 Dollars, wöchentlicher Beitrag 15 Cents, Kassenbestand 107 Dollars 20 Cents. — Metallarbeiter 23 Mitglieder, Einlage 5 Dollars, wöchentlicher Beitrag 15 Cents, Kassenbestand 66 Dollars 49 Cents. — Bäcker 16 Mitglieder, wöchentlicher Beitrag 25 Cents, Kassenbestand vermittels Anleihe 145 Dollars 75 Cents.

Pittsburg. Allgemeiner Arbeiterverein 160 Mitglieder. — Tischler 60 Mitglieder, Einlage 5 Dollars. — Schneider 20 Mitglieder.

Philadelphia. Schneider 153 Mitglieder, Einlage 5 Dollars, Kassenbestand 1580 Dollars. — Tischler 42 Mitglieder, Einlage 5 Dollars, wöchentlicher Beitrag 12½

Cents, Kassenbestand 276 Dollars. — Schuhmacher 20 Mitglieder, Einlage 5 Dollars, Kassenbestand 350 Dollars. — Sozial-Schneiderverein 60 Mitglieder. — Metallarbeiter 15 Mitglieder, Einlage 5 Dollars, wöchentlicher Beitrag 12½ Cents, Kassenbestand 25 Dollars. — Arbeiterverein 300 Mitglieder, wöchentlicher Beitrag 3 Cents. Weber 8 Mitglieder.

New York. Tischler 946 Mitglieder, Kassenbestand 3800 Dollars. — Schneider 500 Mitglieder, Kassenbestand 2500 Dollars. — Schuhmacher 120 Mitglieder, Einlage 4 Dollars, Kassenbestand 480 Dollars. — Färber 30 Mitglieder. — Hutmacher 14 Mitglieder. — Oekonomische Tauschassoziation 90 Mitglieder. — Drechsler 35 Mitglieder, Kassenbestand 50 Dollars. — Bildhauer 80 Mitglieder. — Buchdrucker 30 Mitglieder. — Cigarrenmacher 25 Mitglieder. — Mechaniker 12 Mitglieder. — Buchbinder 8 Mitglieder. — Blecharbeiter 20 Mitglieder. — Kürschner 25 Mitglieder.

Buffalo. Allgemeiner Arbeiterverein 260 Mitglieder, Kassenbestand 150 Dollars. — Schneider 108 Mitglieder, Kassenbestand 3000 Dollars. — Tischler 150 Mitglieder. — Schuhmacher 75 Mitglieder, Kassenbestand 300 Dollars.

Williamsburg. Allgemeiner Arbeiterverein 60 Mitglieder, Kassenbestand 500 Dollars.

Newark. Allgemeiner Arbeiterverein 38 Mitglieder, Kassenbestand 225 Dollars.

Cincinnati. Arbeiterverein 65 Mitglieder.

Darnach zählten diese Arbeiterverbände zusammen 4360 Mitglieder, von denen 1343 allgemeinen Arbeitervereinen angehörten.

Die verschiedenen Städte waren durch folgende Abgeordnete vertreten: Baltimore durch H. J. Wellinghoff, F. Stein und E. Schulz, Buffalo durch C. Jüngrig, Cincinnati durch L. Maffey, St. Louis durch Ferd. Benz, Louisville durch Fr. Arnold, Newark durch Arthur Schmidt, New York durch W. Weitling, E. Feldner, F. Steffen, H. Seemann, F. Trübswetter und S. Franconi, Philadelphia durch Wm. Rosenthal, O. Maaß, J. Bloch und J. Hilzinger, Pittsburg durch J. F. Sabita, Williamsburg durch Ch. Kiehl.

Der Kongreß wurde am 21. Oktober eröffnet und schloß am 28.; die offenen Sitzungen begannen aber erst am 22. in der Commissioners-Halle der Nördlichen Freiheiten. In einer vorberathenden Versammlung wurden Rosenthal zum Präsidenten, Benz zum Vicepräsidenten, Wellinghoff und Arnold zu Sekretären und Hilzinger zum Schatzmeister gewählt. Es war ein Leitfaden für die Verhandlungen des Kongresses angefertigt worden, der Grundsätze und Wünsche enthielt, die in der Hauptsache mit denen in der Republik der Arbeiter enthaltenen übereinstimmten. Sie waren in folgende Klassen eingetheilt: Tauschbank, Assoziationen, politische Parteiorganisation, allgemeine Bildungsanstalten und Propaganda. Für jede Klasse wurde ein Comite ernannt; das für die Tauschbank bestand aus Weitling, Arnold und Jüngring.

Die hauptsächlichsten Bestimmungen und Forderungen des Kongresses sind nachstehend angegeben:

Die Tauschbank erstrebt ihre Verwirklichung im Wesentlichen in der von der Republik der Arbeiter empfohlenen und bereits beschriebenen Weise. Die Stadt, die bis Ende November das meiste Geld für Gründung der Tauschbank zusammengebracht hat, wird als Vorort sämmtlicher Tauschassoziationen anerkannt. Die ersten Operationsgelder werden theils durch Anleihen bei den Vereinskassen, die der Kongreß garantirt, theils durch freiwillige Beiträge zusammengebracht und zur Anfertigung von Papiergeld, zur Propaganda in deutschen, englischen und französischen

Schriften und zur Anstellung von Agenten zur Sammlung von Unterschriften und Beiträgen verwandt. Die Tauschbank stellt den Assoziationen große Magazine mit Rohstoffen zu billigen Preisen zur Verfügung, doch sind beide Verwaltungen getrennt und unabhängig von einander.

Die Assoziationen der verschiedenen Städte werden durch die einzelnen Gewerbekörperschaften gebildet. Eine Zentralkommission steht an der Spitze, zu der jedes Gewerbe drei Abgeordnete stellt. Die Assoziationen verpflichten sich, ihre Waaren gegen Tauschpapiere abzugeben. Sie beziehen ihre Rohprodukte von der Tauschassoziaton und, wenn sie nicht eigene Läden halten, so übergeben sie ihre Produkte den Tauschmagazinen. Alle Logen, Kranken- und Unterstützungsgesellschaften, die sich der Tauschbank anschließen, haben dort ihr Geld zu deponiren, und erhalten dafür Quittungen, die sie in Tauschbanknoten umwechseln können.

Als politische Parteiorganisation fordert der Kongreß gleiche Rechte und Pflichten für alle und erklärt sich daher für folgende bis jetzt bei den politischen Reformbestrebungen von den Amerikanern aufgestellte Grundsätze: Freigebung der öffentlichen Ländereien in bestimmten Quantitäten an wirkliche Bebauer, Sicherung der Heimstätte gegen erzwungenen Verkauf, direkte Wahl aller öffentlichen Beamten durch das Volk, Besoldung aller Beamten durch den Staat oder Korporationen, unentgeltlicher Unterricht in allen öffentlichen Lehr- und Erziehungsanstalten, Uebergabe der Staatsarbeiten an die Mitglieder der Tauschassoziationen, Abschaffung solcher Gesetze, welche der Gesetzgebung gestatten, über persönliche und Korporationsverhältnisse Gesetze zu geben, Abschaffung aller Gesetze, welche die freie Anwendung des Sonntags hindern, die Erlangung des Bürgerrechtes für Einwanderer darf keiner Zeitbestimmung abhängig gemacht werden, Beschränkung des Bodenbesitzes, hohe Besteuerung aller verkauften, jedoch unbebaut liegenden Ländereien, Schutz der Einwanderer gegen Prellereien durch Spekulanten und Makler, das Recht der Abberufung von Repräsentanten, die ihren Instruktionen nicht nachkommen.

Da jeder Mensch als nothwendige Folge seines Daseins das Recht auf eine seinen Anlagen entsprechende Bildung hat, so stellt der Kongreß folgende Anforderungen an den Staat: Errichtung aller nöthigen Lehr- und Erziehungsanstalten, die für jeden unentgeltlich zugänglich sein müssen, nämlich Kleinkinderschulen, Elementarschulen, Real- und technische Schulen, Lehranstalten für alle Fächer und Gewerbszweige, einschließlich der für Lehrer beiderlei Geschlechts, Gelehrtenschulen, Universitäten, harmonische Ausbildung des ganzen Menschen nach allen seinen Kräften und Fähigkeiten, Unabhängigkeit der Schule von der Kirche und Selbstständigkeit ihres Organismus, entsprechende Besoldung der Lehrer, organischer Zusammenhang aller Bildungsanstalten, Gründung von öffentlichen dem Bedürfniß der einzelnen Orte entsprechenden Bibliotheken, Gründung ausreichender Waisen-, Blinden- und Taubstummen-Institute, Wahl der Lehrer durch das Volk.

An die Arbeiterverbrüderung stellt dagegen der Kongreß folgende Forderungen: Arbeiterbildungsvereine, Abend- und Sonntagsschulen zur Nachholung von Elementarschulkenntnissen, zur Verbreitung technischer Kenntnisse, zur Verbreitung der gründlichen Kenntniß der englischen Sprache, Bildung von Lesezirkeln, Gründung von Bibliotheken, Buchhandel zur Verbreitung zweckdienlicher Schriften, Bildung von Schulvereinen, die dem Bedürfniß entsprechende Schulen ins Leben rufen, wie Kleinkinderschulen, Elementar- und Realschulen, so weit die Parteikräfte reichen, Turnvereine, die entweder selbstständige Anstalten ins Leben rufen, oder die von den Schulvereinen gegründeten Anstalten unterstützen.

Unter Propaganda versteht der Kongreß das zur Verbreitung und Vervollständigung seiner Grundsätze nöthige Wirken unter den Massen durch Wort und Schrift. Zu diesem Zwecke werden Propagandakassen gebildet, an die jedes Mitglied der Arbeiterverbrüderung sechs Cents monatlich zu bezahlen hat. Die Republik der Arbeiter mit Weitling als Schriftführer bleibt das Zentralorgan der Bewegung, von dem jedem Mitglied ein Exemplar unentgeltlich zugesandt wird. Die mündliche Propaganda geschieht durch umherreisende und von Haus zu Haus gehende Agenten.

Um die Niederlassung für die große Menge der Arbeiter möglich zu machen und zugleich allen ankommenden Emigranten in ihrem eigenen Interesse sowohl, als in dem der Verbrüderung mit Rath und That behilflich zu sein, soll durch Gründung von Ansiedlungen in Verbindung mit den Tauschassoziationen der Städte eine große Kette der Verbrüderung gebildet werden. Wenn Tauschassoziationen Niederlassungen gründen wollen, so hat zu Anfang ein Theil der Mitglieder sich dem Anbaue des Landes zu widmen, während der größere Theil in den Städten zurückbleibt und sie unterstützt, bis nach und nach alle Mitglieder dorthin ziehen können. Die Kolonisten bleiben jedoch Mitglieder der Tauschassoziationen, errichten Zweigmagazine und liefern ihre übrigen Erzeugnisse an die Magazine der der Städte.

Am Schlusse des Kongresses erließen seine Mitglieder noch ein Manifest an ihre Wähler, womit sie ihnen das Ergebniß ihrer Berathungen vorlegten und von allen hofften, die diesen Kongreß mit treuer Liebe zur Sache und mit festem Glauben an die Möglichkeit der praktischen Durchführung seiner Grundsätze beschickten, die dafür durch Worte und Beiträge wirkten, daß sie nun auch die Thaten der Begeisterung und Aufopferung in verdoppelter Thätigkeit sprechen lassen würden, damit man nicht sagen könne: „Sie haben viel versprochen und wenig gehalten."

Der Glaube an die vom Kongreß aufgestellten Grundsätze und der gute Wille sie auszuführen war bei vielen Arbeitern wohl vorhanden, doch gab es auch solche, die ihre Ausführbarkeit unter den damaligen Verhältnissen bezweifelten, und der Verlauf der Bewegung bestätigte dies. Dennoch ging man ans Werk und versuchte den vom Kongreß geplanten Zukunftsstaat, die Republik der Arbeiter, die für Faulenzer keinen Platz hatte, ins Leben zu rufen. In einigen Städten ratifizirte man die Beschlüsse des Kongresses und begann Beiträge zur Propagandakasse zu zahlen und Assoziationen zu bilden.

In Philadelphia wurde eine theils vom Arbeiterkongreß, theils von der Zentralkommission ernannte Tauschassoziation errichtet, bestehend aus Rosenthal, Maaß, Hilzinger, Boßhard, Kunkel, Graeff, Sauer, Nagel und Leitinger, mit Schandein, dem Schatzmeister der Schneiderassoziation, als provisorischem Schatzmeister und Adolph Reichel als Boten für Einkassirung der Beiträge. Nach den Beschlüssen dieser Tauschassoziation konnte jeder Mitglied werden, der einen Beitrag von zehn Dollars zahlte, auch forderte sie die Arbeiter zu freiwilligen Beiträgen und zu Darlehen auf, die auf Verlangen verzinst werden sollten. Mit den eingehenden Geldern wollte die Tauschassoziation zunächst einen Materialwaarenladen anlegen, und im Januar 1851 suchte sie eine Anleihe zu machen, um ein Grundstück zu kaufen und ein Gebäude zu errichten, das als Laden und Versammlungsort der Arbeiter dienen könnte. Eine Arbeiterhalle kam auch in der Dritten Straße unterhalb der Green zustande und wurde Eigenthum des aus der Tauschassoziation hervorgegangenen Sozialen Arbeiterunterstützungsvereins, ging aber später in den Besitz des Schützenvereins über.

Im Allgemeinen fanden die Pläne des Arbeiterkongresses nicht die nöthige Unterstützung und blieben daher unausgeführt oder gingen bald wieder zugrunde. Selbst die schon früher errichteten Gewerbeläden hatten keinen Bestand; so verkaufte die Schneiderassoziation im November 1851 ihren Laden mit Zubehör und gutem Willen und suchte auch ihren Vorrath an Stoffen und Kleidern zu veräußern. Statt Fortschritte zu machen, schien die Arbeiterbewegung schon im Jahre 1851 rückgängig zu werden. Zeitungen und Männer, die sich ihr ursprünglich angeschlossen hatten, waren von der Bühne verschwunden. Der Haufe von vielen Hunderten in Philadelphia war bis auf wenige zusammengeschmolzen, und in andern Städten war es auch nicht viel besser.

Schon im März 1851 berief der damalige Präsident des Arbeitervereins, F. Olbach, wegen des schlechten Besuchs eine Versammlung, um über die Zukunft des Vereins zu berathen, und infolge der Theilnahmlosigkeit, die sich während der letzten Monate unter den Arbeitern kund gegeben hatte, wurde am 12. April auf Rosenthals Antrag beschlossen, den Verein bis zum letzten Samstag im September zu vertagen und bis dahin ein Permanenzcomite von dreizehn Gliedern zu ernennen. Es bestand aus L. Mahlke, J. Kohler, V. Kohler, M. Röcker, W. Rosenthal, F. W. Thomas, O. Maaß, W. Candidus, Reuter, Sauer, Klingel, A. H. Rosenheim und Boßhard.

Trotz dieses scheinbaren Rückgangs oder Stillstands der Arbeiterbewegung, hörte sie nicht auf, und wenn auch die Weitling'schen Pläne nicht zur Ausführung kamen, so fand doch immer noch eine sozialistische Propaganda statt und manche Vereine nannten sich soziale oder sozialistische, welche Bezeichnungen freilich allmählich wieder verschwanden. Selbst die Turngemeinde Philadelphia wurde von einer Mehrzahl ihrer Mitglieder im November 1851 in eine Soziale Turngemeinde umgewandelt, was eine Spaltung verursachte, indem die Minderheit dagegen als ungesetzlich protestirte und unter dem alten Namen, den ihre Fahne trug, forbestand und ihn infolge einer Wiedervereinigung noch jetzt führt. Zu jener Zeit gab es auch noch einen Sozialen Turnverein. Als ein neuer Anstoß zur Weiterentwickelung der Arbeiterbewegung in Philadelphia ist die Wiedererweckung des vertagten Arbeitervereins am 22. November 1851 zu betrachten, doch bleibt die Schilderung ihres Fortgangs unter den Deutschamerikanern späteren Mittheilungen vorbehalten.

---

† Heinrich Carl Pfeiffer, Quincy. †

Schon wieder ist durch den Tod eine Lücke in den Kreis der Mitglieder der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois gerissen worden. Heinrich Carl Pfeiffer starb am 15. Juli 1910, nach längerem Leiden, im Alter von 69 Jahren, 4 Monaten und 7 Tagen. Geboren am 7. März 1841 zu Wieda, Braunschweig, war er im Frühjahr 1865 in der alten Heimath mit Frl. Auguste Abel in die Ehe getreten, und war das Paar im nämlichen Jahr nach Quincy gekommen, wo der Verstorbene viele Jahre thätig gewesen ist und eine hervorragende Stellung im Industriewesen der Stadt eingenommen hat. Nachdem er 18 Jahre lang in Oefengießereien gearbeitet, widmete er sich im Jahre 1883 der Fabrikation von Schaukästen, und nahm das Geschäft unter seiner umsichtigen Leitung einen gewaltigen Aufschwung, so daß

in der von ihm und Friedrich Pieper betriebenen Fabrik mit der Zeit weit über 100 Arbeiter beschäftigt wurden. Heinrich Carl Pfeiffer war ein Mann von echt deutschem Schrot und Korn, und verliert auch die Deutsch-Amerikanische Historische Gesellschaft durch sein Dahinscheiden ein treues Mitglied, da derselbe sich von Anbeginn an besonders für die Ziele derselben interessirte.

Außer der Wittwe hinterläßt der Verstorbene drei Söhne, Heinrich, Vizepräsident der W. E. Early Wholesale Grocery Company, Memphis, Tenn., Wilhelm, Vizepräsident der Quincy Show Case Company, und Arthur, mit dem Vater in der Fabrik interessirt, sowie eine Tochter, Augusta, Gattin von Martin Kölsch, Buchführer der Quincy Show Case Company.

Heinrich Bornmann.

Vom Büchertisch.

Schwaben-Verein Chicago. Festschrift für das, wie alle seine Vorgänger hoch erfolgreiche **33. Canstatter Volksfest 1910.** Wieder eine treffliche literarische wie künstlerische Leistung. Neben dem von der Jacob Manz Engraving Co. vorzüglich ausgeführten Einband-Deckel mit den Bildern von Wilhelm Hauff, Christian Daniel Schubart, Theobald Kerner, Ludwig Uhland, Graf Christian Friedrich Alexander von Württemberg, Christian Friedrich von Leins und Johannes Kepler, von welchen sieben großen Schwaben Martin Drescher im Text treffliche kurze Lebensbeschreibungen geliefert hat, finden sich Städtebilder von Calw im Schwarzwaldkreis, Mergentheim im Jagstkreis, Ravensburg im Donaukreis und Heilbronn im Neckarkreis, mit Beschreibungen, Portraits von Goethe, Hubert Netzer, Fritz Reuter und seiner Louise, und Marie Raible, und Abbildungen von Reuter's Villa in Eisenach, von Netzer's Entwurf zum Karl-Olga-Denkmal in Stuttgart, und vom Nationalen Deutsch-Amerikanischen Lehrerseminar zu Milwaukee. Der reichhaltige Text besteht neben bereits Erwähntem aus einem „Willkomm-Gruß"-Gedicht von Georg Giegold, „Prolog und Festspiel" (in schwäbischer Mundart) von Julius Schmidt, „Offizielle Mittheilungen des Goethe-Denkmal-Comites" von Franz A. Demmler, „Lichtenstein", Gedicht von Martin Drescher, „Fritz Reuter" (zum hundertsten Geburtstag) von Edna Fern, „Geh' nicht vorbei", Gedicht von Marie Raible, „Schwaben im Ausland", Reise-Erinnerungen von Dr. Albrecht Wirth, „Das Nationale Deutschamerikanische Lehrerseminar zu Milwaukee" von Max Griebsch, „Alemannien, Schwaben, Württemberg", eine historische Uebersicht von Edmund Deuß, „Ein Lindenblatt fand ich im Buch", Gedicht von Mathilde Minuth, „Die Hochzeit auf dem Canstatter Volksfest" von Albert Weiße, „Meine Deutschlandreise" von Georg Giegold, „Im Schwarzwald und am Rhein — wie die Württemberger 1870 einem feindlichen Einfall in das Vaterland vorbeugten", von Carl Haerting, und in schwäbischer Mundart: „Am Cedar Lake", Gedicht von Julius Schmidt „Schwäbische Kochregeln" von L. Henle, und zwei kleine schwäbische Schnurren von M. Bückle.

Besonders erfreulich und lobenswerth an der Festschrift ist die Thatsache, daß der ganze Text — mit einer Ausnahme — von Deutsch-Amerikanern herrührt.

Inhalts-Verzeichniß

des zehnten Bandes der Deutsch-Amerikanischen Geschichtsblätter.

1910.

Neue Mitglieder.

Chicago: Hy. W. Huttmann.
Waukesha, Wis.: J. H. A. Lacher.

Geschenke für die Bibliothek.

Mittheilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins. Neue Folge. 17. Band.

The Pennsylvania German. Vol. XI, 7, 8, 9.

Journal of the Illinois State Historical Society. July, 1910.

Von Herrn **W. A. Meese,** Moline: 35jährige Jubiläums-Ausgabe der Rock Island-Moline Volkszeitung (zu Ehren der Convention des Staatsverbandes Illinois des Deutsch-Amerikanischen Nationalbundes.)

Inhalts-Verzeichniß.